

Sechs Texte bis zum queerfeministischen Streik



Reader zum kritischen Bildungszyklus im
Winter/Frühling 2024/25

Programm Herbst/Winter 2024/25



Wann: Jeden ersten Montag im Monat!

Wo: Im Community Center de_block an der Waldmannstrasse 17 Bern
Veganes Abendessen um ab 18 Uhr, Diskussion um 19 Uhr.

4. November: **Feministische Kritik an Utopievorschlägen aus der aktuellen Planungsdebatte**

Text: Heide Lutosch: «Wenn das Baby schreit möchte man doch hingehen». Auf communaut.org am 30. April 2022.

2. Dezember: **Feministische Perspektive aus der russischen Revolution 1917**

Text: Alexandra Kollontai: Ausschnitte aus dem Buch «Die Situation der Frau in der gesellschaftlichen Entwicklung» (1921).

6. Januar. November: **Manifest schwarzer lesbischer Feministinnen in den USA**

Text: Combahee River Collective Statement (1977).

3. Februar: **Die Italienische Lohn-für-Hausarbeit-Bewegung**

Texte: (1) Lohn gegen Hausarbeit – Silvia Federici 1974. (2) Counter-Planning from the Kitchen – Silvia Federici und Nicole Cox 1974.

3. März: **Analysen und Reflexionen aus der autonomen Bewegung Teil 1**

Text: Drei zu eins – Klassenwiderspruch, Rassismus und Sexismus – Klaus Viehmann u.a. 1993.

7 April: **Analysen und Reflexionen aus der autonomen Bewegung Teil 2**

Text: Millis Tanz auf dem Eis – Von Pirouetten, Schleifen, Einbrüchen, doppelten Saltos, und dem Versuch, Boden unter die Füsse zu kriegen – Rote Zora 1993.

5. Mai: **Vorbereitung auf den queerfeministischen Streik im Juni**

»Wenn das Baby schreit, dann möchte man doch hingehen«

30. April 2022 von Heide Lutosch auf communaut.org

»Drunter mach ich's nicht«. Eine Vorbemerkung

Zu Beginn eine kurze Polemik.

(Ich verspreche, den Modus der »wütenden Frau« danach sofort zu verlassen und ihn gegen den der sachlichen Analyse einzutauschen...)

In einer Online-Diskussion über den 2018 erschienenen Text [Umriss der Weltkommune](#) der Gruppe »Freundinnen und Freunde der klassenlosen Gesellschaft« konstatierte ein Genosse neulich, dass in einer befreiten Gesellschaft jegliche Form der Unfreiwilligkeit verschwunden sein müsse :»drunter« mache er es nicht mit der Revolution, beziehungsweise falls doch, dann nur aus moralischen Gründen, also für andere – und das sei am Ende ja nie ein wirklich tragfähiges Motiv. Zudem sei etwa die Forderung nach einer gerechten Verteilung von Arbeit ein typisches Beispiel dafür, wie im schlecht-utopischen Denken die Bedingungen der falschen Gegenwart unreflektiert in die Zukunft mitgeschleppt werden.

ER: kinderlos, in einem polyamorösen Beziehungsgeflecht lebend, mit einer nicht gut, aber ausreichend bezahlten Unistelle und der Aussicht auf ein kleines Erbe von Seiten seines über 85-jährigen Vaters, der seit einigen Jahren in einem sehr passablen, von der Schwester des Genossen organisiertem Pflegeheim untergekommen war,

ER, der in einer kleinen, hellen 2-Zimmer-Wohnung in einer deutschen Metropole lebte und dessen gesundheitliche Probleme sich auf Verspannungen im Schulter-Nacken-Bereich und einen kleinen Bauchansatz vom Biertrinken beschränkten,

ER, so sagte er, sei nämlich eigentlich gerade äußerst zufrieden mit seinem Leben.

Es verschlug mir so die Sprache, dass ich reflexartig Kamera und Mikro ausschaltete und das Wort »Internetproblemek« in den Chat schrieb.

ICH, die ich neuerdings manchmal von der Angst geplagt wurde, dass meine beiden Kinder womöglich nicht alt werden würden, weil sie vorher bei einer Flut, einem Orkan oder einem gewaltsamen Verteilungskampf ums Leben kommen würden,

ICH, die ich ahnte, dass unsere bezahlbare Wohnung demnächst von der neuen Besitzerin, einer großen Immobilienfirma, saniert werden würde,

ICH, die ich trotz zweier nerviger chronischer Krankheiten nicht die geringste Aussicht auf die ohnehin mickrige Sozialleistung der »teilweisen Erwerbslosigkeit« habe,

ICH, die ich seit Beginn meiner Berufstätigkeit im Schnitt etwa acht Prozent weniger verdiene als meine ebenso gut ausgebildeten, ebenso berufserfahrenen männlichen Kollegen,

ICH, die ich vor kurzem auf dem Fahrrad am helllichten Vormittag von einem stocknüchternen und frischgeduschten Endzwanziger, der mir herrisch die Vorfahrt genommen hatte, auf meinen schüchternen Protest hin als »ungefickte Jungfer« und »hässliche alte Fotze« beschimpft worden bin,

ICH, die ich befürchtete, dass meine Eltern sich bald nicht mehr selbst versorgen können und ich und meine über die ganze Republik verstreuten Schwestern mit der uferlosen

Überzeugungs-, Recherche und Organisationsarbeit, die mit einer solchen Situation verbunden ist, neben unseren beruflichen und familiären Aufgaben und angesichts unseres nicht unkomplizierten Schwesternverhältnisses komplett überfordert sein würden, ICH, die ich weiß, dass all das im Blick auf die Schwarze, alleinerziehende, sich in zweieinhalb Jobs abrackernde Verkäuferin aus Detroit Jammern auf hohem Niveau ist, von dem Vergleich mit dem auf dem Bau arbeitenden Transmann aus Ungarn oder der Sexarbeiterin in Buenos Aires mal ganz zu schweigen, ICH hatte kurz das Gefühl, dass diesen Genossen und mich ein Klassengegensatz trennt: ER als zur Klasse derjenigen gehörend, die objektiv und subjektiv von dieser Gesellschaft profitieren, und zwar ganz ohne Kapitalist zu sein, ICH, für die die Nachteile überwiegen und die ein dringendes persönliches Interesse an einer anderen Gesellschaft hat.

Das ist natürlich Quatsch: Auch Männer haben chronische Krankheiten, böse Vermieter und Angst vor der Klimakatastrophe – und so Weiß und cis sie auch sein mögen: auch sie werden vom Kapital ausgebeutet. Trotzdem hat mich dieses blasierte, sich Wunder was auf den eigenen Antiautoritarismus sowie auf die eigene Wichtigkeit in einem gesellschaftlichen Transformationsprozess einbildende »Drunter mach ichs nicht« tief beeindruckt und dazu geführt, dass ich mich zumindest hypothetisch gefragt habe, »worunter« ICH es eigentlich nicht mache.

Die spontane, zugegebenermaßen ziemlich abstrakte Antwort lautete: Für einen alternativen Gesellschaftsentwurf, der nicht durch und durch feministisch ist, mach ich keinen Finger krumm.

Ende der Polemik.

Einleitung

Linke Utopieentwürfe beschäftigen sich mit der Frage, wie eine dauerhaft funktionierende, an den Bedürfnissen aller orientierte, herrschaftsfreie Gesellschaft aussehen könnte. Dass eine solche Gesellschaft nur denkbar ist, wenn es auf Dauer kein Privateigentum an Produktionsmitteln mehr gibt, ist in all diesen Entwürfen vorausgesetzt. Alle weiteren, aus diesem Ziel folgenden Konsequenzen sind dagegen nicht mehr so einfach zu bestimmen – und es tun sich sofort eine Menge relativ komplexer ökonomischer und demokratietheoretischer Fragen auf.

Es gab in den letzten Jahren verschiedene, ziemlich mutige und ernsthafte Versuche, die Grundzüge einer solchen funktionsfähigen, bedürfnisorientierten und herrschaftsfreien Gesellschaft zu skizzieren, und zwar nicht im Sinne des zurecht verpönten »Auspinseln«, sondern im Sinne eines vorwegnehmenden gedanklichen Durchspiels, das genau so konkret wird, dass dabei mögliche grundsätzliche Schwierigkeiten zutage treten und diskutierbar werden.¹

Als Feministin könnte man nun annehmen, dass in einer solchen herrschaftsfreien und bedürfnisorientierten Gesellschaft ganz automatisch kein Platz mehr ist für die zwei ekligsten Features des Patriarchats: sexistische Gewalt, sowie die spezifische Form der Ausbeutung, die in der exklusiven Zuständigkeit von Frauen für die Reproduktionsarbeit liegt

Das könnte man annehmen. Sollte man aber nicht!

Zwei linke Utopieentwürfe

Im Folgenden möchte ich zwei derartige Entwürfe vorstellen: zum einen das Modell des sogenannten »Digitalen Sozialismus« von Daniel E. Saros, das er in seinem 2014 erschienen Buch *Information Technology and Socialist Construction – The End of Capital and the Transition to Socialism* skizziert hat. Der zweite alternative Gesellschaftsentwurf, der hier kurz dargestellt werden soll, nennt sich »Commonismus« und wurde von Simon Sutterlütli und Stefan Meretz in ihrem 2018 erschienen Buch *Kapitalismus aufheben. Eine Einladung, über Utopie und Transformation neu nachzudenken* vorgeschlagen.

Im Zentrum des „Digitalen Sozialismus“ von Daniel E. Saros steht die komplizierte Vermittlung von Bedürfnissen und Arbeitsprodukten. Was sich im Kapitalismus über den Markt, über Angebot und Nachfrage, über Konkurrenz und Preise „regelt“: nämlich, dass alle Güter und Dienstleistungen, für die es eine Nachfrage gibt, auch vorhanden sind, und zwar weder in viel zu großer noch in viel zu kleiner Menge, muss in einer nichtkapitalistischen Gesellschaft irgendwie anders organisiert werden. Das Narrativ von der »invisible hand« des Marktes ist zwar schon deshalb falsch, weil im Kapitalismus nur die *zahlungskräftige* Nachfrage bedient wird und es folglich immer wieder vorkommt, dass Menschen sozusagen neben vollen Regalen verhungern. Aber das bedeutet umgekehrt nicht, dass der Marktmechanismus in bestimmten Bereichen nicht tatsächlich ein ziemlich effizienter und dazu noch dezentraler Informationsprozessor für die Verteilung von Ressourcen wäre.

Von den bürgerlichen Ökonomen Ludwig von Mises und Friedrich von Hayek wurde in den 20er-Jahren des 20. Jahrhunderts die sogenannte »Socialist Calculation Debate« angestoßen. Sie hatte ihren Ausgangspunkt in deren Behauptung, dass rationale Planung ohne Preise nicht möglich wäre, da man ohne sie nicht wisse, welche Produktionswege effizient seien und welche nicht. Vor allem aber könnten Informationen und Daten in dieser Menge und Schnelligkeit über ein zentralisiertes (gemeint war natürlich das sowjetische) System niemals berechnet, geschweige denn rechtzeitig und in korrekter Form überhaupt ermittelt werden. Von einigen linken Autoren wird anerkannt, dass Hayek und Mises damit zu ihrer Zeit wahrscheinlich sogar Recht hatten.² Es gibt aber nun inzwischen bekanntlich sehr leistungsfähige Rechner- und Netzwerktechnologien, und genau hier setzt Daniel E. Saros mit seinem Vorschlag an.

In den Grundzügen lässt sich der Vorschlag von Saros wie folgt darstellen: Die Arbeiter:innen eines Betriebs organisieren und koordinieren ihre Arbeit selbst. Sie bilden einen sogenannten »workers council« (Arbeiter:innenrat) und stehen zu den konkreten Produktionsmitteln ihres Betriebs in einem kollektiven Besitzverhältnis, das Saros »legal right of guardianship« nennt. Sie sind also gemeinsam Hüter:innen bzw. Vormünder der Produktionsmittel, jedoch keine Besitzer:innen in dem Sinne, dass sie die Produktionsmittel ihres Betriebs zum Beispiel an einen Privateigentümer verkaufen könnten.

Diese Arbeiter:innenräte posten nun die von ihnen produzierten Gebrauchswerte in einem sogenannten »general catalog« (Gesamtkatalog), den man sich als eine Art sozialistisches Amazon vorstellen kann.

Die Konsument:innen wählen die von ihnen benötigten Gebrauchswerte für beispielsweise den kommenden Monat daraufhin aus und platzieren diese in einem personalisierten »needs

profile« (Bedürfnisprofil), auf das sie elektronisch zugreifen können. Dies geschieht nach persönlicher Priorität: Die notwendigsten Gebrauchswerte stehen oben, die weniger wichtigen weiter unten. Saros betont – und das ist ihm sehr wichtig –, dass das jeweilige Bedürfnis einer Person genauso viel zählt wie das Bedürfnis jeder anderen Person.

Für jeden bestellten Gebrauchswert werden je nach Anzahl und Priorisierung digitale Punkte vergeben. Diese werden dem Betrieb, bei dem der Gegenstand bestellt wurde, zugeteilt, damit dieser die notwendigen Rohstoffe und Zwischenprodukte erwerben kann. Dazu muss der Arbeiter:innenrat ermitteln, welche Zwischenprodukte er in welcher Menge für die Produktion der bestellten Güter braucht und dies mithilfe des gleichen Punktesystems an diejenigen Betriebe kommunizieren, die die benötigten Zwischenprodukte herstellen. Diese bestellen wiederum, vermittelt über den General Catalog, mit ihren Punkten die benötigten Rohstoffe bei den entsprechenden Rohstoff-Arbeiter:innenräten. Die Punkte haben also die Funktion, dafür zu sorgen, dass die Ressourcen genau dorthin gehen, wo der Bedarf am größten ist. Dieser ganze Prozess der Allokation von Rohstoffen und Zwischenprodukten läuft hauptsächlich über Rechenmaschinen. Zusätzlich gibt es auch sogenannte Systemadministrator:innen, die den Prozess insgesamt überwachen. Sobald die Zwischenprodukte in dem Betrieb angekommen sind, müssen noch die entsprechenden Arbeitskraftressourcen bereitgestellt werden. Das läuft in Saros Modell über die selbstorganisierte Festsetzung der täglichen Arbeitszeiten in dem jeweiligen Betrieb. Hinsichtlich des Klimawandels und der Umweltzerstörung werden zudem spezielle Arbeiter:innenräte geschaffen, in denen Wissenschaftler:innen die Grenzen festsetzen, innerhalb derer die natürlichen Ressourcen in einer bestimmten Region nach Kriterien der Nachhaltigkeit verbraucht werden dürfen.

Für ihre Arbeit werden die Arbeiter:innen mit sogenannten »credits« bezahlt. Diese sind wohlgemerkt etwas vollkommen anderes als die digitalen Punkte, die ausschließlich als Kommunikationssignale fungieren. Wie viele Credits eine Arbeiterin für ihre Arbeit bekommt, richtet sich nicht danach, wie viel oder wie erfolgreich der Arbeiter:innenrat, zu dem sie gehört, produziert, sondern vielmehr nach ihrer Arbeitserfahrung in Jahren und nach ihrem »Engagement«. Folglich fällt auch das Profitmotiv weg, da die Arbeiter:innenräte keine Credits bekommen, die dann in Form von Einkommen an die einzelnen Mitglieder ausgegeben werden könnten

Mit den Credits lassen sich ausschließlich Konsumgüter erwerben, die einem dann aber (im Gegensatz zu den Produktionsmitteln) privat gehören. Die Credits sind personalisiert und müssen in einem festgelegten Zeitrahmen ausgegeben werden. Sobald das geschehen ist, verschwinden sie. Das bedeutet, dass sie nicht zirkulieren und auch insofern nicht als Geld funktionieren können, sondern als unübertragbare Gutscheine.

In Saros' Modell ist es außerdem möglich, dass Endkonsument:innen Gebrauchswerte erwerben, die sie vorher nicht in ihrem persönlichen Bedürfnisprofil aufgeführt haben. Diese spontanen Bestellungen »kosten« dann jedoch mehr Credits als die vorbestellten Konsumgüter. Wenn man – gemessen am Durchschnitt – sehr viele Gebrauchswerte bestellt, werden einem ebenfalls Credits abgezogen. Umgekehrt wird eine gewisse Sparsamkeit und Bescheidenheit belohnt, weil dadurch gesamtgesellschaftlich natürliche Ressourcen und Arbeitskapazitäten

eingespart werden können. Dieses digitale System von Anreizen und Strafen soll jeden einzelnen dazu motivieren, sorgfältig, vorausschauend und verantwortungsbewusst zu planen.

Arbeit ist in dem alternativen Gesellschaftsentwurf von Daniel E. Saros explizit nicht freiwillig und es existiert auch kein bedingungsloses Grundeinkommen. Wie lange man arbeiten muss, hängt davon ab, wie beliebt eine Arbeit ist: Menschen, die eine schwere, dreckige, unbeliebte Arbeit machen, haben also insgesamt eine kürzere Arbeitszeit.

Wie wird nun festgelegt, wie viele Credits für einen bestimmten Konsumgegenstand »ausgegeben« werden müssen? Bestimmt wird diese Summe von den jeweiligen Arbeiter:innenräten. Ziel ist die vollständige Verteilung der gesamten Menge der Gebrauchswerte. Nach diesem Kriterium richtet sich die Festlegung der Preise. Wenn sich Produkte also schnell verkaufen, kann der Workers Council den Preis anheben, wenn dies eher langsam geschieht, kann er den Preis senken, und wenn am Ende noch zu viel übrig ist, kann der Preis sogar auf null gesenkt werden.

Der General Catalog enthält zugleich auch sehr weitreichende und komplexe Informationen über den Produktionsprozess des jeweiligen Gebrauchsgegenstands. Zwischen Arbeiter:innenräten, die das gleiche Produkt herstellen, entsteht dadurch ein gewisser Konkurrenzdruck. So kann es beispielsweise passieren, dass die Konsument:innen plötzlich fast nur noch die Milch aus dem Betrieb mit den glücklichen Kühen bestellen und der Arbeiter:innenrat, der die Milch konventionell erzeugt, leer ausgeht. Das bedroht aber – anders als im Kapitalismus – die Arbeiter:innen in dem Betrieb mit den nicht so glücklichen Kühen nicht in ihrer Existenz. Denn ihr Einkommen hängt schließlich nicht von der Menge der Produkte ab, die ihr Betrieb loswird, sondern davon, wie viel Arbeitserfahrung sie haben und wie sorgfältig sie ihre persönlichen Konsumbestellungen planen. Eine Mindestanzahl von Bestellpunkten muss ein Arbeiter:innenrat jedoch bekommen, um weiterhin produzieren zu können. Doch es spricht auch nichts dagegen, dass der Biomilchbetrieb zu den Leuten von dem konventionellen Milchhof sagt: »Macht doch einfach bei uns mit!« oder auch: »Wir zeigen euch, wie wir das mit den glücklichen Kühen hinkriegen.«

Um Innovation zu fördern, sollen in Saros' Modell Arbeiter:innenräte auch vollkommen neue Gebrauchswerte im General Catalogue posten können. Sobald es dann eine ausreichende Anzahl von interessierten Konsument:innen gibt, geht das Produkt in die Fertigung.

In Saros' sozialistischem Modell, das sich übrigens ganz klassisch als Vorstufe zum Kommunismus versteht, der aufgrund des Produktivkraftfortschritts und der dadurch vorhandenen gesamtgesellschaftlichen Fülle dann auch ohne Arbeitspflicht funktionieren soll, ist noch eine staatliche Struktur mit demokratisch gewählten Repräsentanten vorgesehen, die die Gesamtstruktur im Einzelnen gestalten und festlegen. Dieser Staat tritt den Individuen jedoch nicht mehr (oder nicht mehr so stark) als fremde Macht entgegen, sondern hat auf der Grundlage der skizzierten ökonomischen Prinzipien (in denen ja sehr viel Selbstbestimmung vorgesehen ist) eher die Funktion einer übergeordneten Instanz, die im Konfliktfall die Interaktionen der einzelnen Individuen moderiert.

Insgesamt wird hier ein ziemlich flexibles System präsentiert, in dem mithilfe von Computertechnologie ausgehend von den Bedürfnissen der einzelnen Menschen sehr präzise

geplant werden kann. Das angestrebte Gleichgewicht zwischen Bedürfnissen, Ressourcen und Arbeitskapazitäten entsteht daher nicht durch einen zentralen Plan, formelle Regeln oder gar moralische Erwartungen, sondern durch ein System von Anreizen, das kooperatives Verhalten wahrscheinlich und auch für den einzelnen sinnvoll macht.

In Saros Modell des Übergangs vom Kapitalismus zum digitalen Sozialismus eignen sich nach und nach immer mehr Menschen die Betriebe an, in denen sie arbeiten und beginnen, diese kollektiv zu organisieren und zu schützen. Für den Beginn eines solchen Transformationsprozesses müssen verschiedene Voraussetzungen erfüllt sein: Erstens muss es genug Leute geben, die über die Funktionsweise dieser neuen Ökonomie informiert sind und sie befürworten. Auch sollte die digitale Infrastruktur in Form des General Catalog bereits bereitstehen. Und zuletzt braucht es die politische Unterstützung durch Parteien, die diese sozialistische Produktionsweise befürworten, damit die Kapitalisten die sukzessive Beschlagnahmung ihrer Betriebe nicht unterlaufen können.³

Der zweite alternative Gesellschaftsentwurf, den ich kurz vorstellen möchte, nennt sich

Commonismus.

Grundlage dieses von Simon Sutterlütli und Stefan Meretz ausführlich beschriebenen Modells sind sogenannte »Commons«. Damit sind zum einen gemeinschaftlich genutzte Ressourcen, zum anderen selbstorganisierte Kooperationsgemeinschaften zur Herstellung von Gütern oder zur Bereitstellung von Dienstleistungen gemeint. Eine Wiese, die niemandem individuell gehört und über die die Bewohner eines Dorfes kollektiv verfügen, indem sie nach bestimmten Absprachen zum Beispiel ihre Kühe darauf weiden lassen, ist ein häufig genanntes Beispiel für ein Commons.⁴ Auch ein im Kollektiv betriebener Zeltplatz kann ein Commons sein, genauso wie ein Hausprojekt, eine landwirtschaftliche Kooperative oder eine von vielen unterschiedlichen Beitragenden betriebene digitale Wissensplattform wie Wikipedia.

Commons können sich immer dort bilden, wo mehreren Menschen ein bestimmtes Projekt am Herzen liegt, das sie gemeinsam verwirklichen möchten, sei es, Felgen für Fahrräder zu produzieren, sei es, Getreide anzubauen. Es gibt nur drei verbindliche Prinzipien, denen jedes Commons verpflichtet sein muss: das der Freiwilligkeit, der kollektiven Verfügung und der Selbstorganisation. Ein Commons wird hinsichtlich seiner Mitgliederzahl als so überschaubar gedacht, dass die Selbstorganisation, sowie die damit möglicherweise einhergehenden Konflikte komplett über interpersonale Beziehungen, oder in der Sprache der Commonstheorie: »peer to peer« geregelt werden können.

Die stoffliche Vermittlung von Rohstoffen, Zwischenprodukten, Arbeitskräften und Produktionsmitteln läuft in diesem Modell ganz anders als bei Saros, nämlich über ein Konzept, das die Autoren »Stigmergie« nennen: In den einzelnen Herstellungsprozessen werden lokal Zeichen (Stigmata) hinterlassen, die anderen sagen, welches Ziel ein Projekt verfolgt, was zu tun ist und wo Beitragende gebraucht werden (ein häufig genanntes Beispiel ist der rote Link bei Wikipedia, der als eine Art Aufforderung/Angebot an die Community zu verstehen ist: »Möchtest du nicht vielleicht den fehlenden Teil des Artikels ergänzen?«)

Das Zutrauen, dass diese Art der Kommunikation ohne zentralen Plan und auch ohne eine gemeinsame quantitative Maßeinheit (wie im Kapitalismus das Geld bzw. bei Daniel E. Saros die

Punkte), sowie ohne weitere allgemein geltende Regeln und Kommunikationsverfahren funktionieren kann, schöpfen die Autoren aus einem Phänomen, das sie das »Gesetz der großen Zahlen« nennen: »Gibt es ausreichend Menschen und Commons, so wird sich für jede Aufgabe, die getan werden muss, auch eine Person oder ein Commons finden.«⁵ Oder, in konkretisierter Form: »Manch eine arbeitet gern im Stahlwerk, ein anderer stellt gerne eine saubere Stadt her. Einer kann gut zuhören und Menschen helfen, ihre Bedürfnisse zu entdecken, eine andere findet Gefallen daran, Konflikte zu schärfen und zu klären.«⁶

Bei diesem Sich-Zuordnen zu bestimmten Tätigkeiten herrscht also radikale Freiwilligkeit, und Konsumierendürfen ist in keiner Weise an Arbeitenmüssen gebunden. Das stellt in diesem Modell schon insofern keine Schwierigkeit dar, als dass Arbeiten (in der Diktion der Commonstheorie: »Tätigsein«) letztendlich selbst als eine Art Bedürfnis aufgefasst wird (– dazu später mehr).

Diese radikale Freiwilligkeit entstehe, da die sogenannte »exkludierende« Logik des Kapitalismus (also die des Eigentums, der Konkurrenz und des Profits) durch die »inkludierende« Logik des Commonismus (also die der kollektiven Verfügung und der Kooperation und Selbstorganisation auf intersubjektiver Ebene) ersetzt sei, so die Autoren. Der Commonismus bilde ein gesellschaftliches Setting, innerhalb dessen es subjektiv sinnvoll/naheliegend/funktional sei, bei der Befriedigung der eigenen Bedürfnisse auch die Bedürfnisse anderer einzubeziehen.

Das Internet und die Digitaltechnik haben in diesem Entwurf – anders als bei Saros – keinen hohen Stellenwert. Algorithmen und das Internet werden eher als mögliche Mittel gedacht, um z.B. bereits eingespielte Produktionsprozesse zu optimieren – für die Vermittlung von Bedürfnissen sind sie nicht zentral.

Sobald es jedoch Konflikte gibt, muss in dem Entwurf von Sutterlütli und Meretz auf die intersubjektive Ebene zurückgekehrt werden, weil ihrer Argumentation nach weder Mehrheits- noch Konsensentscheidungen im Konfliktfall hilfreich seien, da sie gegenüber den Betroffenen stets einen fremden und äußerlichen Charakter hätten: »Es sind nicht meine Lösungen, warum sollte ich ihnen folgen?«⁷ Für die Konfliktlösung von peer zu peer gebe es dagegen andere Möglichkeiten, die mit Begriffen wie »Thematisieren«, »Aussprechen«, »Austragen«, »Erkunden«⁸ beschrieben werden – und dieses »Thematisieren«, »Aussprechen«, »Austragen«, »Erkunden« könne ausschließlich zwischen einzelnen, konkreten, von einem Konflikt betroffenen Menschen stattfinden. Konsequenterweise lehnen Sutterlütli und Meretz jede staatsähnliche Form von zentraler Institution oder politischer Vertretung ab. Selbst ein Rat wäre für sie eine »getrennte Allgemeinheit«. Diese Ablehnung begründen sie damit, dass eine solche Institution zu einem Zentrum der Macht und damit immer auch zu einem Herrschaftsinstrument werden kann. Durchaus denkbar sind jedoch sogenannte »Hubs«, die Aufgaben übernehmen, die die Selbstorganisation anderer Commons-Projekte ermöglichen oder unterstützen. Das kann zum Beispiel ein Infrastruktur-Commons sein, das die Abwasserregulation für eine Stadt plant, oder ein Koordinations-Commons, das die Stahlnutzung in einer bestimmten Region ermittelt.⁹

Eine weitere, eher implizite Voraussetzung dafür, dass die Vermittlung von Bedürfnissen, Beitragenden und Produktionsmitteln auf diese bestechend unkomplizierte Weise – ganz ohne Zwang, absolut freiwillig – auch wirklich funktioniert, ist das Vorhandensein einer gewissen

Fülle: »Wenn die Straßen dreckig sind oder der Kupferabbau giftig ist (...) müssen wir es so organisieren, dass Menschen die betreffenden Tätigkeiten wichtig genug finden, um sie zu tun. Und vielleicht muss Kupferabbau dafür mit großem Aufwand automatisiert werden, weil es uns wichtig ist, die Gesundheit der Beteiligten zu schützen – ein Aufwand, der sich am Markt nicht rechnen würde, den wir uns aber leisten wollen.«¹⁰

Die Transformation in eine neue Gesellschaft stellen sich die Commonstheoretiker grob gesagt so vor, dass sich schon in der alten Gesellschaft Commons als sogenannte Keimformen bilden, die auf bestimmte funktionale Mängel in dieser Gesellschaft reagieren und dann beim Auftreten einer gesamtgesellschaftlichen Legitimierungs- und/ oder Versorgungskrise gemeinsam dominant und dann letztlich systemstrukturierend werden.¹¹

Ein feministischer Blick

Beim Lesen und Nachvollziehen dieser Modelle hat mich immer wieder ein ganz grundsätzliches und zunächst schwer zu fassendes Unbehagen beschlichen. Irgendwann beschloss ich, mir dieses Unbehagen zuzugestehen, es ernst zu nehmen und zu versuchen, es gedanklich zu fassen zu bekommen. Meine Vermutung war, dass es etwas damit zu tun hat, dass ich als Frau in dieser Gesellschaft¹² zum Teil andere Erfahrungen gemacht habe als die durchweg männlichen Autoren dieser Modelle, zum Teil auch einfach zusätzliche Erfahrungen. *Meine* Befürchtungen, dass beim Nachdenken über eine bessere Gesellschaft bestimmte Voraussetzungen und Eigenschaften der falschen Verhältnisse »mit ins Neue geschleppt« oder »in die Zukunft verlängert« werden¹³, beziehen sich vielleicht schon deshalb auf andere oder zusätzliche Probleme, weil ich in meinem Alltag im Vergleich zu Männern unter anderen oder zusätzlichen Problemen leide.

Hauptfiguren

Das erste Unbehagen, das mich beim Lesen der skizzierten Entwürfe beschlichen hat, betrifft die Hauptfiguren dieser Modelle. Sowohl bei Saros als auch bei Sutterlütti und Meretz sind die handelnden Protagonist:innen mündige, gesunde, artikulationsfähige, junge, für sich selbst und ausschließlich für sich selbst verantwortliche, arbeitsfähige Menschen. Das wundert mich aus drei Gründen:

- - Erstens aus einem demographischen Grund: Die Gruppe der – grob gesagt – arbeitsfähigen Bevölkerung macht schon in *dieser* Gesellschaft, in der der Begriff der Arbeitsfähigkeit brutal weit gefasst ist (so weit, dass noch die müdesten, krankesten, kaputt gearbeitetsten Gestalten bis zum Erreichen des Rentenalters systematisch durch das Fordern und Fördern der Hartz IV Gesetze tyrannisiert werden) nur knapp 51 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. In einer befreiten Gesellschaft, die diesen Namen verdient, würde diese Zahl allerhöchstens 45 Prozent betragen, womit die Utopieentwürfe, jedenfalls die beiden, die ich hier vorgestellt habe, eine Minderheit der Menschen in ihren Mittelpunkt stellen würden.
- - Der zweite Grund ist ein lebensgeschichtlicher: Biografisch ist das »im vollen Saft Stehen«, von dem die Autoren so selbstverständlich ausgehen, eher die Ausnahme als der Regelfall. Bevor man überhaupt annähernd erwachsen ist, halbwegs weiß, was man

will, irgendetwas Nützliches gelernt hat, vergehen mindestens 25 Jahre. Wenn man Glück hat, fangen erst mit 55 die ersten Zipperlein an, aber krank, in der Krise, schwanger, von Liebeskummer geschüttelt, um Gestorbene trauernd, ab und zu von Unfällen, Missgeschicken oder bösen Kindheitserinnerungen heimgesucht, ist man zwischendurch auf jeden Fall. Und wenn all die Menschen, für die man zwischendurch gesorgt und Verantwortung übernommen hat, entweder erwachsen oder tot sind, ist man plötzlich selber alt, müde und tüddelig. Der autonome, emotional stetige, gewissenhaft planende, selbstbestimmt und engagiert arbeitende, digitale Tools aus dem FF beherrschende Mensch, den Saros in den Mittelpunkt seines Entwurfs stellt, ist eine Ausnahmegestalt; genauso wie der frei von Projekt zu Projekt hoppende, extrem kommunikations- und kooperationsfähige, mobile, emotional offene und körperlich bewegliche Mensch von Sutterlütli und Meretz.

- - Der dritte Grund für mein Unbehagen mit dieser Art von Protagonisten besteht darin, dass ich, hinsichtlich einer befreite Gesellschaft, eigentlich auf eine Zweck-Mittel-Umkehr gehofft hatte. Ich dachte immer, dass all das, was im Kapitalismus zur Hintergrundbedingung und zum Mittel (für die Reproduktion der Arbeitskraft) degradiert ist – Essen, Wohnen, Lernen, Ausruhen, Entfalten, Gestalten, Spaß haben, mit sich selbst und anderen klarkommen – in einer vernünftigen Gesellschaft zum Selbstzweck wird. Dementsprechend rücken die Menschen, die sich um diese Bereiche kümmern, aber auch und vor allem die Menschen, die sich auch schon im Kapitalismus partout nicht zum Mittel geeignet haben – kranke, körperlich oder kognitiv Eingeschränkte, traurige, kleine, alte, sterbende, verträumte – sozusagen aus dem Schatten in den Mittelpunkt.

Bedürfnis

Auch das Thema Bedürfnis, so unterschiedlich es bei Saros auf der einen und den Commons-Theoretikern auf der anderen Seite verhandelt wird, macht mich auf eine seltsame Weise stutzig und unzufrieden.

Gut und richtig ist wie gesagt, dass in beiden Gesellschaftsentwürfen die Bedürfnisse von Menschen (bzw. ihre Befriedigung) sozusagen der oberste Zweck gesellschaftlicher Tätigkeit sind. Aber was meinen die Autoren eigentlich genau, wenn sie von Bedürfnissen sprechen?

Daniel E. Saros hat einen sehr engen Bedürfnisbegriff: Bedürfnisse haben die Form von handgreiflichen, anklickbaren Konsumgütern, denen etwas zutiefst Individuelles und Privates anhaftet. Individuell sind die Bedürfnisse bei Saros insofern, als tendenziell *alles*, was ein Mensch so zum Leben braucht, in diesem Modell individuell angeklickt werden kann, aber wohl auch muss. Es fällt mir schwer zu erklären, warum ich darüber ein bisschen lächeln muss. Vielleicht, weil es mir einfach mühselig und unpragmatisch erscheint, wenn ich daran denke, dass ich jeden Monat nicht nur für mich, sondern auch noch für meine beiden Kinder und meinen Vater, der wegen einer doofen Augensache nicht mehr lesen kann, die Klicks machen muss? Weil ich vor meinem inneren Auge ganze Garden von Altenpflegerinnen mit den Bedürfnisprofilen ihrer Patienten kämpfen sehe? Weil es mir irgendwie – Tschuldigung – männlich vorkommt, Herrschaftsfreiheit vor allem als einen Zustand zu interpretieren, in dem mir keiner reinredet? So nach dem Motto: Nicht, dass der Staat noch kommt, und mir sagt, dass

ich Strom, Wasser, einen Tisch, einen Stuhl, ein Bett, was zum Anziehen, Öl, Brot, Schokolade, Gemüse und Bier brauche.

Privat ist Saros Blick auf Bedürfnis insofern, als dass er, der an anderer Stelle sehr wohl etwas über bürgerliche Sozialcharaktere zu sagen hat, Bedürfnis an keiner Stelle als etwas hinterfragt, dass zumindest Spuren des Gesellschaftlichen in sich trägt. In einer solchen Konstellation, die dann auch noch die formelle Gleichheit jedes einzelnen Bedürfnisses mit jedem anderen betont, steht das Bedürfnis einer Frau, für den Besuch der Schwiegereltern Kuchenzutaten zu bestellen, gleichberechtigt neben dem Bedürfnis des Mannes, ein neues Computerspiel zu ordern. Das Bedürfnis nach einem schnellen Auto steht gleichberechtigt neben dem Bedürfnis nach einem schnellen Rollstuhl. Wenn mehr Menschen in ihrem Bedürfnisprofil ein schnelles Auto statt einen schnellen Rollstuhl sehr weit oben platzieren, dann sorgt das elektronische Punktesystem automatisch dafür, dass Autofabriken bei der Verteilung der benötigten Rohstoffe priorisiert werden. Diese ziemlich existenziell werdende Form der ökonomischen Mehrheitsentscheidung muss mich ja aber vielleicht nicht weiter beunruhigen, weil, so wie ich es vorhin dargestellt habe, die Leute, die schnelle Autos wollen, wahrscheinlich ohnehin in der Minderheit sein werden.

Simon Sutterlütli und Stefan Meretz haben einen vollkommen anderen Bedürfnisbegriff: Bedürfnis ist bei ihnen, anders als bei Saros, gerade nichts Absolutes, Unhinterfragbares. Ohne sich dazu hinreißen zu lassen, explizit über »richtige« und »falsche« Bedürfnisse zu sprechen, betonen sie immer wieder, dass besonders die Bedürfnisse, die mit den Bedürfnissen anderer Menschen in Konflikt geraten, in der »inkludierenden« Logik einer commonistischen Gesellschaft zumindest stark abnehmen werden: Wer ganz allein in einem Haus mit Meerblick leben möchte, für den sei schon fast das Exkludieren selbst das Bedürfnis. Und ein solches Bedürfnis sei in einer Gesellschaft, wie sie von ihnen skizziert wird, (in der das Einbeziehen der Bedürfnisse anderer systematisch nahegelegt ist) letztendlich dysfunktional. Alle trotzdem auftretenden Bedürfniskonflikte seien eine Chance, die eigenen Bedürfnisse zu be- und hinterfragen. Und zwar wie gesagt ausschließlich in direkten Gesprächen zwischen den wenigen Menschen, die von dem Konflikt betroffen sind und die im Commonismus als formell Gleiche vorausgesetzt werden.

Der Einwand gegenüber dieser Art von Laissez-faire-Haltung bezüglich von Konfliktlösungs- und Entscheidungsfindungsprozessen liegt wohl beinahe für jede auf der Hand, die einmal in einer linken Kleingruppe gesessen und ewig gebraucht hat, um zu durchschauen, wer wem warum zuhört, nachgibt oder zustimmt, wer wessen Argumente aufgreift und verstärkt, wessen Stimme für Entscheidungen ausschlaggebend ist und wer »den Laden schmeißt«, wie es Jo Freeman in ihrem 1970 geschriebenen und immer noch hochaktuellem Text *Die Tyrannei der Strukturlosigkeit* beschreibt. In diesem Text analysiert sie am Beispiel feministischer Kleingruppen, wie scheinbare Lockerheit, Zwanglosigkeit und Spontaneität informelle Strukturen befördern, und wie diese informellen Strukturen Machtverhältnisse nicht etwa verhindern, sondern verschleiern und dadurch wiederum verstärken. Ihre Konsequenz lautet: »die Struktur [muss] explizit sein, nicht implizit. Die Regeln der Entscheidungsfindung müssen für alle einsehbar sein – und das kann nur der Fall sein, wenn sie formalisiert sind.«¹⁴

Dagegen betonen Sutterlütli und Meretz ihre Abneigung gegen formelle Strukturen auch bezüglich des – in ihrem Entwurf – wichtigsten Bedürfnisses von Menschen überhaupt: des

selbstbestimmten Arbeitens, oder wie sie sagen, des »Tätigseins«. Diese anthropologische Grundkonstante übernehmen die Autoren aus der kritischen Psychologie. Wenn Saros sagt: Freiheit ist, wenn mir beim Konsumieren keiner reinredet, sagen sie: Freiheit ist, wenn mir beim Arbeiten keiner reinredet. Auf welche Weise man tätig sein möchte, hänge einfach nur von der individuellen Verschiedenheit der einzelnen, gleichberechtigten Menschen ab, die auch deshalb begrüßenswert sei, weil sie nun einmal eine notwendige Voraussetzung der Arbeitsteilung darstelle.

Hier lassen sich gleich zwei Einwände anbringen: Zum einen ist das halbwegs zweckgerichtete Tätigsein, das hier gemeint ist, in meiner Welt – in der Kinder, Kranke, Alte und Menschen mit allen möglichen körperlichen und psychischen Beeinträchtigungen vorkommen – mitnichten das menschliche Hauptbedürfnis. Wer schon einmal beobachtet hat, wie ein 16-Jähriger, der eigentlich die Wohnung saugen will, 40 Minuten lang auf dem Boden neben dem Staubsauger hockt und hingebungsvoll die Katze streichelt, weiß, wovon ich spreche.

Zum anderen kann die formelle Gleichstellung von materiell Ungleichen bekanntlich dazu führen, dass die mit den schlechteren Ausgangsbedingungen hinterher auch schlechter dastehen. So intensiv die Commons-Theoretiker richtigerweise darüber reflektieren, wie schwierig es ist, die eigenen Bedürfnisse überhaupt nur zu erkennen, so vollständig entgeht ihnen die Tatsache, dass zumindest in dieser Gesellschaft die eine Hälfte der Bevölkerung, nämlich die sogenannte weibliche, noch immer systematisch dazu erzogen wird, die eigenen Bedürfnisse zurückzustellen. Dazu gibt es leider recht aktuelle und ziemlich niederschmetternde empirische Untersuchungen.¹⁵ Aus Sicht der Commons-Theorie jedoch steht das Bedürfnis einer Frau, die Wohnung aufzuräumen, bevor Besuch kommt, dem erschöpften Schulkind noch etwas Aufmerksamkeit zu widmen und den Säugling von seiner vollgekackten Windeln zu befreien, gleichberechtigt neben dem Bedürfnis des zugehörigen Mannes, vor dem Eintreffen eben jenes Besuches an einer Online-Diskussion zum Thema linke Utopieentwürfe teilzunehmen.

Ein weiteres, wie ich finde, sehr wichtiges Problem, das weder Saros noch Sutterlütli und Meretz bewusst zu sein scheint, ist das der Artikulation von Bedürfnissen. Denn viele der Menschen, von denen aus – meiner Behauptung nach – eine befreite Gesellschaft gedacht werden müsste, können ihre Bedürfnisse nicht so artikulieren, dass diejenigen, die Gesamtkataloge programmieren oder in einer Landwirtschaftskooperative Sellerie anbauen, sie überhaupt verstehen. Das kann daran liegen, dass diese Menschen kognitiv oder kommunikativ beeinträchtigt sind oder auch einfach daran – und das ist viel wahrscheinlicher – dass man sie einfach noch nie gefragt hat.

Auch scheinen die Autoren zu vergessen, dass sie selbst lange Phasen ihres Lebens hinter und vor sich haben, in denen ihnen eine hörbare und normgerechte Kommunikation ihrer eigenen Bedürfnisse nicht möglich war oder sein wird. Dass in einer profitorientierten, kapitalistischen Gesellschaft große Bevölkerungsgruppen überhaupt nicht danach gefragt werden, was sie (über die Grundbedürfnisse hinaus) eigentlich brauchen, ist klar. Aber in einer befreiten Gesellschaft, die diesen Namen verdient hat, darf das natürlich auf keinen Fall passieren.

Wenn man Grundschul Kinder fragen würde, was sie am meisten an der Schule stört, dann könnte es sein, dass sie sagen: der Lärm.

Wenn man Menschen, die ein Kind geboren haben, fragen würde, was in Kreißsälen sofort aufhören müsste, dann könnte es sein, dass sie sagen: die Gewalt und die Bevormundung.

Wenn man Menschen in Altenheimen fragen würde, was ihr Leben besser machen würde, dann könnte es sein, dass sie sagen, dass sie gern bis zum Schluss Teil des richtigen Lebens wären, anstatt sich, während sie auf den Tod warten, von Ergotherapeut:innen bespaßen zu lassen.

Wenn man Jugendliche fragen würde, welche Uhrzeit für den Schulbeginn in ihrem Sinne wäre, würde sie wahrscheinlich sagen: Jedenfalls nicht 7:25 Uhr.

Wenn man Sterbende in einem Hospitz fragen würde, was ihnen fehlt, würden sie vielleicht sagen: mein Lieblingsessen.

Wenn man Menschen mit kognitiven und kommunikativen Schwierigkeiten fragen würde, was sie am meisten vermischen, dann würden sie vielleicht sagen: dass sie nach ihren Bedürfnissen gefragt werden.

Klar, die Antworten sind rein hypothetisch, aber ich glaube, die Ebene, die sie ansprechen, ist es nicht, – und das ist ein Punkt, der mir wichtig ist. Denn die gesellschaftlichen Diskussionen, die geführt und die Maßnahmen, die ergriffen werden müssten, um diese Bedürfnisse vielleicht auch erst einmal nur provisorisch und Schritt für Schritt zu erfüllen – die verkleinerten Klassen und schallgedämpften Fußböden, die radikale Reform der Hebammenausbildung, Wohnformen, die alte Menschen nicht aussondern, partizipative Forschungsprojekte und Interviewformen zur Ermittlung der Bedürfnisse von Menschen, die als behindert gelten und so weiter – (alles Gedanken, die in bestimmten Nischen unserer Gesellschaft bereits verfolgt, aber dann aus benennbaren Gründen äußerst selten praktisch umgesetzt werden) – solche Maßnahmen haben weder in Saros »General Catalog« noch in den informellen Konfliktgesprächen der Commons-Theoretiker Platz, das sind Bedürfnisse, die sich weder durch individuelles Anklicken noch durch individuelles Ausdiskutieren erfüllen lassen.

Arbeit

Auch das Unbehagen, das mich in beiden Entwürfen beschlichen hat, sobald es um das Thema Arbeit ging, konnte ich anfangs nicht gut fassen. Denn bei allen Autoren war durchaus der gute Wille zu spüren, das Thema Reproduktionsarbeit nicht unter den Tisch fallen zu lassen. So erklärt Saros im Podcast *Future Histories*: »Arbeit kann weit gefasst werden, Carearbeit ist eine Möglichkeit, man muss nicht zu einem traditionellen Arbeitsplatz außerhalb der Wohnung gehen.«¹⁶ Na immerhin, habe ich gedacht, für Carearbeit gibt's Credits, das ist in der Linken ja durchaus nicht selbstverständlich. So schreibt die Gruppe »Freundinnen und Freunde der klassenlosen Gesellschaft« in ihrem viel diskutierten Text *Umriss der Weltcommune*, man käme »in Teufels Küche«, wolle man im Reproduktionsbereich »Arbeit und Vergnügen voneinander trennen«: »Bekäme jeder, der eine Stunde auf ein Kind aufpasst, dies auf seinem Arbeitszeitkonto gutgeschrieben, oder nur derjenige, der regelmäßig eine größere Schar von Blagen beaufsichtigt? Und wie erstrebenswert ist es überhaupt, das Leben in solche Kategorien zu zergliedern?«¹⁷

Eben dieser seltsame, philosophische Unterton, der das männliche Erwähnen der Reproduktionsarbeit in diesen Zusammenhängen prägt, findet sich aber letztendlich auch bei

Saros. Auf Nachfrage von Jan Groos gibt er im Interview zerknirscht zu, dass diese Art von Arbeit vielleicht doch nicht ganz in sein Konzept des General Catalog, der Workers Councils und Bedürfnisprofile passt. Und warum nicht? Weil sie nun einmal einer »vollkommen anderen Logik« gehorche. Sein Schluss daraus: »Vielleicht sollten sich Leute damit beschäftigen, die sich mit diesen Dingen besser auskennen als ich.«[18](#)

Auch in anderen Texten über linke Utopien, bei Dietmar Dath, Peter Frase, Aaron Benanav, findet sich dieser Gestus¹⁹: Eine höfliche Verbeugung vor dem Thema Reproduktionsarbeit und die etwas beifallheischende Beteuerung in Richtung des Feminismus, man habe verstanden, dass in diesem »Bereich« irgendwie »alles ganz anders« funktioniere.

Auch hier muss ich wieder mit einer platten Zahl kommen, die natürlich nicht halb so vornehm ist wie ein Argument, aber vielleicht immerhin ein bisschen plausibel macht, warum mich der Gestus der männlichen Genossen: »Ach so! Ja klar! Und die Reproduktionsarbeit darf man natürlich nicht vergessen!«, so stutzig macht.

Die Arbeitssoziologin Gabriele Winker hat gezeigt, dass in Deutschland 64 Prozent der gesamten gesellschaftlichen Arbeit auf Carearbeit entfällt, acht Prozent in Form von Erwerbsarbeit, 56 Prozent in Form von nicht entlohnter Carearbeit.²⁰ Wenn in einer befreiten Gesellschaft die Trennung zwischen Produktion und Reproduktion aufgehoben sein wird und entsprechend beide Arbeitsbereiche als gesellschaftlich notwendig betrachtet und je nach Modell auf gleiche Weise »gezählt« werden, dann hat das eine Konsequenz, die weit über die freundliche, ideelle Anerkennung hinausgeht. Das würde bedeuten, dass man auf die heute entlohnte Arbeit (von der sicherlich der ein oder andere Bereich – Stichwort Bullshit Jobs – komplett wegfallen könnte) 56 Prozent draufschlagen müsste. Und das schmälert die häufig beschworene Aussicht auf eine gesamtgesellschaftliche Reduzierung der täglichen Arbeitszeit dann doch erheblich.

Meiner Erfahrung nach wird die Debatte, sobald diese Zahl und ihre handfeste Folge für eine befreite Gesellschaft auf dem Tisch liegen, plötzlich etwas angespannter: Naja, so könne man das ja nicht rechnen, diese Arbeit mache doch auch Spaß, und schließlich gehe es ja um die eigenen Angehörigen, und sei da nicht doch irgendwie so etwas wie ... LIEBE im Spiel, und überhaupt: Wie wolle man das eigentlich quantifizieren?

Erst, als ich diesen vorsichtig, aber irgendwie auch siegessicher und missbilligend vorgetragenen Einwand von Seiten eines männlicher Genossen zum ersten Mal gehört habe, habe ich verstanden, was der wahre Sinn der »Lohn-für-Hausarbeit«-Kampagne gewesen ist: nämlich die radikale Entmystifizierung der Carearbeit. Denn so verwirrend die von Silvia Federici und anderen Mitte der Siebzigerjahre angestoßene Debatte in ihrer strategischen Ausrichtung gewesen sein mag, so konsequent haben ihre Protagonistinnen mit dem Ziel der Entzauberung all das, was unter Liebe, Schicksal, Fürsorglichkeit firmiert, in den semantischen Bereich der Berufstätigkeit gezerrt: »Sie sagen, es ist Liebe. Wir sagen, es ist unbezahlte Arbeit. Sie nennen es Frigidität. Wir nennen es Arbeitsverweigerung. Jede Fehlgeburt ist ein Arbeitsunfall. (...) Mehr lächeln? Mehr Geld. (...) Neurosen, Selbstmorde, Entsexualisierung: Berufskrankheiten der Hausfrau.«²¹ Wie umfassend diese für mich heute immer noch extrem beeindruckende Polemik ihre Adressaten verfehlt hat, sieht man besonders bei Stefan Meretz und Simon Sutterlütti: Bei ihnen wird die Mystifizierung der Sorgearbeit nämlich in gewisser

Weise auf die Spitze getrieben, indem ausgerechnet diese Arbeit zum ultimativen Beweis dafür herhalten muss, dass das für die Commons-Theorie absolut zentrale Prinzip der Freiwilligkeit funktionieren kann.

Das Argument lautet wie folgt:

Die hohe Motivation, dem Schreien eines Babys nachzugehen, lasse sich darauf zurückführen, dass hier »Lust und Notwendigkeit« sehr eng zusammenlägen. Die existenzielle Notwendigkeit, die sich im Schreien eines Babys ausdrücke, könne sich, wenn das Kind beruhigt sei, nämlich in ein »einnehmendes Gefühl der Befriedigung«[22](#) verwandeln. Kurz: Carearbeit ist schön, und das zeigt, dass Arbeit insgesamt schön – ja geradezu ein Bedürfnis – ist, und das wiederum zeigt, dass Freiwilligkeit funktionieren kann, ohne dass die ganze Arbeit liegen bleibt oder irgendjemand ausgebeutet wird.

Lustig. Für mich ist es genau umgekehrt. Carearbeit ist *das* Beispiel dafür, dass Arbeit, die freiwillig ist, tendenziell auf diejenigen abgewälzt wird, die sich verantwortlicher fühlen, emotional abhängiger und körperlich schwächer[23](#) sind: dafür, dass die eine mit dem Staubsauger durch die Wohnung wirbelt, während der andere vor dem PC sitzt und Diskussionen über alternative Gesellschaftsentwürfe führt.

Eine Genossin, die schon in der zweiten Frauenbewegung aktiv war, hat vor Kurzem in einer Diskussion über eben dieses Thema der Freiwilligkeit trocken darauf hingewiesen, dass ein zentrales feministisches Anliegen darin bestanden habe, die Reproduktionsarbeit gerecht zwischen Männern und Frauen aufzuteilen. Wie gezielt Männer gegenüber Frauen in den entsprechenden Streits das Narrativ der Selbstverwirklichung und Erfüllung in der Sorgearbeit eingesetzt haben, könne man gern noch heute bei Barbara Duden nachlesen.[24](#)

Wenn Männer versuchen, mir weiszumachen, wie befriedigend, »erfüllend« und beglückend Carearbeit ist, dann werde ich irgendwie misstrauisch. Ich habe dann reflexartig das Bedürfnis, ihnen, die Carearbeit in vielen Fällen nur aus der Empfängerperspektive kennen (nach dem Motto: »*Meine* Mutti hat das gern gemacht«), in aller Ruhe und ohne jede Polemik zu erklären, warum meistens das Gegenteil der Fall ist und warum diese Arbeit auf jeden Fall vorsichtshalber auf die Liste der unter Linken anerkannt »schweren Arbeiten, die keiner machen will« (beliebte Beispiele sind Bergwerk und Müllabfuhr) aufgenommen werden sollte.

Hier zehn sachliche Argumente[25](#):

- 1) Carearbeit ist schwere körperliche Arbeit, unter anderem, weil sie viel mit dem Bewegen von immobilen Körpern zu tun hat, die (im Fall von Kindern) kontinuierlich schwerer oder (im Fall von Alten) kontinuierlich unbeweglicher werden.
- 2) Carearbeit ist dreckige Arbeit, unter anderem, weil sie viel mit den Ausscheidungen von Menschen zu tun hat.
- 3) Carearbeit muss sehr häufig auch nachts geleistet werden.
- 4) Carearbeit lässt keine oder keine geregelten Pausenzeiten zu und findet unter Zeitdruck statt, weil sie häufig für Menschen geleistet wird, die so etwas wie Bedürfnisaufschub noch nicht oder gar nicht oder nicht mehr kennen. Diese subjektive Unaufschiebbarkeit kann aufgrund

häufig fehlender Fähigkeiten zu einem distanzschaffenden differenzierten sprachlichen Ausdruck immer nur mit absoluter Dringlichkeit artikuliert werden – Schreien.

5) Carearbeit findet häufig unter Lärmbelastung statt.

6) Carearbeit widersetzt sich der Planung, weil die Menschen, um die es geht, sich häufig nur bedingt Zwecke zueigen machen können, denen sie ihr Handeln unterordnen. Das führt dazu, dass unterschiedliche Arbeitsschritte gleichzeitig und/oder mit vielen Unterbrechungen durchgeführt werden müssen.

7) Carearbeit erfordert trotz Zeitdruck und Multitasking Geduld, denn die Menschen, für die sie geleistet wird, sind *langsam*. Sie essen langsam, sie laufen langsam, sie denken langsam.

8) Carearbeit ist nebenbei immer auch (intellektuell relativ anspruchslose) logistische, organisatorische, kommunikative Arbeit, deren Zweck im weitesten Sinne die Vermittlung der Schützlinge mit der Außenwelt ist (mental load).

9) Carearbeit hat extrem viele repetitive Elemente und ist insofern langweilig.

10) Carearbeit hat kein Endprodukt und ist insofern nie fertig.

Carearbeit soll also einer »ganz anderen«, »schwer zu fassenden« Logik gehorchen? In Bezug auf die dumpfe Müdigkeit, das Bedürfnis nach Ausruhen, Feierabend, frische Luft schnappen, in Ruhe essen, Leute treffen, Serien glotzen, Biertrinken, das einen nach spätestens acht Arbeitsstunden in diesem Bereich überfällt, muss ich sagen: Nein, keine andere Logik. Ich weiß nicht, ob das stimmt, aber unter der wortreichen Verblüffung, die ich mit diesen Argumenten ein oder zwei Mal bei einem männlichen Genossen ausgelöst habe, meine ich eine diffuse Angst gespürt zu haben, nämlich die Angst vor Pflegerobotern, vergesellschafteten Kinderaufzuchtswerkstätten und ungemütlichen Sexbedürfniserfüllungsinstituten. – Mir schlug eine unausgesprochene Frage entgegen: Aber wo bleibt denn da »das Menschliche«?

Und der schüchterne Einwand stimmt natürlich: Kinder zum Beispiel brauchen mehrere erwachsene Bezugspersonen, denen es selbst gut geht und die möglichst kontinuierlich in ihrer räumlichen Nähe leben und bereit sind, eine auch körperlich enge, verbindliche, freundliche, fürsorgliche Beziehung zu ihnen einzugehen. Dafür kann man die Bindungstheorie bemühen, muss man aber vielleicht auch gar nicht. Genauso braucht man, wenn man länger krank ist, Menschen um sich, die einen mögen und wissen, welchen Comic man am liebsten liest, ob das Fenster auf oder zu sein soll und welche Themen so interessant oder lustig sind, dass man im Gespräch mal kurz alles körperliche Elend vergessen kann. Und all das braucht man natürlich auch sonst, nicht nur, wenn man mal wieder mit einem entzündeten Kniegelenk auf dem Sofa liegt.

Familie

Nüchtern nennt man so etwas »affektive Carearbeit«. In linken Utopieentwürfen wird ihre ja tatsächlich unbestreitbare Notwendigkeit hochgehalten, indem – und das hat mich wirklich erstaunt – vollkommen ungebrochen auf diejenige Institution zurückgegriffen wird, in der diese affektive Sorgearbeit in der bürgerlichen Gesellschaft hauptsächlich stattfindet: die Familie. So heißt es beispielsweise in dem schon erwähnten Text zur Weltkommune konziliant: »Sofern

Menschen auch nach der Revolution Kleinfamilien bilden wollen, würde ihnen das selbstverständlich niemand verbieten.«[26](#) Noch eine Stufe entspannter erwähnt Daniel E. Saros im Zusammenhang mit der Frage, was in seiner sozialistischen Produktionsweise als Arbeit zählt, die Familie: Carework könne als Arbeit abgerechnet werden, wenn »eine Familie entscheidet, diese Arbeit selbst zu erledigen und zum Beispiel eine Person in der Familie bestimmt, die diese Arbeit übernimmt, dann kann diese Arbeit ganz normal kompensiert werden.«[27](#)

Im Umfeld der Commonstheorie gelten die Fürsorgestrukturen innerhalb der Familie, die interessanterweise immer in einem Atemzug mit Freund:innenschaften genannt wird, (so, als wäre das auch nur ansatzweise das gleiche) als eine »Keimform«, in der interpersonale Inklusionsbeziehungen ganz explizit *schon jetzt* gelebt werden.[28](#)

Auch hier überfällt mich Unbehagen. Offen gestanden kenne ich buchstäblich *niemanden*, der aus seiner Kindheit in einer bürgerlichen Kleinfamilie unbeschädigt hervorgegangen ist. Wenn ich das sage, denke ich noch nicht einmal an die gruseligen Statistiken, die die Familie als *den* Hort von sexualisierter Gewalt gegenüber Frauen und Kindern ausweisen. Schon das »emotionale Treibhaus«, wie es Jessica Benjamin genannt hat[29](#), in das ein bis zwei Kinder jahrelang mit ihrer exklusiv für sie zuständigen, von anderen Verpflichtungen und Außenkontakten weitgehend freigestellten »Vollzeitmutter« im Westen über Generationen gesperrt waren, ist schlimm genug. Aber auch die unselige Vermischung von materiellen, finanziellen und emotionalen Abhängigkeitsverhältnissen und Verpflichtungsgefühlen, die erzwungene Heterosexualität und Monogamie, einfach die ungeheuer starken, zutiefst ambivalenten psychischen Kräfte, die im Bereich der Blutsverwandtschaft und des Geschlechterverhältnisses wirken, das System von gegenseitiger Erpressung, gerade in Bezug auf emotionale und körperliche Bedürftigkeit (»Ich habe dich zur Welt gebracht, also musst du mich auch pflegen«), vom Trutzburgcharakter, der repressiven Gemütlichkeit und der klebrigen Unauflösbarkeit familiärer Beziehungen mal ganz zu schweigen.

All das sind Eigenschaften der Familie, die im weitesten Sinne mit der Trennung der Reproduktionssphäre von der Produktionssphäre nach der ursprünglichen Akkumulation – also dem historischen Beginn des Kapitalismus – zu tun haben.[30](#) Und auch als Sozialisierungs – und Vermögensweitergabestation ist die Familie zutiefst mit der bürgerlichen Gesellschaft und dem Kapitalismus verwoben. Sie als etwas »eigentlich Gutes« hinzustellen, das nur durch Konkurrenzdruck und Verwertungslogik »verdorben« ist,[31](#) kommt mir geradezu absurd vor. Und damit möchte ich nicht sagen, dass es zwischen den Mitgliedern einer Familie nicht auch schöne Momente, bereichernde Begegnungen und gute Gefühle geben kann. Dann aber erfahrungsgemäß nicht *wegen* sondern *trotz* der familiären Bindung.

Doch die Abschaffung der Familie zu fordern, ohne mit ihr zusammen, wie Bini Adamcak es ausdrückt, »die Fähigkeit zu Fürsorge, Reproduktion, Zärtlichkeit, Abhängigkeit« gleich mit abzuschaffen[32](#), macht es nötig, intensiv darüber nachzudenken, wie sie ersetzt werden könnte. Freund:innenschaften, die in diesem Zusammenhang oft als möglicher Ersatz genannt werden, sind meiner Ansicht nach dafür *nicht* die Lösung. Denn eins muss man der Familie lassen: Sie kümmert sich, wenn es drauf ankommt, auch völlig ohne Sympathie um ihre Mitglieder. Und auch und gerade in einer befreiten Gesellschaft brauchen Menschen, die weder nett, noch

hübsch noch klug noch lustig sind, zumindest körperliche Pflege, verlässliche Freundlichkeit und ein sicheres Dach über dem Kopf, wenn sie krank werden.

Der sehr nüchterne Blick auf Carearbeit, wie ich ihn oben versucht habe, kann beim Nachdenken über alternative Fürsorgestrukturen vielleicht insofern ein erster Schritt sein, als er es ermöglicht, die vielen Aspekte von Sorgearbeit in ihrer Unterschiedlichkeit besser in den Blick zu bekommen: Da sind zum Beispiel pflegerische, organisatorische, kommunikative Aspekte sowie Aspekte, die mit Wohnen, Mobilität und Ernährung zu tun haben. Diese tendenziell nicht-affektiven Aspekte lassen sich nicht immer, aber oft von den affektiveren trennen: Meist sind sie jedenfalls viel weniger eng mit »Liebe« verflochten, als das Märchen von der übersprudelnden, allumfassenden mütterlichen Fürsorge behauptet.

In der kapitalistischen Produktion ist der Zwang zur Automatisierung immer erst dann gegeben, wenn die Arbeitskraft teurer ist als eine neue Maschine. Dieser Anreiz fehlt im Bereich der Reproduktion genau so lange, wie nicht ein Generalstreik wütender unbezahlter Hausfrauen dazu führt, dass kaum noch Arbeiter ausgeschlafen, sauber und satt zur Lohnarbeit erscheinen. Das erklärt zumindest zum Teil, warum es in diesem Bereich seit der Erfindung von Kühlschränken, Staubsauger, Wasch- und Spülmaschine vor 60 bis 70 Jahren keinen einzigen nennenswerten Produktivkraftfortschritt gegeben hat. Die fast abergläubische Blindheit linker Gesellschaftsentwürfe dafür, dass sich zumindest in dem skizzierten nicht-affektiven Reproduktionsbereich sehr viel Arbeit bewusst planen, verteilen, erträglicher und effizienter machen ließe, zum Beispiel durch Technisierung, Kollektivierung und Digitalisierung, ist rational dagegen überhaupt nicht zu erklären, sondern hat wiederum etwas mit dem unbewussten »Mitschleppen« alter Überzeugungen, Bornierungen und Privilegien aus der alten Gesellschaft in den Entwurf einer neuen zu tun. Besagte Maßnahmen hätten dabei nicht nur den Zweck, das Leben von fürsorgenden und auf Fürsorge angewiesenen Menschen unmittelbar zu erleichtern, sondern auch das Ziel, Zeit und emotionale Räume für zutiefst freiwillige, nicht tauschförmige, affektive Fürsorgebeziehungen zu schaffen. Um ein paar ganz unoriginelle und naheliegende Beispiele für diese Art der Kollektivierung, Digitalisierung und Automatisierung zu nennen:

- - Wer vor Kurzem ein Baby bekommen hat und mehrmals am Tag zum Essen in die öffentliche Küche um die Ecke gehen kann, spart sich die tägliche Arbeit des Einkaufens und Essenmachens und hat nachts mehr Kraft und Geduld zum Rumtragen und Trösten.
- - Wer die notwendige Orgaarbeit für das benötigte Pflegeheim komplett an Algorithmen delegieren kann, mag seine Patentante dort von Anfang an ohne aufgestaute Erschöpfungs- Schuld- und Frustrationsgefühle besuchen gehen.
- - Wer sich auf den turboschnellen Rollstuhl mit Hindernisüberwindungsfunktion verlassen kann, macht umso lieber Fahrradausflüge mit seinem unternehmungslustigen, gehbehinderten Lieblingskollegen.

Schluss

Die Gefahr, dass man in eine neue, ganz andere Gesellschaft Elemente der alten mitschleppt, die ja vor allem darin besteht, dass man sich selbst mitschleppt (was ja auch andererseits ganz erstrebenswert wäre³³) – sich selbst mit seinem Sozial- und Geschlechtscharakter, seinen Ängsten, Bornierungen, all den falschen Glaubenssätzen über sich und die Welt, mit seinen

blinden Flecken und nicht gemachten Erfahrungen – diese Gefahr besteht natürlich auch schon beim gedanklichen Durchspielen des Neuen. Das heißt aber auch, dass alternative Gesellschaftsentwürfe nicht nur von dem geprägt sind, worunter ihre Autoren bewusst leiden, also von dem, was sie explizit anders haben, was sie nicht mitschleppen möchten (die Krämerseele, die Konkurrenz, die mangelnde Autonomie und Selbstbestimmung), sondern auch von den Bereichen, in denen diese Autoren, ohne es zu wissen, die Logik des Bestehenden zu tief inhaliert haben. Bestimmte Aspekte der herrschenden Ordnung werden dann fälschlicherweise für naturgegeben und unabänderlich gehalten. Ein Beispiel dafür ist die Selbstverständlichkeit, mit der in beiden hier vorgestellten Entwürfen davon ausgegangen wird,

- - dass auch in einer befreiten Gesellschaft die Arbeitenden im Mittelpunkt stehen,
- - dass Bedürfnisse einfach nur kommuniziert werden müssen und können,
- - dass die Sorgearbeit das »ganz andere« gegenüber der Erwerbsarbeit ist und sich letztlich einer rationalen Analyse und kollektiven Organisierung entzieht,
- - dass der positive Bezugspunkt für affektive Bedürfnisse weiterhin die Familie ist.

Diese blinden Flecken hängen sicherlich auch (aber das ist eine andere Diskussion) mit der Entstehung männlicher Geschlechtscharaktere in dieser Gesellschaft und einem auf Autonomie (statt Beziehung) ausgerichteten Männlichkeitstraining zusammen.[34](#)

Unter dem Blickwinkel dieser Themen kommt eine frappierende Ähnlichkeit dieser beiden ansonsten sehr unterschiedlichen Utopieentwürfe zum Vorschein, nämlich ein seltsam verkürzter Freiheitsbegriff: Freiheit ist, wenn mir keiner reinredet – beim Konsumieren (Saros), bzw. beim Arbeiten und Konflikte lösen (Sutterlütti/Meretz). Beide Entwürfe haben darüber hinaus den zutiefst individualistischen Anspruch, ganz ohne Werte, ganz ohne Ethik, ganz ohne kollektive Vereinbarungen oder Haltungen auszukommen: In beiden Entwürfen wird immer wieder betont, dass sich nur »die Logik« ändern müsse, damit sich Konflikte sozusagen von selbst erledigen. Das Politische wird so aus beiden Entwürfen unauffällig, aber ziemlich gründlich herausgekürzt – ein harmonistischer, stillstellender Grundzug ist unübersehbar. Bini Adamczak hat eine solche gesellschaftliche Zielvorstellung in Bezug auf den Sowjetsozialismus als einen Zustand beschrieben, in dem es »keine Kompromisse mehr braucht, weil es keine Interessengegensätze mehr gibt«[35](#). Und ein solcher pseudoharmonischer Zustand, der nicht umsonst an die bürgerliche Kleinfamilie erinnert, ist für Frauen meistens – um es einmal ganz schlicht auszudrücken – die Hölle.[36](#)

Eine politische Konsequenz, die aus all dem gezogen werden muss, ist aus meiner Sicht, dass Frauen sich in das Entwerfen von linken Utopien viel energischer einschalten müssen. Dazu könnte gehören, auf einem ähnlichen Konkretionsniveau wie Saros, Sutterlütti und Meretz einen Gesellschaftsentwurf durchzuspielen, der konsequent feministisch ist und konsequent von den Nicht-Arbeitenden, »Nutzlosen« und ihren Helferinnen und Helfern ausgedacht wird. Dazu müsste man

- - sehr genau über Verfahren zur Ermittlung von Bedürfnissen nachdenken, auch und gerade von Bedürfnissen all jener Menschen, die sie nicht selbst artikulieren können,

- - ein viel klareres Bewusstsein für informelle Hierarchien schaffen (und sich über formalisierte, aber transparente und möglichst herrschaftsfreie Entscheidungsverfahren Gedanken machen),
- - schon existierende Überlegungen zu alternativen Rechtsformen daraufhin überprüfen, ob und inwiefern sie für eine möglichst gewaltfreie feministische Gesellschaft brauchbar sind.
- - Sorgearbeit mit ihren affektiven und nicht affektiven Aspekten rational analysieren und die nicht-affektiven Aspekte auf ihre Quantifizierbarkeit, Kollektivierbarkeit, Automatisierbarkeit und Digitalisierbarkeit hin untersuchen,
- - die bürgerliche Familie als Care-Institution endgültig ad acta legen,
- - über alternative Carestrukturen, also über freiwillige, nicht auf Heirat, Freundschaft oder Blutsverwandschaft, ja wohlmöglich nicht einmal auf Gegenseitigkeit beruhende affektive Fürsorgebeziehungen nachdenken.

Das Entwerfen von linken alternativen Gesellschaftsmodellen kann dazu beitragen, die Art und Weise, in der die herrschenden Verhältnisse nerven, behindern, krank, traurig und müde machen, genauer in den Blick zu bekommen. Und obwohl es sein kann, dass das Nachdenken über Utopien insofern müßig ist, als vielleicht niemand von uns eine solche befreite Gesellschaft noch erleben wird, ist es spannend, hoffnungsvoll und bitternötig. Feministisch ist dieses Nachdenken immer dann, wenn es konsequent von jenen Konflikten, Interessensgegensätzen und Ungleichheiten aus gedacht wird, die durch die Beseitigung des Klassengegensatzes nicht automatisch mit verschwinden. Denn Harmonie war schon immer die Harmonie der Stärkeren.

~ ~ ~

[Die Personen und Handlungen in diesem Text sind natürlich samt und sonders frei erfunden. Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Begebenheiten und lebenden Personen sind rein zufällig.]

- [1.](#) Vgl. Annika Beckmann und Daniel Fastner, Ernsthaftige Gedankenspiele: (dezentrale) ökonomische Modelle reflektieren
- [2.](#) »Der prinzipielle Einwand von Hayek und Mises, geplantes Wirtschaften sei generell überhaupt nicht zu machen, entspricht nicht dem Stand von 2014 davon, was maschinengestütztes Rechnen zu leisten vermag.« Dietmar Dath, Klassenkampf im Dunkeln: Zehn zeitgemäße sozialistische Übungen, Hamburg 2014, S. 46.
- [3.](#) Einige kritische Nachfragen zu dem hier grob skizzierten Entwurf drängen sich geradezu auf. Am wichtigsten ist sicher die nach der Arbeitspflicht bei fehlendem Grundeinkommen, aber auch die nach dem Datenschutz in einem personalisierten Creditsystem, sowie die nach der Gefahr der Informations-, Macht- und Privilegienanhäufung in den Expert:innengremien und bei den Systemadministrator:innen. Auch der Mechanismus, nach dem bestellte Gebrauchswerte in Punkte umgewandelt werden, bleibt in Saros' Modell etwas unklar, weil eine quantitative Kopplung an stoffliche Ressourcen nicht vorgesehen zu sein scheint. All diese Fragen könnten und sollten unbedingt im Detail diskutiert werden, was meinem Eindruck nach auch schon ausführlich getan wird, zum Beispiel in dem hochinteressanten Podcast *Future Histories* von Jan Groos, auf dessen Interview mit Daniel E. Saros meine Darstellung des Digitalen Sozialismus weitgehend beruht (Jan

- Groos, Future Histories Podcast, Daniel E. Saros on Digital Socialism and the Abolition of Capital, Part 1 und Part 2, S01E31 und S01E32).
- [4.](#) Diese Form des kollektiven Eigentums ist keine Erfindung des Commonismus, sondern eine historische Tatsache. Bei den berühmten „Allmende“ des Mittelalters, die schließlich der ursprünglichen Akkumulation zum Opfer fielen, handelte es sich um landwirtschaftlich genutzten Boden, der keinen Privatbesitzer kannte.
 - [5.](#) Simon Sutterlütli und Stefan Meretz, Kapitalismus aufheben: Eine Einladung über Utopie und Transformation neu nachzudenken, Hamburg 2018, S. 181.
 - [6.](#) Sutterlütli und Meretz, S. 194.
 - [7.](#) Sutterlütli und Meretz, S. 173.
 - [8.](#) Vgl. Sutterlütli und Meretz, S. 183-189.
 - [9.](#) Vgl. Sutterlütli und Meretz, S. 182.
 - [10.](#) Sutterlütli und Meretz, S. 185.
 - [11.](#) Auch hier drängen sich einige kritische Nachfragen sofort auf, zum Beispiel: Ist dieses Modell, das so stark auf den direkten Austausch zwischen einzelnen Menschen setzt, überhaupt auf einen gesamtgesellschaftlichen Maßstab übertragbar? Oder: Reichen für die komplexen, alles andere als lokalen Produktionsprozesse in einer modernen Ökonomie einzelne lokale stigmergische Signale tatsächlich aus? Ist radikale Spontanität und Freiwilligkeit in einer hochgradig arbeitsteiligen Gesellschaft überhaupt realistisch? Und so weiter. Auch diese Fragen werden in verschiedenen Zusammenhängen seit Erscheinen des Buches von Meretz und Sutterlütli vor drei Jahren eingehend diskutiert, was angesichts des noch bis vor kurzem in der Linken herrschenden Bilderverbots extrem begrüßenswert ist.
 - [12.](#) Wenn im Folgenden das Wort »Frauen« verwendet wird, sind damit alle gemeint, die als Mädchen oder Frauen sozialisiert wurden und/oder sich als solche identifizieren.
 - [13.](#) Bini Adamczak, Beziehungsweise Revolution: 1917, 1968 und kommende, Berlin 2017, S. 45.
 - [14.](#) Jo Freeman, Die Tyrannei der Strukturlosigkeit, aus dem Englischen übersetzt von Thomas Zimmermann, HUCh, S. 14.
 - [15.](#) Vgl. zum Beispiel: J. Taylor, Gender Orientation and the Cost of Caring for Others, in: *Society and Mental Health* 5 (2015), S. 49–65. J. H. Shih und N. K. Eberhart, Gender Differences in the Associations between Interpersonal Behaviors and Stress Generation, in: *Journal of Social and Clinical Psychology* 29, Nr. 3 (2010), S. 243–255.
 - [16.](#) Jan Groos, Future Histories Podcast, Daniel E. Saros on Digital Socialism and the Abolition of Capital, Part 1, S01E31.
 - [17.](#) Freundinnen und Freunde der klassenlosen Gesellschaft, Umriss der Weltcommune, S. 18.
 - [18.](#) Jan Groos, Future Histories Podcast, Daniel E. Saros on Digital Socialism and the Abolition of Capital, Part 2, S01E32.
 - [19.](#) Dietmar Dath, Klassenkampf im Dunkeln: Zehn zeitgemäße sozialistische Übungen, Hamburg 2014, S. XX; Peter Frase, Four Futures: Life after Capitalism, New York 2016; Aaron Benanav, Automation and the Future of Work, New York 2020.
 - [20.](#) Gabriele Winker, Care Revolution: Schritte in eine solidarische Gesellschaft, Bielefeld 2015, S. 24.

- [21](#). Silvia Federici: Lohn gegen Hausarbeit (1975), in: Dies., *Revolution at Point Zero. Hausarbeit, Reproduktion und feministischer Kampf*, Münster 2021, S. 37.
- [22](#). Sutterlütüti und Meretz, S. 164.
- [23](#). »(...) die Unterdrückung der Frau: Darüber denke ich schon lange nach, und ich weiß jetzt, glaube ich, die Antwort. Ich habe bei meiner Theorie alle Aspekte zu berücksichtigen versucht – soziologische, mythologische, religiöse (...), linguistische, psychologische, (...) zahnärztliche (...) von prähistorischen bis in heutige Zeiten. Und es ist mir gelungen, sie alle in einer einzigen, zwingenden Formel zu synthetisieren: Männer können Frauen zu Klump prügeln.«(Fran Ross, Oreo, übers. v. Pieke Biermann, München 2019, S. 77).
- [24](#). Barbara Duden, *Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit: Ein Rückblick*, <http://www.schattenblick.de/infopool/politik/soziales/psdis013.html>
- [25](#). Mit Carearbeit meine ich im Folgenden das Versorgen von Menschen im räumlichen Nahbereich, das in unserer Gesellschaft unentlohnt stattfindet.
- [26](#). *Umriss der Weltkommune*, S. 38.
- [27](#). Da kann man ja mal gespannt sein, Personen welchen Geschlechts wohl von der Familie mehrheitlich für diese Arbeit ausgewählt werden Vgl. Jan Groos, *Future Histories Podcast*, Daniel E. Saros on Digital Socialism and the Abolition of Capital, Part 2, S01E32.
- [28](#). »Durch Sprechen, Kennen, Antizipieren und Vertrauen beziehen wir tagtäglich die Bedürfnisse der uns Nahestehenden ein – in inklusiven Verhältnissen, in denen dieses Verhalten subjektiv funktional ist. Solche interpersonalen Inklusionsbeziehungen finden sich auch im Kapitalismus, etwa in der Familie oder in Freund:innenschaften.« Sutterlütüti und Meretz, S. 133.
- [29](#). »Die Phantasie der gefährlichen mütterlichen Allmacht wird durch die spezifischen (in der westlichen Kultur herrschenden) Bedingungen der Mutterschaft verstärkt, die Mutter und Kind in ein emotionales Treibhaus sperren und beiden die Ablösung erschweren.« Jessica Benjamin, *Die Fesseln der Liebe: Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht*, Frankfurt a.M. und Basel 1990, S. 115.
- [30](#). Silvia Federici, *Caliban und die Hexe: Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation*, Wien, Berlin 2020.
- [31](#). So sagt beispielsweise Eva von Redecker im Interview über ihr neues Buch *Revolution für das Leben*: »In den Zwischenräumen gibt es immer schon nicht herrschaftsförmige und nicht lohnarbeitsförmige Sorgepraktiken. Die sind jetzt total verdorben durchs Patriarchat und durch den Konkurrenzdruck, durch die Verwertung, die immer wieder in diese Zwischenräume hineinreicht, aber es gibt trotzdem einen Vorschein darauf, dass Versorgung losgekoppelt vom Verkaufen der eigenen Zeit und vom Beherrschen von Gütern immerhin möglich wäre.« Jan Groos, *Future Histories Podcast*, Eva von Redecker zur Revolution für das Leben, S01E37.
- [32](#). Bini Adamczak, S. 172.
- [33](#). Bini Adamczak, S. 54 f.
- [34](#). Vgl. Rolf Pohl, *Männer – das benachteiligte Geschlecht? Weiblichkeitsabwehr und Antifeminismus im Diskurs über die Krise der Männlichkeit*, in: Mechthild Bereswill, Anke Neuber (Hrsg.), *In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert*, Forum Frauen- und Geschlechterforschung. Bd. 31, Münster 2010, S. 104–135.

- [35](#). Bini Adamczak, S. 30.
- [36](#). Dezentrale, kleinteilige Strukturen, die alle Lebensbereiche in sich einschließen – Arbeit, Freizeit, Liebe, Freundschaft, Kindererziehung, Kunst, Politik – sind für Frauen insofern nachteilig, als sie die Tendenz haben, das Außen zu denunzieren und für Abweichterinnen unerreichbar zu machen, wie man zum Beispiel an den kalifornischen Hippie-Kommunen der 60er-Jahre des 20. Jahrhunderts studieren kann, die in ihrer Mehrheit zutiefst konservativ und zutiefst frauenfeindlich waren.

Die Situation der Frau in der gesellschaftlichen Entwicklung

Vierzehn Vorlesungen vor Arbeiterinnen und Bäuerinnen an der Swerdlow-Universität 1921

(April–Juni 1921)

Alexandra Kollontai

Text

Vier Kapitel aus dem Buch von

<https://www.marxists.org/deutsch/archiv/kollontai/1921/frau/index.html>, abgerufen am 24.10.2024

8. Vorlesung Die Bewegung der Feministinnen und die Bedeutung der Arbeiterinnen im Klassenkampf

Die „Frauenbewegung war also das Resultat eines für den Kapitalismus typischen Widerspruchs: der wachsende Anteil der Frauen in der Produktion entsprach keineswegs ihrer andauernden Diskriminierung in Gesellschaft, Ehe und Staat. Es existiert keine spezielle selbständige „Frauenfrage“. Jene Kraft in der bürgerlichen Gesellschaft, die die Frau unterdrückt, ist ein Teil des großen gesellschaftlichen Widerspruchs zwischen Kapital und Arbeit. Der Widerspruch zwischen der Beteiligung der Frau in der Produktion einerseits und ihrer allgemeinen Rechtlosigkeit andererseits führte zur Entstehung einer bis dorthin völlig unbekanntem Erscheinung: dem Aufkommen einer Frauenbewegung. Aber von Anfang an spaltet sich diese Bewegung in zwei einander diametral entgegengesetzte Richtungen: die eine Fraktion organisiert sich unter der Fahne der bürgerlichen Frauenbewegung, während die andere Fraktion ein Teil der Arbeiterbewegung ist. Die bürgerliche Frauenbewegung wich im 19. Jahrhundert von der politischen Bewegung der bürgerlichen Männer ab und war nur noch teilweise das Spiegelbild der ihr nahestehenden gesellschaftlichen Schichten. Die Frauenbewegung wuchs sprunghaft und bildete Ende des 19. Jahrhunderts in sämtlichen westlichen und asiatischen Staaten ein starkes Netz von Frauenorganisationen. Ihre Hauptaufgabe war die Anerkennung der Gleichberechtigung von Frau und Mann auf allen Gebieten im Rahmen der bestehenden kapitalistisch-bürgerlichen Gesellschaft. Die bürgerlichen Wortführerinnen der Frauenbewegung hatten nicht das geringste Interesse für jene neue soziale Bewegung übrig, die der Befreiung der Frau eine wesentlich weitere Perspektive und das einzig solide Fundament gegeben hat. Sie standen dem Sozialismus völlig fremd gegenüber. Dass dann schließlich ein Teil der bürgerlichen Frauenrechtlerinnen gegen Ende des 19. Jahrhunderts Forderungen stellte, die man bei den Sozialisten entliehen hatte, lag nur daran, dass sie sich der Unterstützung der Proletarierinnen vergewissern wollten, ihre Mitarbeit erkaufen wollten, um so ihre eigene politische Bedeutung zu vergrößern. Es war auch kennzeichnend für die

bürgerliche Frauenbewegung, dass sie sich selbst als klassenneutral begriff und dass ihre Forderungen und Aktivitäten diejenigen sämtlicher Frauen repräsentierten. Die Wirklichkeit sah natürlich so aus, dass die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen nichts anderes taten, als die Forderungen und Interessen der bürgerlichen Frauen zu vertreten, wobei wir gar nicht ausschließen wollen, dass sich die bürgerliche Frauenbewegung aus den verschiedensten Schichten rekrutierte. Ein drittes Merkmal dieser Bewegung war es, dass es ihr gelang, einen ernsthaften Interessenkonflikt zwischen Mann und Frau auszulösen, indem sie in jeder Hinsicht versuchte, die Männer nachzuäffen. Die Feministinnen begingen außerdem noch einen großen Fehler. Sie nahmen keine Notiz von der doppelten gesellschaftlichen Verpflichtung der Frau und ließen völlig außer acht, dass jene „natürlichen Rechte“, auf die die Feministinnen sich mit Vorliebe beriefen, von den Frauen nicht nur forderten, dass sie produktive Arbeit für die Gesellschaft ausübten, sondern auch, dass sie den zukünftigen Generationen dieser Gesellschaft das Leben schenkten. Die Verteidigung und der Schutz der Frau als Mutter war aber keineswegs Bestandteil des Programms und der Politik der bürgerlichen Frauenbewegung. Als die Bewegung der Feministinnen das Problem des besonderen Schutzes der Mutterschaft am Ende des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts berücksichtigte, da war dies ein neues Element in ihrer Arbeit. Höchsten ungern und unter großen Zweifeln nahmen sie die Forderungen für den gesetzlichen Mutterschutz und für besondere Gesetze zum Schutze der arbeitenden Frauen in ihr Programm auf. Die Feministinnen versuchten in ihrer Naivität, den Kampf für die Rechte der Frau vom stabilen Fundament des Klassenkampfes auf die Ebene des Kampfes zwischen den Geschlechtern zu überführen. So entstand ein Zerrbild, eine Karikatur. Das fehlende politische Fingerspitzengefühl der Feministinnen führte sie weg von der Hauptkampflinie.

Den Erfolg und die Unterstützung, den die bürgerlichen Feministinnen bisher bei den Männern ihrer eigenen Klasse gewinnen konnten, verloren sie, weil sie bei allen passenden oder unpassenden Gelegenheiten exklusive Frauenforderungen verfochten, anstatt die für die bürgerliche Klasse gemeinsamen Interessen zu verteidigen, die natürlich auch die Rechte dieser Frauen garantiert hätten. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts begannen politisch bewusste bürgerliche Frauen ihren eigenen Kampf mit dem einer bestimmten politischen Partei zu verbinden und traten von nun ab als Bestandteil dieser Partei auf. So arbeiteten zum Beispiel die weiblichen Kadetten zuerst im „Bund“ für die Gleichberechtigung der Frau und später dann in der „Liga für die Gleichberechtigung der Frau“.

Eine entsprechende Politik wurde auch von bestimmten englischen und deutschen Organisationen betrieben.

Weil sich die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen so angestrengt darum bemühten, zu beweisen, dass die Frau dem Manne auf keinem Gebiet nachsteht, ignorierten sie völlig die besonderen biologischen Eigenschaften der Frau, die von der Gesellschaft eine besondere Rücksichtnahme verlangen. In der Periode des Urkommunismus respektierte der Stamm die Frauen, weil sie einerseits Hauptproduzenten der Stammeswirtschaft waren und andererseits, weil die Frauen durch die Geburt von Kindern den Stamm vergrößerten. In jenen historischen Perioden aber, in denen die Männer sämtliche Aufgaben in der Produktion ausführten, gibt es für die Gesellschaft keinen zwingenden Grund mehr, die Frau mit dem Manne gleichzustellen, obwohl sie nach wie vor Kinder zur Welt bringt. Nur dann, wenn Frau und Mann gesellschaftlich nützliche Arbeit ausüben, ist die Gesellschaft bereit, die zusätzliche soziale Funktion der Frau als Mutter und Erzieherin der Kinder durch besondere Rücksichtnahme und Fürsorge zu beantworten.

In ihrem glühenden und kämpferischen Engagement für die leeren Prinzipien der Gleichberechtigung wollten dies die bürgerlichen Feministinnen nicht einsehen. Sie machten ihren größten Fehler als sie glaubten, dass eine Anerkennung der Rechte der Frau identisch sei mit der totalen Gleichstellung von Mann und Frau. Deshalb kleideten sich die sehr fanatischen Feministinnen „aus Prinzip“ wie die Männer, schnitten sich das Haar kurz, um ihnen zu gleichen und nicht aus Gründen der Bequemlichkeit, und gingen in großen Männerschritten einher.

Als diese Feministinnen erfuhren, dass Frauen zu Arbeiten im Hafen gezwungen wurden und schwere Lasten herumschleppten, da waren diese naiven Frauenrechtlerinnen zutiefst gerührt und schrieben tatsächlich in ihren Zeitschriften und Zeitungen: „Ein weiterer Sieg für die Gleichberechtigung der Frau. Weibliche Hafendarbeiter tragen Seite an Seite mit ihren männlichen Kollegen bis zu 200 kg auf ihren Schultern.“ Sie sahen auch nie ein, dass sie im Gegenteil hätten Artikel schreiben müssen, in denen die Profitgier des Kapitalismus, der durch schwere und unpassende Arbeit den weiblichen Organismus zerstörte und dadurch dem Interesse des gesamten Volkes schadete, entlarvt worden wäre. Ebenso wenig begriffen die Feministinnen, dass die Frau auf Grund bestimmter körperlicher Eigenschaften sich immer in einer Sonderstellung befinden wird und dass die Hochachtung der Gesellschaft gegenüber diesen speziellen Werten der Frau diese nicht im Geringsten zu beeinträchtigen braucht. Die Frau muss ja nicht unbedingt die gleiche Arbeit wie der Mann ausführen. Um ihre Gleichberechtigung mit dem Mann zu garantieren reicht es vollkommen, wenn sie eine für das Kollektiv gleichwertige Arbeit leistet. Diesen Zusammenhang begriffen die Feministinnen einfach nicht, und deshalb war ihre Bewegung entsprechend borniert und einseitig.

Die bürgerliche Frauenbewegung durchlief natürlich verschiedene Entwicklungsstadien. Die Forderung nach gleichen politischen Rechten, die in Amerika und in Frankreich noch im 18. Jahrhundert energisch und laut gestellt worden war, wurde mit der zunehmenden Verschärfung des Bürgerkrieges und der gleichzeitigen Festigung der Vormachtstellung der bürgerlichen Klasse von der Tagesordnung gestrichen. Stattdessen ging man zu einer wesentlich bescheideneren Parole über und forderte den freien Zutritt für alle Frauen zur Berufsausbildung. Diese Parole, die die Frauenbewegung zu Anfang des 19. Jahrhunderts prägte, lässt sich aus der Hauptforderung der Frauenbewegung ableiten, in der das Recht auf Arbeit gefordert wurde. Bereits während der französischen Revolution hatte Olympe de Gouges vollkommen zu Recht in ihrem politischen Manifest die Auffassung vertreten, dass eine einseitige Anerkennung der politischen Rechte der Frau im Grunde an ihrer Situation gar nichts ändern würde. Für die Frauen sei es genauso wichtig, sich den Zutritt zu sämtlichen Berufen zu erkämpfen.

Bereits zu dem Zeitpunkt, als Olympe de Gouges ihr Manifest veröffentlichte, zeichnete sich der Kampf der bürgerlichen Frauen für den uneingeschränkten Zugang der bürgerlichen Frau zu den akademischen Berufen ab. In der Blütezeit des Kapitalismus gingen nicht nur die Handwerker bankrott und verwandelten sich die Heimarbeiter in Fabrikarbeiter, sondern wurde auch die bisherige Gartenlaubendylle der Kleinbürger und des Bürgertums zerstört. Das Einkommen der Männer dieser sozialen Schichten war plötzlich für die Versorgung der eigenen Familie unzureichend. Dies zwang die Söhne und Töchter weniger gut situerter Familien, sich Arbeit zu suchen. Die jungen Mädchen aus bürgerlichem Hause arbeiteten als Lehrerinnen, schrieben und übersetzten Romane und versuchten, eine Anstellung im Büro oder aber in einem der staatlichen Ämter zu finden, um ein sicheres Einkommen zu haben. Doch der Zutritt zu den typisch akademischen Berufen war den Frauen nach wie vor versperrt. Die bürgerliche Gesellschaft traute ihnen ganz allgemein, was Energie und Verstand anging, nicht allzu viel zu und gab ihnen nur widerwillig solche Arbeiten. Außerdem schätzten die Frauen auch selbst ihre intellektuellen Fähigkeiten geringer ein als die der Männer.

Normalerweise versorgte der Mann mit seiner Arbeit nicht nur sich selbst, sondern auch zusätzlich seine Familie. Die bürgerliche Frau hatte in der Regel nur eine „Nebenbeschäftigung“, wohnte bei ihrem Mann und benutzte ihr Einkommen zur Deckung „persönlicher Ausgaben“. Nach und nach jedoch wuchs die Anzahl jener Frauen aus dem Kleinbürgertum und der Bourgeoisie, die nicht nur gezwungen waren, sich selbst zu versorgen, sondern oft auch noch die eigene Familie ernähren mussten. Aber ihr Arbeitslohn wurde trotzdem so berechnet, als wäre diese Arbeit eine reine „Nebenbeschäftigung“. Auch die mangelhafte Berufsausbildung der Frau verursachte eine zusätzliche Verminderung ihres Einkommens. Nicht weil die Frauen dem „schwachen Geschlecht“

angehörten, versperrten die Unternehmer und staatlichen Behörden ihnen den Zutritt zur Schreibtischarbeit, zum Lehrerberuf oder zum staatlichen Dienst. Ihre Arbeit galt vor allem deshalb als weniger produktiv, weil die Frauen eben nicht über eine entsprechende Ausbildung verfügten. Die Konkurrenten der Frauen am Arbeitsplatz, die Männer, waren selbstverständlich äußerst erbost darüber, wenn sie ihre Arbeitsplätze im Büro oder in staatlichen Ämtern verloren. Die Feministinnen begingen jedoch einen schweren Fehler, als sie glaubten, die Männer würden den Frauen nur deshalb den Zutritt zu sämtlichen Berufen verweigern, weil sie „egoistisch“ seien und die Konkurrenz der Frauen fürchteten. Dass die bürgerlichen Frauen nur zwischen einer äußerst begrenzten Anzahl von Berufen auswählen konnten, lag an ihrer mangelnden Schul- und Berufsausbildung. Die Frauen konnten nur dann aus dieser Sackgasse ausbrechen, wenn es ihnen gelang, den Zugang zur akademischen Ausbildung zu erkämpfen. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass in einigen Ländern, zum Beispiel in Deutschland und später auch in Russland, sich in der bürgerlichen Frauenbewegung folgende Kampfparole als wichtigste Forderung durchsetzte: Gleiche Bedingungen für Frauen und Männer in der akademischen Hochschulausbildung. Die Diskussion über bessere Ausbildungsmöglichkeiten für die Frauen war bereits im 18. Jahrhundert entbrannt. Der französische Schriftsteller Fénelon und später der Philosoph und Publizist Condorcet (besonders aktiv während der ersten Jahre der französischen Revolution) traten entschieden für die Ausbildung der Frau ein. In England wurde diese Frage bereits im 17. Jahrhundert von Daniel Defoe und Mary Astell aufgegriffen. Da sie beide jedoch mit ihrem Appell ziemlich isoliert dastanden, hatte er keine praktischen Konsequenzen. Das änderte sich jedoch im Laufe des 19. Jahrhunderts. Mary Wollstonecraft griff erneut das Ausbildungsproblem der Frau in ihrer Schrift **Zur Verteidigung der Frauenrechte** auf. In diesem Buch bewies sie übrigens einen solchen Mut und eine derartige Kühnheit, dass sie in uns Erinnerungen an die großen Leitbilder der französischen Revolution wachruft. Der Ausgangspunkt ihrer Argumente war äußerst originell. Sie forderte eine Verbesserung der Erziehung der Frau und die Anerkennung ihrer Rechte, indem sie die geistige Bedeutung der Mutterschaft der Frau hervorhob. Nur eine freie und bewusste Frau könne eine gute Mutter sein, die ihren Kindern die Pflichten als Staatsbürger und eine echte Freiheitsliebe beibringen kann. Von allen Vorkämpfern für die Rechte der Frauen war Mary Wollstonecraft tatsächlich die einzige, die, von den Pflichten der Mutterschaft ausgehend, die Gleichberechtigung der Frau forderte. Die einzige Ausnahme ist Jean Jacques Rousseau in Frankreich. Dieser Philosoph und Revolutionär des 18. Jahrhunderts erklärte die Gleichheit der Frau aus den „natürlichen Rechten der Menschheit“. In seiner freien Gesellschaft jedoch, in der die Klugheit das Kommando führen sollte, verwies er die Frau ausschließlich in ihre Mutterrolle und zwar in einem Geist, der stark an die bürgerliche Familiensituation erinnert.

Obwohl sich zahlreiche Denker bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts für das gleiche Recht von Mann und Frau auf höhere Ausbildung eingesetzt hatten, blieben die Pforten der Universitäten – und häufig auch die der niederen Bildungsstätten – für die Frau nach wie vor verschlossen. Erst nach vielen Anstrengungen und nach Überwindung zahlreicher Hindernisse gelang es der Frau, sich die erforderlichen wissenschaftlichen und technischen Kenntnisse anzueignen und den Zutritt zur intellektuellen Arbeit zu erzwingen. Elisabeth und Amelia Blackwell, zwei Aktivistinnen in bürgerlichen Frauenbewegungen, erkämpften sich in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts Zutritt zu einer amerikanischen Universität. Amelia erhielt als erste Frau das Ärztediplom. Zur gleichen Zeit hatte sich die erste Journalistin Amerikas, Margaret Fuller, einen Namen gemacht. In den sechziger Jahren wurde Mary Mitchell als erste Frau mit einer Professur in Mathematik und Astronomie geehrt, übrigens ebenfalls in Amerika. In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde die Engländerin Caroline Herschel, eine Schwester des berühmten Astronomen Herschel, Mitglied der astronomischen Gesellschaft. Die Universitäten waren den Frauen jedoch nach wie vor verschlossen. So war z. B. die erste englische Ärztin, Elizabeth Garrett, gezwungen, in der Schweiz Medizin zu studieren. Erst am Ende des 19. Jahrhunderts begannen die Frauen sich Schritt für Schritt den Zutritt zu den Universitäten zu

erkämpfen.

Auch in Russland kämpfte die bürgerliche Frauenbewegung anfangs unter der Parole „Freiheit der Bildung“. Diese Parole basierte auf der richtigen und notwendigen Forderung nach dem Recht auf Arbeit. Die Möglichkeit, sich durch die Arbeit in einem akademischen Beruf das tägliche Brot zu verdienen, war jenen Frauen, die weder eine Ausbildung noch sonstige Vorkenntnisse hatten, völlig versperrt.

Der Auflösungsprozess des Adels hat in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts begonnen und zwar nach der Befreiung der Bauern und jenen politischen Veränderungen, die den Kapitalismus begünstigten. Der wirtschaftliche Ruin der Grundbesitzer zwang ihre Kinder, die Söhne genauso wie die Töchter, sich nach einer Arbeit umzusehen. Ein neuer Frauentyp entstand: Frauen, die ihr Einkommen genauso wie die Männer durch die Ausübung eines akademischen Berufes verdienten. Gleichzeitig mit der Entwicklung des Kapitalismus entstand ein immer komplizierter werdender Staatsapparat, der ständig Arbeitskräfte, insbesondere für den Schul- und Gesundheitssektor, suchte. Dieser Tatbestand rief bei den entsprechenden staatlichen Behörden eine äußerst wohlwollende Einstellung gegenüber dem Wunsch der Frau nach akademischer Ausbildung hervor.

In Russland trugen die wachsende Nachfrage und der zunehmende Mangel an ausgebildeten Arbeitskräften dazu bei, dass unsere Frauen verhältnismäßig leicht Zutritt zu akademischen Berufen und den höheren Ausbildungsanstalten erhielten. Natürlich ging dies auch hier nicht völlig ohne Kämpfe. Das Trägheitsgesetz hindert ja immer und immer wieder eine Klasse daran, zu verstehen, dass bestimmte Reformen ihren eigenen Interessen äußerst dienlich sind. Die bekannte Mathematikerin Sofia Kowalewskaja stieß z. B. auf so großen Widerstand, dass sie ihr Studium im Ausland beenden musste. Sie wurde in den achtziger Jahren nicht etwa an einer russischen Universität Professorin, sondern an einer schwedischen, der Hochschule in Stockholm. Ich erinnere mich selbst noch sehr gut daran, welche Aura die beiden ersten russischen Ärztinnen Nadeschda Suslowa und Rudnowa umgab, die beide ihren Dokortitel im Ausland erhalten hatten.

Heutzutage – besonders seit dem Kriegsende, aber auch deshalb, weil die russische Revolution großen Einfluss auf die Entwicklung in allen anderen Ländern ausgeübt hat – ist die Frage, ob die Frau nun das Recht auf Zutritt zu höherer Ausbildung habe oder nicht, beinahe überall zufriedenstellend gelöst worden. Nur in Asien, in China, Indien und Japan müssen wir noch einige Fragezeichen setzen, was den Zutritt von Frauen zu einigen Wissenschaften und Berufen betrifft.

Aber auch dort ist es heute für diese Frauen leichter, sich Zugang zur Ausbildung und Ausübung von akademischen Berufen zu verschaffen, als es seinerzeit in Europa und Amerika der Fall war. Dieses verdanken wir der Entwicklung des Kapitalismus und dem wachsenden Bedarf eines immer komplizierteren Staatsapparates nach immer mehr Lehrern, Telegraphisten, Telefonistinnen, Büroangestellten, Buchhaltern usw.

In den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts gingen die bürgerlichen Frauen dann dazu über, an Stelle der bisherigen Forderung nach Gleichberechtigung im Bildungssektor die korrektere Forderung nach dem „Recht auf Arbeit“ zu stellen. Die bürgerliche Frauenbewegung kann stolz darauf sein, dass sie den Frauen den Weg zu einem selbständigen Arbeitseinkommen gebahnt hat. Dabei hat sie jedoch die wichtige Tatsache, dass die Frauenbewegung selbst ja ein Resultat der Integration der Frauen in die Produktion war, außer acht gelassen. Wir wissen durch die vorhergehenden Vorlesungen, dass diese Forderung in der Praxis, und zwar bevor sie von den Feministinnen formuliert worden war, längst von Millionen von Proletarierinnen realisiert wurde. Dieser Prozess wiederum war eine Folge der veränderten ökonomischen Bedingungen und der endgültigen Etablierung des kapitalistischen Systems.

Tatsächlich lebten die Bürgerinnen nach wie vor in der Schale ihres eigenen Heimes, und zwar glücklich; es ging ihnen ausgezeichnet, und das auf Kosten ihres Mannes oder Liebhabers. Zur

selben Zeit hatten die armen Bauersfrauen und die geplagten Proletarierinnen bei ihrer ständigen Suche nach einem Arbeitsverdienst bereits im 17. und 18. Jahrhundert die Kampfparole der Feministinnen aus dem späten 19. Jahrhundert in der Praxis verwirklicht, nämlich: das Recht auf Arbeit. Die armen Frauen des vierten Standes kämpften für dieses Recht auf Arbeit bereits, als die bürgerlichen Frauen es noch als eine Schande ansahen, selbst arbeiten zu müssen. Der Weg jedoch, der die Frauen aus der Arbeiterklasse zu produktiver Arbeit führte, folgte anderen gesellschaftlichen Gesetzen. Die proletarische Frauenbewegung wählte einen anderen Weg, seitdem sie begonnen hatte, als ein Bestandteil der allgemeinen Frauenbewegung aufzutreten.

Zahlreiche Bücher in verschiedenen Sprachen sind über die bürgerliche Frauenbewegung geschrieben worden. Aber die Geschichte über den Kampf der Arbeiterfrauen für ihre Rechte als Mitglieder der Arbeiterklasse, als gleichwertige Produzenten in der Volkswirtschaft und obendrein noch als Garanten zukünftiger Geschlechter ist bis auf den heutigen Tag nicht geschrieben worden. Hier und da finden wir in den Büchern, die den Kampf und die Geschichte der Arbeiterklasse schildern, einzelne Fakten. Aber schon diese spärlichen Informationen zeigen uns, wie die Proletarierinnen sich langsam aber sicher den Zutritt zu einer Berufsgruppe nach der anderen erkämpften; sie schildern ihr erwachendes Bewusstsein über sich selbst als Teil einer Klasse und als Individuen. Wir können beobachten, wie die Arbeiterfrauen innerhalb der Arbeiterbewegung mitkämpften und wie sie besonders für jene Forderungen eintraten, die speziell mit der Situation der arbeitenden Frauen zu tun hatten. Ein Buch jedoch, das dieses Thema erschöpfend behandelt und den dornenreichen Weg der Frauen bis zu ihrer endgültigen Anerkennung als vollwertige Mitglieder des Proletariats beschreibt, lässt noch immer auf sich warten. Die proletarische Frauenbewegung ist selbstverständlich mit der übrigen Arbeiterbewegung aufs Engste und unauflöslich verbunden und ist ganz einfach ein organischer Bestandteil dieser. Wir würden jedoch den Fehler der Feministinnen wiederholen, wenn wir verneinen würden, dass sich die Situation des männlichen und weiblichen Teils des Proletariats nicht unterscheidet, wenn wir nur einfach behaupten würden, beide Teile hätten ja sowieso ein und dasselbe Ziel – den Kommunismus – und wären deshalb also aufgrund ihrer gemeinsamen Klasseninteressen bestens vereint. Es muss einfach betont werden, dass die körperlichen Eigenschaften der Frau und ihre soziale Aufgabe, Kinder zu gebären, nach wie vor existieren; dies wird auch dann noch so sein, wenn ihre Gleichberechtigung auf sämtlichen Gebieten verwirklicht ist. Gerade der Umstand, dass die Frau nicht nur Staatsbürger und Arbeitskraft ist, sondern auch Kinder gebiert, wird sie immer in eine besondere Lage bringen. Dies konnten und wollten die Feministinnen nie verstehen. Das Proletariat kann es sich jedoch nicht leisten, diese wichtigen Tatsachen zu ignorieren, wenn es jetzt darum geht, neue Lebensformen aufzubauen.

Lasst uns jetzt zur Rolle der bürgerlichen Frau in den kapitalistischen Ländern zurückkehren und kurz die weitere Entwicklung der Bewegung der Feministinnen umreißen.

Wir haben bereits betont, dass der Kapitalismus zahlreiche antagonistische Widersprüche reproduziert. Ein solcher Widerspruch ist die heutige Stellung der Frau. Dies gilt im Prinzip auch für die Frauen der bürgerlichen Klasse, selbst wenn die meisten von ihnen immer noch „hinter dem Rücken“ ihres Mannes als legalisierte Kurtisanen Schutz suchen. Tatsache ist, dass die Anzahl der bürgerlichen Frauen, die sich nach einer eigenen Arbeit umsehen, von Jahr zu Jahr wächst, und dass die komplizierte Maschinerie der großkapitalistischen Produktion in ihren unzähligen Ämtern, Verwaltungen und Büros einen ständigen Bedarf an einem Heer von Stenotypistinnen, Buchhalterinnen, Büroangestellten, Telefonistinnen, Dolmetscherinnen, Korrespondentinnen usw. hat. Diese Nachfrage ist wahrscheinlich nicht hauptsächlich dem Umstand zu verdanken, dass die weiblichen Arbeitskräfte billiger sind als die männlichen, sondern es ist sicherlich auch wichtig, dass sie allgemein als flexibler und zuverlässiger als ihre männlichen Kollegen angesehen werden.

Die heutige Produktion in den Großbetrieben kann einerseits auf die weibliche Arbeitskraft gar nicht mehr verzichten, andererseits kann die bürgerliche Gesellschaft, die auf dem privaten

Besitzrecht gründet, auch nicht auf die Institution der Familie verzichten. Die wachsende Frauenarbeit und ihre zunehmende wirtschaftliche Unabhängigkeit machen die Frau dem Mann gegenüber immer selbständiger. Die Familie verliert ihre frühere Widerstandskraft, beginnt sich aufzulösen und zerfällt.

Die Bourgeoisie oder genauer die Kapitalisten locken die Frau aus ihren vier Wänden heraus und integrieren sie in die Produktion. Aber der bürgerliche Gesetzesgeber weigert sich gleichzeitig stur, dieser Tatsache Rechnung zu tragen. Das bürgerliche Recht geht vielmehr davon aus, dass die Frau nach wie vor unselbständig ist und ihre Interessen am besten vom Ehemann – dem „Versorger“ – gewahrt werden. Die Frau kann dieser Rechtsauffassung entsprechend unmöglich als eine selbständige Person betrachtet werden, sie ist eben nur das „Anhängsel“ des Mannes. Diese Situation ist natürlich auf die Dauer unhaltbar. Millionen von Frauen verdienen ihren eigenen Lebensunterhalt, haben aber keinerlei Möglichkeit, ihre eigenen Interessen dem Staat gegenüber zu verteidigen, da man ihnen ja die allen übrigen männlichen Staatsbürgern zustehenden Grundrechte kurzerhand verweigert.

Der Kampf für das Frauenstimmrecht und für das passive Wahlrecht war in der Frauenbewegung, die in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts entstand, die zentrale Forderung.

Die amerikanischen Frauen waren die Vorkämpferinnen dieser Bewegung. Sie beteiligten sich am Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten aktiv und kämpften für die Abschaffung der Sklaverei. Dieser Krieg war eine Entscheidungsschlacht zwischen den feudalistischen Südstaaten und den kapitalistischen Nordstaaten. Der Norden siegte und die Vereinigten Staaten von Amerika entwickelten sich zu einem Land, in dem das Großkapital herrscht und die Lohnsklaverei floriert. Laut Gesetz wurde die Negersklaverei abgeschafft. Wie immer bei derartigen gesellschaftlichen Konflikten, hatten sich besonders die Frauen aktiv am Bürgerkrieg beteiligt. Die neue Verfassung erweiterte die Rechte der Regierung und die Frauen bemühten sich natürlich, für ihre eigenen Forderungen Gehör zu finden. „Wenn der Neger als ein freier und selbständiger Mensch anerkannt wird, warum soll dann die Frau, die zur Abschaffung der Sklaverei beigetragen hat, als einzige vor dem Gesetz unmündig dastehen?“ Doch das bürgerliche Parlament der USA, der berühmte „freiheitsliebende und demokratische“ Kongress, hütete sich davor, der Frau die gleichen Rechte einzuräumen. So war die Situation nicht nur kurz nach der Beendigung des Bürgerkrieges, sondern so ist es noch auf Bundesebene bis auf den heutigen Tag. Im nordamerikanischen Staatenbund hat die Frau immer noch kein Stimmrecht. Dieses Recht hat sie nur in den einzelnen Teilstaaten.

Nach den USA entstand in England eine mächtige Frauenbewegung, die für das Stimmrecht kämpfte. Die Feministinnen, die jetzt in allen möglichen akademischen Berufen arbeiteten, verschoben den Schwerpunkt dieses Kampfes jedoch, so dass hauptsächlich das passive Wahlrecht der Frauen zur Debatte stand. Aus diesem Grund wurden eine Reihe von Frauenorganisationen gegründet. Die Feministinnen aus den verschiedenen Ländern arbeiteten in gemeinsamen Aktionen zusammen und veranstalteten seit dem ausgehenden Jahrhundert internationale Frauenkongresse. Sie bombardierten die bürgerlichen Parlamente mit Bittschriften und überschwemmten den Literaturmarkt mit Büchern, Broschüren und Aufrufen für das allgemeine Stimmrecht der Frauen. Als sich diese „friedliche“ Taktik jedoch als uneffektiv erwies, übernahmen die Feministinnen die militanten Methoden der „Suffragetten“. Diese militanten bürgerlichen Frauenrechtlerinnen waren in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts bis zu Ausbruch des 1. Weltkrieges sehr bekannt. Es ist jedoch typisch, dass dieselben Feministinnen in den verschiedenen Ländern, die bisher immer sehr viel Wert darauf gelegt hatten, dass sie die politischen Rechte aller Frauen vertreten, dann, als es wirklich darauf ankam, die Einführung des reaktionären Dreiklassenwahlrechts zu verhindern, dieses hinnahmen und akzeptierten, dass die Proletarierinnen ihres Stimmrechtes beraubt wurden. Während des Weltkrieges nahmen die Aktivitäten der Feministinnen ab. In einigen Ländern wurde die Bourgeoisie unter dem Druck der revolutionären Stürme, die Europa nach dem Kriege schüttelten, und vor allem als Folge der großen russischen Arbeiterrevolution gezwungen, auf

gewissen Gebieten nachzugeben. Deshalb gab die Bourgeoisie in England, Schweden und Deutschland den Frauen ihr heißersehntes Stimmrecht und die Möglichkeit, sich an den Staatsgeschäften zu beteiligen. Man revidierte das Eherecht und das Erbrecht und zwar so, dass die Interessen der bürgerlichen Frau innerhalb der eigenen Familie gesichert wurden. So weit ging man zwar, aber sonst keinen Schritt weiter. Durch diese Entwicklung wurden viele der Forderungen, die die Feministinnen als wesentlich für die Lösung der Frauenfrage betrachtet hatten und für die sie sich deshalb so zäh geschlagen hatten, von der bürgerlichen Gesellschaft zugestanden. Dies zeigt uns klar, dass das Problem eben nicht mit dem einfachen Rezept der formellen Gleichberechtigung gelöst werden kann, sondern dass die ganze Angelegenheit wesentlich komplizierter und vielschichtiger ist.

In mehreren bürgerlich-kapitalistischen Ländern hat die Frau jetzt die gleichen politischen Rechte wie der Mann. Das Recht auf Arbeit hat sie sich überall erkämpft. In allen Nationen haben die Frauen zudem die Möglichkeit zum Studium. Das Verhältnis zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern ist jetzt so geregelt, dass die Frau wirklich bedeutende Rechte erhalten hat. Dennoch ist die sogenannte „Frauenfrage“, die Situation der Frau, nach wie vor ungelöst. Die formelle Anerkennung ihrer Rechte im Kapitalismus und der bürgerlichen Diktatur verschont sie in Wirklichkeit noch lange nicht vor einem Leben als Dienstmagd für die eigene Familie, vor der Diskriminierung durch Vorurteile und Sitten der bürgerlichen Gesellschaft, vor der Abhängigkeit vom Mann und schließlich – und das ist das Entscheidende – vor der Ausbeutung durch die Kapitalisten.

Die bürgerliche Frauenbewegung ist in einer Sackgasse gelandet. Nur die revolutionären Klassenorganisationen des Proletariats zeigen den Weg, den die arbeitende Frau gehen kann. Doch zuerst verstanden weder die Arbeiterin noch die Arbeiterklasse, dass das Endziel der Arbeiterbewegung auch gleichzeitig die Lösung der Frauenfrage mit sich bringen wird. Erst nach und nach und aufgrund teuer erkaufter Erfahrungen in mehreren Jahrzehnten wurde der Arbeiterklasse bewusst, dass es innerhalb des Proletariats keine antagonistischen Widersprüche oder Interessengegensätze gibt. Schon durch die Mechanisierung der Arbeit wurden die noch verbliebenen unterschiedlichen Arbeitstätigkeiten vereinigt, so dass die Arbeiterinnen und die Arbeiter heute dieselben Interessen und Ziele haben. Das Proletariat ist eine Einheit. Es ist eine Klasse, die keinen Platz hat für den Krieg zwischen den Geschlechtern und zu deren langfristigen Zielen auch die Befreiung der Frau gehört.

Die bürgerliche Frauenbewegung entwickelte sich unter der Parole Gleichberechtigung. Die erste Parole, die die Arbeiterinnen stellten, forderte: Recht auf Arbeit. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kämpften die Arbeiterinnen für folgende Forderungen:

1. Für den Zutritt zu den Gewerkschaften unter den gleichen Bedingungen wie die männlichen Kollegen.
2. Gleicher Lohn für gleiche Arbeit.
3. Schutz der Frauenarbeit (diese Forderung tauchte bereits Ende des 19. Jahrhunderts auf).
4. Umfassender Mutterschutz.

Keine der Forderungen befindet sich im Widerspruch zu den Klasseninteressen des Proletariats, ganz im Gegenteil, sie sind typisch proletarisch. Der Kampf um das Recht auf Arbeit charakterisierte bereits die Aktionen gegen die Zunftorganisationen des 18. Jahrhunderts, er wurde jedoch nicht ausschließlich von Arbeiterinnen geführt, sondern von allen unqualifizierten Arbeitern gemeinsam. Es ist auch völlig korrekt, die Mitgliedschaft von Frauen in den Gewerkschaften als eine Aufgabe der Arbeiterklasse anzusehen. Die Forderung nach gleichem Lohn für gleiche Arbeit

hat allen bisherigen Lohnkämpfen der Arbeiterklasse zugrunde gelegen und bestimmte die Lohnpolitik. Ihr müsst jedoch beachten, dass eine Klasse kurz nach ihrem Entstehen äußerst selten einsieht, was tatsächlich in ihrem Klasseninteresse liegt. Aufgrund mangelnder Erfahrung und falscher Perspektiven werden natürlich häufig schwere Fehler begangen. Durch die eigene Kampferfahrung gewinnt man jedoch ein festes und richtiges Bewusstsein und in der Sozialpolitik ein reifes Beurteilungsvermögen. So erging es auch dem Proletariat, als es durch die Entfaltung der Frauenarbeit in der Produktion gezwungen wurde, zu diesen Problemen Stellung zu nehmen. Die Geschichte des Proletariats ist überreich an solchen Geschichten, die uns zeigen, dass jedes Mal, wenn die Arbeiterinnen in einen neuen Produktionszweig eingegliedert wurden, sie große Schwierigkeiten hatten, ihre eigenen Klassenbrüder zu einem kameradschaftlichen Verhalten zu bewegen. Die Schwierigkeiten der Arbeiterinnen waren viel größer als die der bürgerlichen Frauen, als diese ihren Zugang zum akademischen Studium erkämpften. In zahlreichen Industriezweigen, (wie etwa im Maschinenbau, in der typographischen Branche usw., in denen qualifizierte Arbeitskräfte arbeiteten), wurde der Einzug der Arbeiterinnen in die Produktion von ihren männlichen Kollegen aktiv bekämpft. Viele Gewerkschaften hatten in ihren Satzungen spezielle Punkte, die den „Ausschluss unqualifizierter, weiblicher Arbeitskräfte, die die Einkommensmöglichkeit der Arbeiter verschlechtern“, forderten. Mächtige Gewerkschaften zwangen die Unternehmerschaft, auf die weibliche Arbeitskraft zu verzichten. Einzelne Arbeitergruppen waren noch extremer und ließen Frauen erst gar nicht als Mitglieder in ihren Gewerkschaften zu. Doch wir müssen sehen, dass diese tragischen Verhältnisse, die natürlich die Einheit der Arbeiterklasse bedrohten, trotz alledem eine verständliche Ursache hatten. Die mangelnde Berufsausbildung behinderte die Arbeiterinnen beim Einzug in jene Branchen und die bürgerlichen Frauen bei der Ausübung von akademischen Berufen. Bis auf den heutigen Tag bieten deshalb die Frauen ihre unqualifizierte und deshalb billigere Arbeitskraft an. Diese findet hauptsächlich auf dem Sektor der mechanischen Arbeit Verwendung. Sobald aber berufliches Können gefragt war, hatten die Frauen auch nicht die geringste Chance. Deshalb ist das Problem der Berufsqualifizierung auf der ganzen Welt für die Frauen aus der Arbeiterklasse ein übles Handikap. Daran hat sich bisher nichts geändert.

Die Arbeiter, die die Konkurrenz durch die billige Frauenarbeit fürchteten, unternahmen sogar den Versuch, sich gegen diese auf gesetzlichem Weg durch entsprechende Regeln für die Frauenarbeit zu wehren. Als in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts spontan eine Bewegung entstand, die für Arbeiterschutzgesetze kämpfte, führten die Arbeiter vor allem in ihren Argumenten die notwendige Regelung der Frauen- und Kinderarbeit an. Die meisten unterstützten natürlich diese Forderungen, doch aus Motiven, die alles andere als edel waren. Auf diese Art hofften sie nämlich, die Konkurrenz der billigen Frauen- und Kinderarbeit einzuschränken. Die Arbeiter versuchten aber niemals, die Frauenarbeit durch den Ausschluss der verheirateten Frauen aus der Produktion einzuschränken. Die Dynamik der Produktivkräfte war aber stärker als der Wille und die Wünsche von einzelnen Individuen oder sogar ganzer Organisationen. Die Frauenarbeit war nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Nachträglich sah die Arbeiterklasse auch ein, dass ihr kein anderer Ausweg blieb, als diese billige Arbeitskraft von einem unerwünschten Konkurrenten auf dem Arbeitsmarkt in einen treuen Bundesgenossen im Kampf gegen das Kapital umzufunktionieren. Anstatt wie bisher der Frau den Zutritt zu den Gewerkschaften zu verweigern und sie aus der Produktion auszusperrten, begannen die Arbeiter jetzt, sich um die Mitgliedschaft der Frauen in ihren Organisationen zu bemühen. Zur Zeit haben die Gewerkschaften in Europa und den USA, in Australien und teilweise auch in Asien, Millionen von Frauen als Mitglieder. Nur die chinesischen und indischen Gewerkschaften zeigen nach wie vor offenen Unwillen gegenüber den Arbeiterinnen. In Japan organisierten sich die Arbeiterinnen bereits gemeinsam mit den Männern. Solange die Gewerkschaften den Frauen versperrt blieben, waren sie natürlich gezwungen, ihre eigenen Organisationen zu bilden. Diese Frauengewerkschaften hatten besonders in England viele Mitglieder; sie existierten jedoch ebenfalls in Frankreich, Deutschland und Amerika. Seitdem aber

die Arbeiterbewegung ein revolutionärereres Klassenbewusstsein hat, sind auch die Barrieren zwischen Arbeitern und Arbeiterinnen beseitigt worden. Und die Frauengewerkschaften verschmolzen mit der übrigen Arbeiterbewegung zu einem gewaltigen einheitlichen Strom.

Das Proletariat begann einzusehen, dass die Frau als Lohnsklavin ein gleichberechtigtes Mitglied der ganzen Lohnarbeiterklasse ist. Ist sie zudem noch werdende Mutter, dann ist das Proletariat im Interesse zukünftiger Generationen gezwungen, die Rechte der Frauen zu verteidigen, und versucht deshalb eine Gesetzgebung zu erzwingen, die den Arbeiterinnen einen besonderen Schutz bietet. Seitdem die Arbeiterklasse sich in einer politischen Partei zusammengeschlossen hat und dazu übergegangen ist, echte Klassenkampfpolitik zu betreiben, verschwand auch das Bedürfnis der Arbeiterinnen, mit einem eigenen Programm aufzutreten. Die Forderung nach gleichem Lohn für gleiche Arbeit hat allgemein Anklang gefunden. Selbst die gemäßigten sozialistischen Arbeiterparteien haben den Schutz für Frauen- und Kinderarbeit durch Gesetzgebung in ihr Programm aufgenommen. Es sieht jedoch jeder ein, dass der Frau eine endgültige Gleichberechtigung und Befreiung unter dem Kapitalismus verwehrt ist. Die Lösung der Frauenfrage ist praktisch erst in einem solchen Produktionssystem lösbar, in dem die Frau voll als eine nützliche Arbeitskraft anerkannt wird, die nicht nur für das Wohlergehen der eigenen Familie, sondern für das der Gesamtgesellschaft arbeitet.

Die endgültige und allseitige Befreiung der Frau ist erst unter dem Kommunismus möglich. Dies ist auch die Erklärung, warum die bewusstesten Teile des internationalen Frauenproletariats sich in die Reihen der kommunistischen Parteien gestellt haben. Wir wollen außerdem noch eine sehr wichtige Tatsache diskutieren, die wir auf gar keinen Fall überspringen dürfen. Obwohl nämlich die Mehrheit des Proletariats erst nachträglich einsah, dass der Kampf für die Befreiung der Frau ein Bestandteil des eigenen Klassenkampfes ist, hat die Avantgarde der Arbeiterklasse – die Sozialisten – dies von Anfang an begriffen. Bereits die utopischen Sozialisten des frühen 19. Jahrhunderts – Saint-Simon, Fourier und deren Anhänger – diskutierten die Frauenfrage. Die Utopisten konnten jedoch nicht die wirklichen Gründe für die Unterdrückung der Frau entdecken, d. h., sie erkannten leider nicht, dass die Versklavung der Frau deshalb entstand, weil sie aufgehört hatte, für das Gesamtkollektiv eine nützliche und produktive Arbeit zu leisten. Deshalb sahen sie die Lösung der Frauenfrage auch nicht in einem obligatorischen Arbeitseinsatz der Frau für die Gesellschaft. In ihren Augen blieb sie die Gattin oder freie Geliebte, d. h. aber beide Male ausschließlich „Freundin“ und Gehilfin des Mannes und nicht eine eigene selbständige produktive Arbeitskraft. Dass die Utopisten die Diskussion über die Gleichberechtigung der Frau jedoch überhaupt und obendrein noch äußerst polemisch in Gang gesetzt hatten und sich bei ihren kritischen Analysen nicht mit der Rolle der Frau in Beruf und vor dem Gesetz begnügten, sondern auch ihre Situation in der Ehe aufrollten, ist zweifellos ihr großes Verdienst. Claude-Henri Saint-Simon attackierte verbittert die „Doppelmoral“, dieses Kind der scheinheiligen bürgerlichen Gesellschaft. Was die Utopisten über das Thema Gleichheit zwischen den Geschlechtern, über die Liebe und die Ehe sagten und ihr Eintreten für die „Freiheit der Gefühle“, wurde von einer Reihe kritisch denkender Frauen im Laufe des 19. Jahrhunderts erneut aufgegriffen und weiterentwickelt. Diese Frauen hatten sich konsequent geweigert, an der bürgerlichen Frauenbewegung teilzunehmen, weil sie der Auffassung waren, dass die sogenannte „Frauenfrage“ eben eine wesentlich kompliziertere und umfassendere Angelegenheit sei als das Recht auf gleiche Bildung oder die Zulassung zu den Wahlurnen. Zu den faszinierenden und streitbaren Repräsentantinnen für das Recht der Frau auf Freiheit der Gefühle gehörten Georges Sand, eine französische Schriftstellerin und revolutionäre Aktivistin der französischen Revolution von 1848. Und die erste Journalistin in Amerika, Margaret Fuller. Sie waren Zeitgenossinnen. Margaret Fuller hat vor allem durch ihre persönliche Ausstrahlung und nicht so sehr durch reife und durchdachte, schriftstellerische Arbeiten die Diskussion dieses Aspektes der Frauenfrage entscheidend beeinflusst. Robert Owen – zwar Utopist, aber ein sehr praktischer – sah als Gründer der genossenschaftlichen Bewegung in England ein, wie wichtig die Mitarbeit der Frauen war. In

seiner ersten Genossenschaft waren sehr viele Arbeiterinnen Mitglieder. Interessiert Ihr Euch für so was? Dann kann ich Euch nur sehr empfehlen, entweder bei Dobroljubow oder aber in dem gemeinsamen Buch von Sidney und Beatrice Webb über „Die Gewerkschaften“ nachzulesen, was da über Robert Owen berichtet wird.

Das **Manifest der Kommunistischen Partei** von Karl Marx und Friedrich Engels untersucht die Frauenfrage wissenschaftlich und zwar unter dem Aspekt der Familie und Ehe. Das Buch von Friedrich Engels: **Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates** vertieft und entwickelt die Argumente aus dem „Manifest“ während Karl Marx im **Kapital** von einer anderen Fragestellung aus nachwies, dass die Ausbreitung der Frauenarbeit und die Ausbeutung der Frauenarbeit durch das Kapital ein Produkt des Konzentrationsprozesses im kapitalistischen Produktionssystem sind.

In diesem Zusammenhang war die „Frauenfrage“ nicht mehr nur ein rein praktischer Aspekt des Klassenkampfes, sie war nun auch theoretischer Bestandteil des proletarischen Befreiungskampfes.

Die I. Internationale diskutierte auch jene Fragen, die mit der Frauenarbeit zusammenhängen, als sie ihre praktischen Forderungen aufstellten. Karl Marx verurteilte scharf den Vorschlag des rechten und kleinbürgerlichen Flügels in der Internationalen, der die Frauenarbeit aus Rücksicht auf die Familie einschränken wollte. Natürlich war die wirkliche Absicht dieses Scheinvorschlages, die Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt einzuschränken. Die I. Internationale sah aber die Frauenarbeit als unvermeidlich an und verteidigte die Stellung der Frau als Mutter und forderte eine Reform der Gesetze, die die Arbeitskraft und Gesundheit der Frauen schützen sollten. Weil die I. Internationale auf der sozialen Notwendigkeit der Frauenarbeit bestand, gleichzeitig aber auch die Bedeutung der Befreiung der Frau erkannte und die zusätzliche Funktion der Frau als Mutter berücksichtigte, nahm sie von Anfang an in der Frauenfrage eine konsequente und richtige Stellung ein. Wir konstatieren hier, dass die Arbeiterklasse und die Feministinnen sich wirklich krass voneinander unterschieden und in der Frauenfrage gegensätzliche Auffassungen vertraten. Die Feministinnen engagierten sich ausschließlich für das Gleichheitsideal. Die Arbeiterklasse ist jedoch der Überzeugung, dass die Befreiung der Frau eben zwei Aspekte hat und dass nicht irgendwelche abstrakten Rechte die Lage der Frau verbessert, sondern im Gegenteil verschlechtern hätten. Derartige Gesetze würden, nebenbei bemerkt, das Leben sämtlicher Werktätigen verändern. Gleiche Rechte und ganz besonders die staatliche Fürsorge der Frau als Mutter waren das langfristige Ziel der Kommunisten; der Avantgarde des Proletariats in der „Frauenfrage“.

In den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurde das Buch von August Bebel **Die Frau und der Sozialismus** publiziert, das inzwischen in sämtlichen Sprachen, selbst chinesisch und japanisch, übersetzt worden ist. In Deutschland allein hat es bisher mehr als fünfzig Auflagen erlebt. Dieser Erfolg spricht für sich selbst. Man kann mit allem Recht behaupten, dass dieses Buch für die arbeitende Frau zu einem richtigen Evangelium geworden ist. Was in den Arbeiten von Marx und Engels nur angedeutet worden war und was schon immer das Rückgrat der Politik der I. Internationalen in der Frauenfrage ausgemacht hatte, formulierte Bebel nicht nur prägnanter, volkstümlicher und verständlicher, sondern er entwickelte diese Thesen weiter, indem er sie durch ein überwältigendes historisches Quellenmaterial unterstützte. Bebel bewies endgültig, dass die geschichtliche Aufgabe der Arbeiterklasse unauflöslich mit der Aufgabe, die Befreiung der Frau zu erreichen, verbunden ist. Er wies auch den richtigen Weg für die Befreiung der Frau: dieser Weg ist der Sieg der Arbeiterklasse und die Verwirklichung des kommunistischen Systems. Bebel diskutierte alle Aspekte der „Frauenfrage“ und schrak auch nicht davor zurück, mit der Heuchelei der bürgerlichen Gesellschaft in der Geschlechtmoral und Ehe seinen Schabernack zu treiben. Er diskutierte die Prostitution als soziales Phänomen und wies nach, dass auch dieses Problem in direktem Zusammenhang mit der Aufteilung der Gesellschaft in Klassen und mit der Ausbeutung der Arbeitskraft durch das Kapital steht. Sein größtes Verdienst ist es jedoch, dass er so exakt die doppelte Aufgabe der Arbeiterklasse in dem Prozess, der zur Befreiung der Frau führt, formuliert

hat: Kampfeinheit. Einheit, was die kurzfristigen und langfristigen Ziele angeht, wobei er gleichzeitig unmissverständlich auf jene speziellen Aufgaben hinwies, die die Arbeiterklasse den Müttern gegenüber zu leisten hatte. Die proletarische Frauenbewegung ist dem einheitlichen Kampf der Arbeiterbewegung untergeordnet. Ihre besonderen Forderungen tragen zur Entwicklung und Verankerung der Arbeiterbewegung bei. Bebels Buch hatte einen großen Einfluss und war äußerst nützlich für die Frauen in der II. Internationalen, die unsicher und blind waren und nach dem richtigen Weg für die proletarische Frauenbewegung suchten.

Seit den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts wuchs die Mitgliederzahl der proletarischen Frauenbewegung in allen Ländern beträchtlich an. Die Arbeiterinnen vereinigten sich fest mit dem Kampf der Arbeiterklasse, traten in die Gewerkschaften und sozialistischen Parteien ein und nahmen an Streiks, Massenbewegungen, Demonstrationen und Weltkongressen des Proletariats aktiv teil. In der Zeit vor dem I. Weltkrieg konnte das Proletariat mit ungefähr einer Million organisierter Arbeiterinnen rechnen. In den sozialistischen Parteien gehörten die Frauen bezeichnenderweise sehr oft zur „Linken“.

Mit dem Anwachsen der Arbeiterbewegung und der gleichzeitigen Entfaltung und Stabilisierung der sozialistischen Ideen traten in die Arbeiterbewegung massenhaft politisch aktive Frauen ein. Eine Reihe von ihnen wurde durch ihre Praxis und ihre theoretischen Arbeiten Vorbilder für die sozialistische Bewegung.

Euch allen sind sicherlich solche Namen bekannt wie: Louise Michel – Organisatorin, begeisterte Agitatorin und uneigennützig Klassenkämpferin während der Pariser Kommune – oder aber Rosa Luxemburg, Clara Zetkin, Henriette Roland-Holst und Angelika Balabanowa. Ihr Einsatz im Kampf für den Kommunismus ist inzwischen allen bekannt und ihre Namen sind auf Grund ihrer großartigen Leistungen im Zusammenhang mit der Gründung der III. Internationalen Geschichte geworden. Ihre Beiträge haben die marxistische Theorie bereichert und vertieft.

Russlands jüngste Geschichte ist reich an kühnen Frauen, die rücksichtslos mit allen bürgerlichen Traditionen und Ansichten gebrochen haben und seit den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts Aktivistinnen im revolutionären Kampf gewesen sind. Die Geschichte der revolutionären Parteien Russlands, deren Anfänge mit der Formierung des russischen Proletariats zusammenfallen, weiß von zahlreichen Frauen zu berichten, die innere Stärke, Selbstlosigkeit und revolutionäre Entschlossenheit besaßen. Wir brauchen uns z. B. nur die Bardina in Erinnerung zu rufen, die erste Sozialistin Russlands, eine Frau, die „unters Volk“ ging mit der festen Absicht, unter den seit Jahrhunderten völlig entrechteten und von Unwissenheit geplagten Massen die Saat kommender Gerechtigkeit – des Sozialismus – zu säen. Ihr folgten die entschlossenen Schwestern Subbotina, die standhafte Lesjern und die selbstlose Ljubotowitsch. Weder Kerker noch Verbannung, ja selbst nicht der Tod, waren imstande, die feste Überzeugung dieser sozialistischen Vorkämpferinnen für die Befreiung des werktätigen Volkes zu zerstören.

In den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts finden wir würdige Nachfolgerinnen in den verwegenen Terroristinnen; unter ihnen begegnen wir der willensstarken Sofia Perowskaja, ihre Persönlichkeit war eine geglückte Synthese von „männlicher Klugheit“ und einem sehr weiblichen „Ich“, eine Frau, die ihre Warmherzigkeit und innere Glut ganz in den Dienst der Revolution gestellt hatte. Seite an Seite mit ihr taucht das Porträt der Arbeiterin Gessi Helfman auf, die ein Opfer der zaristischen Folterknechte wurde. Vera Figner, die Wolkenstein und Vera Sassulitsch sind weitere Namen von Heldinnen und Märtyrerinnen der Revolution, und nicht die einzigen. (Die Gruppe „Befreiung der Arbeit“, der wir die Verbreitung des Marxismus im zaristischen Russland verdanken, zählte zu ihren Gründern nicht nur einen Pawel B. Axelrod und einen Georg Plechanow, sondern auch die Vera Sassulitsch Ihre wissenschaftlichen Arbeiten haben bis auf den heutigen Tag ihren Wert für die marxistische Theorie nicht eingebüßt.) Mit der Entstehung der III. Internationalen wurde die proletarische Frauenbewegung endgültig ein Teil des organisierten revolutionären

Kampfes der Arbeiterklasse. Dies wurde auf dem I. Kongress der III. Internationalen im Jahre 1919 ausdrücklich festgestellt. Je stärker die revolutionäre Arbeiterbewegung wird und je höher sie ihre Ziele setzt, desto vollständiger wird die Frauenbewegung in ihr aufgehen, desto leichter dürfte es ihr auch fallen, unter der Periode der Diktatur des Proletariats jenen gordischen Knoten der sogenannten Frauenfrage zu lösen, an der die bürgerliche Gesellschaft so jämmerlich gescheitert ist. Je mehr wir uns dem Sieg der Arbeiterklasse und dem Triumph des kommunistischen Systems nähern, desto heller gestaltet sich die Zukunft der Frauen. Es hängt nun von den Frauen selbst ab, vom Grade ihres politischen Bewusstseins und ihrer revolutionären Aktivität, ob der Zeitpunkt ihrer endgültigen Befreiung in naher Zukunft liegt.

Bevor wir unser heutiges Gespräch abschließen, das sich wohl etwas in die Länge gezogen hat, wollen wir noch einmal versuchen, die Frage zu beantworten, ob es möglich ist, dass die Frau erneut an den häuslichen Herd und in den Kreis ihrer Familie zurückkehrt. Mal ganz abgesehen von der Tatsache, dass die traditionelle Hausarbeit verschwindet und völlig überflüssig wird, gibt es einen weiteren, sehr wichtigen Grund, warum eine derartige Entwicklung heutzutage unmöglich geworden ist: Die ständige Entwicklung der Produktivkräfte. Diese erhöht nämlich laufend den Bedarf an zusätzlichen Arbeitskräften. Die Entwicklung der Technik führt bis auf weiteres dazu, dass jede eventuelle zukünftige Erfindung unmittelbar eine erhöhte Nachfrage an Arbeitskräften nach sich zieht, entweder auf anderen Gebieten oder bisweilen sogar auf dem Sektor, in dem die junge Erfindung zur Anwendung kommt.

Die Tendenzen der wirtschaftlichen Entwicklung scheinen so zu sein, dass auf absehbare Zeit nicht mit überschüssigen Arbeitskräften zu rechnen ist. Die Menschheit ist noch weit entfernt von einem Zustande des Überflusses. Immer noch steht sie auf einem relativ niedrigen Entwicklungsniveau und bahnbrechende Leistungen auf dem Gebiet der Kultur werden nach wie vor nur einer verschwindenden Minderheit zugänglich gemacht.

Solange jedoch der Bedarf an menschlicher Arbeitskraft zunimmt, wird auch die Nachfrage nach weiblichen Arbeitskräften und Energien wachsen. Schon heute ist die Frauenarbeit in der Volkswirtschaft eine Notwendigkeit. Ihr könnt Euch selbst ausmalen, welche wirtschaftliche Katastrophe erfolgen würde, wenn es möglich wäre mit irgendwelchen künstlichen Mitteln die 70 Millionen in Amerika und Europa arbeitenden Frauen aus der Produktion auszuschalten. Dies würde natürlich in der ganzen Welt zu einem völligen Chaos in der Produktion und zum Ruin und Untergang ganzer Branchen führen. Im 20. Jahrhundert ist die Frauenarbeit eben zu einem festen Bestandteil der Produktion geworden und es gibt wirklich keinen überzeugenden Grund dafür, warum wir mit einem Verschwinden der Faktoren rechnen müssten, die das Anwachsen der Frauenarbeit ausgelöst haben. Mit dem Übergang zur Diktatur des Proletariats und der kommunistischen Produktion hat sich die Frauenarbeit endgültig in der Volkswirtschaft durchgesetzt. Dies hat sich mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit am Beispiel Russlands gezeigt. „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen“, lautet die Hauptparole des Kommunismus. In der Arbeiterrepublik wird die Arbeit also zu einer staatsbürgerlichen Pflicht. So wie die Verhältnisse heute sind, ist die Rückkehr der Frau in den engen Kreis der Familie und zu ihrem früheren Status der Rechtlosigkeit ein Ding der Unmöglichkeit geworden.

Die Lage der Frau, ihre Rechte und ihre gesellschaftliche Bedeutung werden also durch ihre ökonomische Rolle bestimmt. Dies ist der rote Faden durch alle bisherigen Vorlesungen gewesen. Daraus lässt sich nun mit absoluter Sicherheit schließen, dass die Tage ihrer Rechtlosigkeit, Abhängigkeit und Unterdrückung gezählt sind. Der Kommunismus, der die Produktion unter den Bedingungen der allgemeinen Arbeit löst, wird also die Frauenfrage endgültig lösen.

12. Vorlesung Die Diktatur des Proletariats: Die revolutionäre Veränderung des Alltags

In den letzten beiden Vorlesungen haben wir uns mit den objektiven Ausgangsbedingungen für das neue Wirtschaftssystem vertraut gemacht, das das Proletariat in Russland seit seiner Machtergreifung errichtet hat. Die allgemeine Arbeitspflicht ist ein sehr wichtiger Teil dieser neuen Produktionsweise, und wir haben auch gezeigt, wie sich durch diese allgemeine Arbeitspflicht die gesellschaftliche Situation der Frau von Grund auf geändert hat. Heute wollen wir untersuchen, ob und wie dieses neue Wirtschaftssystem den Alltag der Menschen, ihre Gewohnheiten, ihr Bewusstsein und ihre Erwartungen verändert hat. Wir werden außerdem die Anschauungen untersuchen, die diesem neuen Wirtschaftssystem zugrunde liegen, das das Fundament der kommunistischen Gesellschaft sein soll.

Jeder logisch denkende Mensch muss zugeben, dass sich das tagtägliche Leben gewaltig verändert hat. Während der letzten vier Jahre haben wir z. B. in unserer Arbeiterrepublik mit den Ursachen der seit Jahrhunderten währenden Rechtlosigkeit der Frau gründlich aufgeräumt. Unsere Sowjetregierung mobilisiert die Frauen für die Produktion, und der Alltag der Frauen wird nach völlig neuen Prinzipien umgestaltet. Es entstehen überall kollektive Verhaltensweisen, Traditionen, Vorstellungen und Begriffe, welche schon heute auf die künftige kommunistische Gesellschaft hinweisen. Eine der notwendigen Voraussetzungen für die kommunistische Wirtschaft ist die Umorganisation des Konsums. Die Reorganisation des Konsumsektors muss aufgrund kommunistischer Prinzipien erfolgen und darf sich keineswegs nur auf die möglichst genaue Berechnung der zukünftigen Nachfrage oder die gerechte Verteilung der vorhandenen Waren beschränken. Seit Herbst 1918 verwirklichen wir in sämtlichen Städten das Prinzip der öffentlichen Volkskantinen, der Einfamilienhaushalt wird durch die öffentlichen Kantinen der örtlichen Sowjets und das kostenlose Mittagessen für Kinder und Jugendliche verdrängt. Ein weiterer Ausbau der öffentlichen Volkskantinen und eine Verwirklichung dieses Prinzips für die gesamte Gesellschaft wird durch unsere Armut und den Mangel an Waren verhindert. Im Prinzip aber praktizieren wir bereits dieses kollektive Versorgungssystem und richten die notwendigen Verteilerstellen ein. Leider fehlen uns aber die Nahrungsmittel für eine planmäßige und zentrale Versorgung.

Die imperialistischen Staaten haben über unser verarmtes Land eine wirkungsvolle und hinterhältige Blockade verhängt. Sie verhindern, dass andere Völker uns Produkte liefern, die wir zentral an die Bevölkerung verteilen könnten, solange wir noch unter einem allgemeinen Mangel an Waren leiden. Trotzdem haben wir es erreicht, dass die öffentlichen Volkskantinen ein fester Bestandteil im Alltag der Stadtbevölkerung geworden sind und dass diese Einrichtung allgemein akzeptiert wird, obwohl die Versorgung unzureichend und das Essen schlecht ist. Es fehlen aber nicht nur Nahrungsmittel, sondern die vorhandenen werden auch oft falsch verwendet. Dennoch wurden in den Jahren 1919–20 fast 90 % der gesamten Bevölkerung in Petersburg und 60 % der Bevölkerung in Moskau durch unsere öffentlichen Volkskantinen versorgt. Im Jahre 1920 wurden zwölf Millionen Menschen in den Städten, einschließlich der Kinder, durch öffentliche Volkskantinen verköstigt. Es ist einleuchtend, dass allein schon diese Veränderung den „Alltag“ der Frauen beeinflusst. Der Küchendienst hatte, noch stärker als die Mutterschaft, die Frau in Fesseln gelegt. Heute ist die Küche nicht länger eine der Säulen, auf der die Existenz der Familie beruht. Natürlich spielt der Einfamilienhaushalt in den Übergangsperiode noch eine wichtige Rolle; daran wird sich auch nicht sehr viel ändern, solange der Kommunismus noch ein Fernziel ist, die bürgerlichen Verhaltensnormen noch nicht überlebt sind und die Volkswirtschaft noch nicht von Grund auf neu organisiert ist. Der häusliche Herd hat aber bereits in der Übergangsperiode seinen Ehrenplatz verloren. Sobald wir unsere Armut und unseren Hunger gebannt haben werden und den allgemeinen Zerfall der Produktivkräfte gestoppt haben, werden wir die Qualität der öffentlichen Volkskantinen erheblich verbessern und die Familienküche wird zur gelegentlichen Aushilfsküche

degradiert werden. Denn die Arbeiterin sieht ja schon heute selbst ein, dass sie mit Hilfe von Fertigmahlzeiten enorm viel Zeit sparen könnte. Warum aber schimpft die Arbeiterin heute noch über die öffentlichen Volkskantinen? Die Mahlzeiten, die heute ausgegeben werden, sind nicht nahrhaft genug und sättigen kaum. Deshalb sind die Arbeiterinnen nach wie vor gezwungen, in ihrer eigenen Küche eine Zusatzmahlzeit herzurichten, obwohl sie dazu eigentlich überhaupt keine Lust mehr haben. Wenn die Qualität des Essens in den Volkskantinen besser wäre, würden nur noch sehr wenige Frauen daheim kochen. In der bürgerlichen Gesellschaft war die Frau sehr eifrig bemüht, mit Hilfe ihrer Kochkünste ihren Ehemann und Ernährer bei guter Laune zu halten, denn der Mann war der Versorger der Familie. In einem Arbeiterstaat ist aber die Frau ein selbständiger Mensch und ein vollwertiges Mitglied der Gesellschaft. Ich kann es mir einfach nicht vorstellen, dass es bei uns sehr viele Frauen geben soll, die aus reinem Zeitvertreib am häuslichen Herd stehen wollen, nur um ihren Mann zu beglücken. Wir müssen eben die Männer so umerziehen, dass sie die menschliche Anziehungskraft und Persönlichkeit ihrer Frau und nicht deren Kochkunst schätzen. Vor dem Hintergrund der Geschichte der Frau ist die „Trennung von Küche und Ehe“ tatsächlich eine sehr wichtige Reform; für die Frau nicht weniger wichtig, als die Trennung von Staat und Kirche. In der Praxis ist jedoch die Trennung von Küche und Ehe noch nicht überall verwirklicht, obwohl in unserer Arbeiterrepublik schon in den ersten Monaten nach der Revolution mit der Einrichtung von öffentlichen Volkskantinen begonnen wurde. Die Volkskantinen sind im Gegensatz zum Einfamilienhaushalt eine sinnvolle und gewinnbringende Einrichtung, denn wir sparen Arbeitskräfte, Energie und Nahrungsmittel. Diese praktischen Erfahrungen sind für uns sehr wichtig, weil die Richtlinien für unsere zukünftige Wirtschaftspolitik auf den bisherigen Erfahrungen aufbauen sollen. Die Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage hat außerdem zu einem verstärkten Ausbau der öffentlichen Volkskantinen geführt.

Die Lebensbedingungen und das Bewusstsein unserer Frauen werden natürlich auch durch die neuen Wohnverhältnisse beeinflusst. In keinem anderen Land gibt es so viele kollektive Wohnformen wie in unserer Arbeiterrepublik. Kollektive Wohnkommunen, Familienheime und besonders auch die Wohnungen für allein stehende Frauen sind bei uns weit verbreitet. Ihr müsst auch beachten, dass sich sehr viele Menschen um einen Platz in diesen Wohnkommunen bemühen; und zwar tun sie dies nicht aufgrund von irgendwelchen frommen „Prinzipien“ oder aus Überzeugung, wie z. B. die Fourieristen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die damals unter dem Einfluss der sozialistischen Ideen von Charles Fourier durch und durch künstliche und dementsprechend ungemütliche „Phalansterien“ errichteten.

Nein, in unseren Wohnkommunen suchen die Menschen deshalb einen Platz, weil man dort besser und auch bequemer wohnt als in einer Privatwohnung. Die Wohnkommunen werden ausreichend mit Brennholz und Elektrizität versorgt, in den meisten Wohnkommunen gibt es außerdem eine gemeinsame Küche und einen Heißwasserspeicher. Die notwendigen Reinigungsarbeiten werden von bezahlten Putzfrauen erledigt, in einigen Wohnkommunen gibt es eine zentrale Wäscherei, eine Kinderkrippe oder einen Kindergarten. Je stärker sich die allgemeine Krise der Volkswirtschaft bemerkbar machte, Brennholz und Petroleum zu Mangelware wurden und niemand mehr die veralteten Wasserleitungen instand hielt, desto mehr Menschen suchten angestrengt nach einem Wohnplatz in einer Hauskommune. Die Wartelisten für kollektive Hauskommunen werden länger und länger, und die Bewohner unserer Kommunen werden von den Bewohnern der Privatwohnungen beneidet.

Natürlich hat die Hauskommune noch lange nicht das Mietshaus verdrängt und die meisten Stadtbewohner müssen nach wie vor im traditionellen Privathaushalt und in einer abgekapselten Familie leben. Der große Fortschritt besteht jedoch darin, dass *wir heute dabei sind, die Sozialnormen des traditionellen Familienlebens zu überwinden*. Nun gut, heute mag es ja noch so sein, dass viele alleinstehende Männer und Frauen, aber auch Familien, sich nur aufgrund der schwierigen wirtschaftlichen Situation, in der sie sich befinden, um einen Platz in einer

Hauskommune bemühen. Trotzdem ist für uns die Tatsache äußerst interessant, dass unsere Hauskommunen, die ja auch unter ungünstigen Bedingungen entstehen, von vielen Stadtbewohnern in mehrfacher Hinsicht den privaten Mietwohnungen vorgezogen werden. Natürlich werden die kollektiven Wohnformen, sobald ein wirtschaftlicher Aufschwung auch auf dem Wohnungssektor zusätzliche Investitionen ermöglicht, den unwirtschaftlichen Einfamilienhaushalt, in dem die Arbeitskräfte unserer Frauen vergeudet werden, endgültig aus der Konkurrenz werfen. Mehr und mehr Frauen nämlich wird schon heute klar, welche Vorteile das Leben in den Wohngemeinschaften gerade denjenigen Frauen bietet, die unter der Doppelbelastung von Beruf und Familie leiden. Gerade für die werktätigen Frauen bedeutet ein Leben in einer Wohngemeinschaft eine ungeheure Erleichterung; die gemeinsame Küche, die zentrale Wäscherei, die gesicherte Versorgung mit Brennholz, heißem Wasser und Elektrizität und die Arbeit von Putzfrauen ersparen ihr zahlreiche Arbeiten. Jede berufstätige Frau müsste sich deshalb besonders eines wünschen: dass es bald wesentlich mehr Hauskommunen gibt, um der in jeder Hinsicht unproduktiven und kräfteverschleißenden Hausarbeit für immer ein Ende zu machen.

Natürlich gibt es auch noch solche Frauen, die sich verbissen an vergangene Zeiten klammern; bei diesem Durchschnittstypus einer „Ehefrau“ dreht sich das ganze Leben ausschließlich um den häuslichen Herd. Diese legalen Mätressen – häufig auch die Gattinnen von Arbeitern – finden sogar noch innerhalb einer kollektiven Wohngemeinschaft einen Weg, ihr Leben im Dienste des eigenen Kochtopfes zu verbringen. Wenn sich die kommunistische Produktionsweise in unserer Gesellschaft immer mehr durchsetzt, werden diese ausgebeuteten Geschöpfe eines Tages einfach historisch überholt sein. Die Erfahrungen der letzten Revolutionsjahre haben uns bewiesen, dass die kollektiven Hauskommunen nicht nur aus verwaltungstechnischen Gründen eine zweckmäßige Antwort auf die Wohnungsfrage geben, sondern dass diese Wohnform auch den Alltag der berufstätigen Frauen erleichtert. Sogar in der augenblicklichen Übergangsphase bleibt den Frauen, die in Wohngemeinschaften leben, schon jetzt mehr Zeit für ihre Familie und ihren Beruf. Der Einfamilienhaushalt wird deshalb mit der beschleunigten Einrichtung von Hauskommunen mit individuellen Wohneinheiten – die sich selbstverständlich den Bedürfnissen und dem individuellen Geschmack entsprechend unterscheiden werden – endgültig verschwinden. Zugleich wird damit aber auch eine der Säulen der heutigen bürgerlichen Familie fallen. Wenn die Familie aufhört, eine ökonomische Einheit der kapitalistischen Gesellschaft zu sein, kann sie in ihrer jetzigen Form nicht mehr länger existieren. Ich bin jedoch sicher, dass diese Erklärung bei den Anhängern der bürgerlichen Familie und des egoistisch abgekapselten Einfamilienhaushaltes heute noch kein allzu großes Erschrecken auslösen wird. In der jetzigen Übergangsperiode vom Kapitalismus zum Kommunismus, also in der Phase der Diktatur des Proletariats, tobt ununterbrochen ein äußerst erbitterter Kampf zwischen den kollektiven Lebens- und Konsumformen und den traditionellen Lebensformen des privaten Einfamilienhaushaltes. Leider gibt es auf diesem Gebiet noch sehr viel zu tun.

Nur durch ein entschlossenes Auftreten jenes Teils der Bevölkerung, der am meisten an einer konsequenten Veränderung der bürgerlichen Familienformen interessiert sein müsste – unsere berufstätigen Frauen also – kann die Entwicklung in die Richtung beschleunigt werden.

Die statistischen Materialien über das Wohnungswesen sind in unserer Republik noch äußerst mangelhaft; dennoch reichen die uns zugänglichen Informationen aus Moskau aus, um die bedeutende soziale Rolle der Hauskommunen zumindest in den größeren Städten aufzuzeigen. Nach diesen Angaben gab es im Jahre 1920 in Moskau insgesamt 23.000 Häuser. In nahezu 40 % dieser Häuser, d. h. in ca. 9.000, gab es entweder kollektive Wohngemeinschaften oder Hauskommunen mit individuellen Wohneinheiten. Wir haben also in unserer Arbeiterrepublik bereits in den ersten Jahren Mittel und Wege gefunden, um die Frauen langsam aber sicher von der unproduktiven Hausarbeit zu befreien.

Dies ist jedoch nur ein weiterer Aspekt der Gesamtproblematik, denn schließlich ist die Frau auch für die Erziehung und den Unterhalt ihrer Kinder verantwortlich. Diese anstrengende Aufgabe fesselt die Frauen besonders fest an ihr Heim und ihre Familie. Durch ihre Politik aber schützt die Sowjetregierung nicht nur die soziale Funktion der Mutterschaft, sondern entlastet die Mütter, indem sie die soziale Verantwortung für die Kinder auf die Gesamtgesellschaft überträgt. Wir konnten eine Reihe von Fehlern bei der Suche nach neuen proletarischen Lebensformen nicht vermeiden und mussten deshalb die allgemeinen Verordnungen mehrfach verändern und verbessern. Trotzdem haben wir in unserer Arbeiterrepublik folgende Probleme richtig angefasst und gelöst: die Fragen des Mutterschutzes und des Arbeitsschutzes für Mütter. Wir erleben auf diesem Gebiet deshalb im Moment eine sehr tiefgreifende und umfassende Revolutionierung der bisherigen Traditionen und Denkweisen, weil wir einerseits bei uns das Privateigentum an Produktionsmitteln abgeschafft haben und andererseits, weil wir unsere Familienpolitik vor dem Hintergrund der beabsichtigten Industrialisierungspolitik entwickeln. Das wichtigste Problem der kapitalistischen Gesellschaft haben wir auf jeden Fall gelöst.

So haben wir z. B. in unserer Sowjetrepublik die Frage des Mutterschutzes in voller Übereinstimmung mit den wichtigsten ökonomischen Aufgaben gelöst. Um die Produktion wieder in Gang zu setzen und um die Produktivkräfte in unserem Lande zu entwickeln, müssen wir alle potentiellen Arbeitskräfte von ihrer bisherigen unproduktiven Arbeit befreien und diese noch vorhandenen Arbeitskräfte für den Wiederaufbau der Volkswirtschaft nützen. Aber gerade deshalb müssen wir auch besonders darauf achten, dass kommende Arbeitergenerationen die Existenz unserer Arbeiterrepublik garantieren. Unsere Arbeiterregierung entwickelt jedenfalls zur Zeit völlig neue Perspektiven. Wenn man diese Perspektiven für richtig hält, dann muss man auch einsehen, dass sich das Problem der Frauenbefreiung und der Mutterschaft bei uns von allein löst. Die Unterhaltungspflicht für die kommende Generation ist jetzt nicht länger Aufgabe der Familie, sondern Aufgabe des Staates und der Gesellschaft, und die besondere Fürsorge für unsere Mütter geschieht nicht nur aus Rücksicht auf diese Frauen, sondern weil unser Arbeiterstaat in dieser Übergangsperiode wichtige ökonomische Aufgaben lösen muss: *Wir müssen die Frauen von der unproduktiven Arbeit im Dienste der Familie befreien, damit sie endlich auf eine vernünftige Art und Weise – auch im Interesse der Familie – arbeiten können. Die Gesundheit der Frauen muss besonders geschützt werden, weil nur so eine positive Entwicklung des Bevölkerungswachstums in unserer Arbeiterrepublik garantiert werden kann.* In der bürgerlichen Gesellschaft verhindert der Klassenantagonismus, die Aufsplitterung der Gesellschaft in Einfamilienhaushalte und natürlich auch die kapitalistische Produktionsweise eine Diskussion über die Frage des Mutterschutzes. Dagegen wird in unserer Arbeiterrepublik in der der Einfamilienhaushalt der kollektiven Volkswirtschaft untergeordnet ist und wo die Gesellschaftsklassen sich auflösen und verschwinden werden, die oben dargestellte Lösung der Frage des Mutterschutzes von der gesellschaftlichen Dynamik selbst gelöst werden. Die augenblickliche Notsituation diktiert diese Lösung geradezu; und außerdem werden die Frauen bei uns als potentieller oder aktueller Teil der Arbeiterklasse behandelt. Die Mutterschaft ist bei uns keine private und familienrechtliche Angelegenheit mehr, sondern eine wichtige soziale und zusätzliche Funktion der Frau. Genossin Wera P. Lebedjewa, erklärte: „Der Mutterschutz und die Fürsorge für die Kleinkinder“ ist ein „Faktor“ innerhalb unserer Politik für die Eingliederung der „Frau in den Arbeitsprozess“.

Wenn wir den Frauen die Mitarbeit in der Produktion ermöglichen wollen, dann muss das Kollektiv den Frauen sämtliche Bürden der Mutterschaft abnehmen, weil sonst die natürliche Funktion der Frauen von der Gesellschaft ausgenutzt wird. Arbeit und Mutterschaft sind dann miteinander vereinbar, wenn die Erziehung der Kinder nicht mehr länger eine private Aufgabe der Familien, sondern eine *soziale Aufgabe* des Arbeiterstaates ist. Unsere Sowjetregierung hat die Betreuung und Erziehung der Kleinkinder und Kinder zu ihrem Anliegen gemacht. Verantwortlich für diese Aufgabe ist die Abteilung für Mütter und Säuglingsschutz, die unter der Leitung der Genossin Wera

P. Lebedjewa steht, und die Abteilung für Sozialpädagogik beim Volkskommissariat für das Bildungswesen. Die Mutter soll prinzipiell von allen Belastungen der Mutterschaft befreit werden, und sie soll das Zusammensein mit dem Kind voll genießen können. Tatsächlich haben wir dieses Ziel noch lange nicht erreicht. Wir stoßen beim Aufbau dieser neuen proletarischen Lebensformen, die die berufstätigen Frauen von ihren Familienpflichten befreien sollen, immer und immer wieder auf dasselbe Hindernis: die wirtschaftliche Not. Doch die wesentlichen Vorarbeiten haben wir bereits geleistet und die richtige Methode für die Lösung der Mutterschaftsfrage entwickelt. Jetzt müssen wir entschlossen auf dem bereits eingeschlagenen Weg weitergehen. In der letzten Vorlesung habe ich die sozialpolitischen Maßnahmen für die Mütter dargestellt. Wir geben uns aber in unserer Arbeiterrepublik nicht damit zufrieden, die Mutterschaft finanziell und materiell abzusichern, sondern versuchen vor allem, die Existenzbedingungen und die Lebensweise der Frauen so zu verändern, dass die Frauen unter den günstigsten Voraussetzungen ihre Kinder zur Welt bringen, und dass die Kinder außerdem die notwendige Fürsorge und Pflege erhalten, die ihre Gesundheit und Entwicklung garantieren. Deshalb hat unser Arbeiter- und Bauernstaat seit der Revolution versucht, ein engmaschiges Netz von sozialen Einrichtungen für die Mütter und die Kleinkinder im ganzen Lande zu errichten. Als ich Volkskommissarin für soziale Fürsorge war, habe ich als erstes die Verordnung über den Frauenschutz ausgearbeitet.

Damals wurde beim Volkskommissariat für das Gesundheitswesen eine Abteilung für Mütter- und Säuglingsschutz, sowie ein „Mutterschutzpalais“ eingerichtet. Seitdem hat sich das System des staatlichen Mutterschutzes natürlich weiterentwickelt und unter der entschlossenen Anleitung unserer mutigen Genossin Wera P. Lebedjewa fest etabliert. Im zaristischen Russland gab es insgesamt nicht mehr als sechs Beratungsstellen für schwangere und stillende Frauen. Heute gibt es dagegen mehr als 200 solcher Beratungsstellen und darüber hinaus noch 138 Milchküchen.

Die Funktion der Mutter muss nicht notwendigerweise darin bestehen, um jeden Preis die Windeln ihres Kindes selbst zu waschen, ihr Baby selbst zu baden und an seiner Wiege zu sitzen. Es ist deshalb unsere Hauptaufgabe, die berufstätige Frau bei der unproduktiven Pflegearbeit für ihr Kind zu entlasten, denn die soziale Funktion der Mutter besteht ja schließlich darin, gesunde und lebensfähige Kinder zur Welt zu bringen. Dies ist auch der Grund, warum unsere proletarische Gesellschaftsordnung die bestmöglichen Bedingungen für die Schwangerschaft garantiert und warum die Frau ihrerseits sich an die notwendigen hygienischen Vorschriften halten muss. Die Frau muss einsehen, dass sie während der Schwangerschaftsmonate eben nicht ganz und gar ihre eigene Herrin ist. Denn die Frau steht sozusagen im Dienste der Gesellschaft und „produziert“ mit ihrem Körper ein neues Mitglied der Arbeiterrepublik. Es ist außerdem eine weitere Aufgabe der Frau, die sich aus der sozialen Funktion der Mutterschaft ergibt, dass sie ihr Kind mit Ammenmilch ernährt. Nur wenn sie dies tut, hat sie ihre soziale Pflicht gegenüber ihrem Kind erfüllt. Die weitere Fürsorge für die kommende Generation kann nämlich dann vom Kollektiv übernommen werden. Der starke Mutterinstinkt darf natürlich nicht unterdrückt werden, aber warum sollten sich Fürsorge und Liebe der Mutter auf das eigene Kind beschränken? Ist es nicht menschlicher, wenn die Mütter ihren wertvollen Instinkt auf eine sinnvollere Weise verwenden und zwar für die Fürsorge aller schutzbedürftigen Kinder? Denn nicht nur das eigene Kind braucht Liebe und Zärtlichkeit. Deshalb wird in unserer Arbeiterrepublik bei den Frauen folgende Parole propagiert: *Du bist nicht ausschließlich die Mutter für deine eigenen Kinder, sondern Mutter für alle Arbeiter- und Bauernkinder.* Hinter dieser Losung steht die Absicht, die mütterlichen Gefühle unserer berufstätigen Frauen dauernd wachzuhalten, denn wir können es z. B. nicht zulassen, dass eine Mutter, vielleicht sogar eine Kommunistin, einem fremden Kinde ihre Muttermilch verweigert. Einem Kinde, das aufgrund von Unterernährung sehr geschwächt ist, darf man nicht die Hilfe verweigern, weil es nicht das eigene Kind ist. Aufgrund seiner kommunistischen Gefühle und Gedanken wird der zukünftige Mensch einem solch egoistischen und unsozialen Verhalten gegenüber ungefähr so befremdet sein, wie etwa wir heute den Kopf über Erzählungen schütteln, in

denen uns von Frauen primitiver Stämme berichtet wird, die einerseits ihr eigenes Kind zärtlich lieben und andererseits ein zu einem fremden Stamm zugehöriges Kind mit gutem Appetit verspeisen.

Noch so ein Irrsinn: Dürfen wir es etwa einer Mutter gestatten, ihrem eigenen Kind die Brust zu verweigern, nur weil ihr die Mutterpflicht zu beschwerlich ist? Es ist in der Sowjetrepublik heute eine traurige Tatsache, dass die Anzahl der Kinder zunimmt, die von ihren eigenen Eltern verlassen wurden. Solche Erscheinungen zwingen uns unter anderem dazu, das Problem der Mutterschaft richtig zu lösen. Dies ist uns jedoch noch nicht zufriedenstellend gelungen. In der jetzigen schwierigen Übergangsperiode leiden Hunderttausende von Frauen unter einer doppelten Last: Unter der Lohnarbeit und unter der Mutterschaft. Es gibt viel zu wenig Kinderkrippen, Kindergärten und Mütterheime, und auch die finanzielle Unterstützung für die Mütter hält mit der Verteuerung der Waren auf dem freien Markt nicht Schritt. Dieser Prozess führt dazu, dass die Arbeiterin vor der Bürde der Mutterschaft entsetzt zurückschreckt. Einerseits zwingen diese Verhältnisse die Frauen dazu, ihr Kind an den Staat zu „übergeben“, andererseits aber zeigt die Anzahl der ausgesetzten Kinder uns auch, dass die Frauen in unserer Arbeiterrepublik noch nicht voll und ganz begriffen haben, dass die Mutterschaft eben eine soziale Pflicht und nicht eine Privatsache ist. Ihr werdet mit Frauen zusammenarbeiten. Deshalb müsst ihr dieses Problem besonders genau durchdenken, um unseren Industriearbeiterinnen, Bäuerinnen und Landarbeiterinnen eingehend erklären zu können, welche besonderen Pflichten in unserer Arbeiterrepublik eine Mutter hat. Gleichzeitig müssen wir aber auch den gesetzlichen Mutterschutz und das Schulsystem verbessern. Je weniger Komplikationen unseren Frauen aus der Kombination von Berufsleben und Mutterschaft entstehen, desto geringer wird auch die Anzahl der von ihren eigenen Eltern verlassenen Kinder sein.

Wir haben bereits darüber diskutiert, dass die Funktion der Mutterschaft nicht darin besteht, dass die Kinder ständig in der unmittelbaren Nähe ihrer Mutter sind und dass auch nicht ausgerechnet die Mutter einzig und allein für das körperliche Wohlergehen und die geistige Erziehung ihres Kindes verantwortlich sein muss. Andererseits ist es aber die Pflicht jeder Mutter, ihr Kind in einem Milieu aufwachsen zu lassen, das für die Entwicklung des Kindes tatsächlich auch günstig ist.

Schaut euch doch die bürgerliche Gesellschaft an. In welcher Klasse dieser Gesellschaft findet man die aufgewecktesten und gesundesten Kinder? Natürlich bei den wohlhabenden Schichten. Bei den armen Leuten könnt ihr lange suchen und erfolglos. Und warum ist dies so? Etwa deshalb, weil sich die bürgerliche Mutter ausschließlich der Erziehung ihres Kindes widmet? Davon kann gar nicht die Rede sein. Gerade die bürgerlichen Frauen überlassen nämlich mit Vorliebe bezahlten Hilfskräften die Fürsorge für ihr Kind: Kinderfrauen, Ammen und Erzieherinnen. Nur bei den armen Leuten müssen ausschließlich die Mütter selbst die ganze Bürde der Mutterschaft tragen. Meistens sind deren Kinder dann auch sich völlig selbst überlassen und werden von der Straße und vom Zufall erzogen. In den kapitalistischen Ländern sterben die Arbeiterkinder und die Kinder aus den anderen armen Bevölkerungsschichten trotz der Fürsorge ihrer Mütter wie die Fliegen. Von einer Erziehung im ursprünglichen Sinne des Wortes kann überhaupt keine Rede sein. Deshalb versucht natürlich auch in der bürgerlichen Gesellschaft jede vernünftige Mutter, wenigstens einen Teil der Fürsorgepflicht für das eigene Kind an die Gesellschaft abzugeben. Sie versucht, ihre Kinder in den Kindergarten, in die Schule oder in ein Ferienheim zu schicken. Denn jede vernünftige Mutter sieht natürlich von selbst ein, dass die gesellschaftliche Erziehung ihrem Kinde etwas bieten kann, was durch Mutterliebe allein nicht ersetzt werden kann. Wer es sich in der bürgerlichen Gesellschaft wirtschaftlich leisten kann, legt den allergrößten Wert darauf, dass sein Kind durch beruflich qualifizierte Kinderschwester, Kindergärtnerinnen, Ärzte und Lehrer betreut wird. Die körperliche Fürsorge und geistige Erziehung des Kindes wird weitgehend durch bezahlte Kräfte und nicht von der Mutter wahrgenommen. Diesen Müttern bleibt tatsächlich nur noch die biologische Aufgabe, die ihnen niemand abnehmen kann, nämlich ihre Kinder auf die Welt zu bringen. Natürlich nimmt

in unserer Arbeiterrepublik niemand den Müttern ihre Kinder mit Gewalt weg, wie dies in der bürgerlichen Propaganda gern behauptet wird, wenn dort die Schrecken der „Bolschewistenherrschaft“ in grellen Farben geschildert werden. Wir bemühen uns aber darum, staatliche Einrichtungen aufzubauen, die allen, nicht nur den wohlhabenden Müttern die Möglichkeit bieten, ihre Kinder in einer normalen und gesunden Umwelt aufwachsen zu lassen. Während die bürgerlichen Frauen die Fürsorge für ihre Kinder bezahlten Hilfskräften überlassen, ist es das Ziel der Sowjetregierung, dass alle Arbeiterinnen und Bäuerinnen mit gutem Gewissen zur Arbeit gehen können, weil sie wissen, dass ihr Kind in einem Säuglingsheim, Kindergarten oder in einem Tagesheim gut versorgt wird. Diese sozialen Einrichtungen, die für alle Kinder unter 16 Jahren offen stehen, sind die notwendige Voraussetzung für das Entstehen eines neuen Menschen. In dieser Umgebung stehen die Kinder tagtäglich unter der fachlichen Aufsicht von Pädagogen und Ärzten und natürlich auch unter der Kontrolle der Mütter selbst, denn diese müssen im Kindergarten auch regelmäßig selbst mitarbeiten. Schon in frühester Kindheit werden diese Kinder durch ihre Umwelt im Säuglingsheim, im Kindergarten so beeinflusst, dass bei ihnen gerade jene Eigenschaften entwickelt werden, die für die Entfaltung des Kommunismus notwendig sind. Die Kinder, die in diesen Einrichtungen unserer Arbeiterrepublik herangewachsen sind, werden sich später wesentlich besser in ein Arbeitskollektiv einleben können als die Kinder, die in der abgeschlossenen Sphäre egoistischer Kleinfamilien aufgewachsen sind.

Schaut euch doch selbst unsere kleinen Kinder an, die bereits in den allerersten Jahren nach der Revolution in unseren Säuglings- und Kinderheimen gelebt haben. Das sind Kinder, die bereits die liebevolle und individuelle Erziehung ihrer eigenen Klasse erhalten haben. Diese Kinder haben bereits gemeinsame Verhaltensweisen entwickelt. Sie denken und handeln im *Kollektiv*. Das folgende Beispiel ist typisch für das Leben in unseren Kinderheimen: Ein neu aufgenommenes Mädchen weigert sich, an den Aktivitäten ihrer Gruppe teilzunehmen. Die Gruppenmitglieder versammeln sich um die „Neue“ und versuchen, sie zu überzeugen. Die Stimmung ist äußerst erregt. Ist es wirklich unmöglich für dich, beim Reinemachen unseres Heimes mitzuhelfen, wenn „unsere“ Gruppe dran ist? Kannst du nicht an einem Spaziergang teilnehmen, den „unsere“ Gruppe plant? Musst du wirklich einen solchen Lärm veranstalten, wenn „unsere“ Gruppe Arbeitsruhe hat? Dieses Kind entwickelt kein Besitzdenken, im Gegenteil, es baut es ab: „Bei uns gibt es nicht Dein und Mein, bei uns gehört allen alles.“ Ein vierjähriger Knirps erklärt dem Mädchen eifrig die Hauptregeln im Dasein dieser Kinder. In diesem Kinderheim passen die Kinder schon selbst sehr genau darauf auf, wer da „unsere“ Sachen kaputt macht. Die Kinder schützen das Eigentum des Kinderheimes selbst.

Doch wir wollen jetzt noch einmal über die Rolle der Mütter sprechen. Unsere Arbeiterrepublik errichtet überall dort Mütterheime, wo ein Bedarf besteht. Denn nur so können wir die Mütter der kommenden Generationen wirklich gesundheitlich schützen. Im Jahre 1921 gab es 135 Mütterheime, die nicht nur den ledigen Müttern einen Zufluchtsort für die schwierigste Periode ihres Lebens bieten. Diese Heime ermöglichen es auch verheirateten Frauen, während der letzten Schwangerschaftsmonate und während der ersten Monate nach der Geburt, sich zeitweilig vom eigenen Heim, der Familie und dem ganzen anderen Kleinkram und Kummer zu befreien. Während der ersten kritischen Wochen nach der Geburt kann sich die Mutter so ausschließlich um die Pflege des Kindes kümmern und sich auch selbst ausruhen. Danach ist die ständige Anwesenheit der Mutter ja nicht mehr so wichtig. Während der ersten Wochen nach der Geburt existiert jedoch ein sehr enges physisches Band zwischen Mutter und Kind, und während dieser Periode ist es deshalb auch schädlich, wenn man Mutter und Kind voneinander trennt.

Ihr wisst ja selbst, Genossinnen, wie gerne ledige und auch verheiratete Arbeiterinnen diese Mütterheime aufsuchen; denn dort werden sie gepflegt und können sich richtig ausruhen. Deshalb besteht auch überhaupt kein Grund, bei den Frauen für diese Mütterheime zu agitieren. Unsere materielle Armut und das augenblickliche Chaos in Russland machen es uns jetzt leider unmöglich,

zusätzliche Mütterheime einzurichten und unsere gesamte Arbeiterrepublik mit einem engen Netz von derartigen „Rettungsstationen“ für berufstätige Frauen zu überziehen. Auf dem Lande gibt es leider noch überhaupt keine Mütterheime. Ganz allgemein ist unsere Hilfe für die Bäuerinnen noch sehr unterentwickelt. Bisher konnten wir auf dem Lande nur „Sommerkindergärten“ organisieren. Diese Einrichtungen erleichtern es den Bäuerinnen, bei der Ernte mitzuarbeiten, ohne dass darunter die Kinder zu leiden haben. Im Jahre 1921 gab es 689 Sommerkindergärten für 32.180 Kinder.

In den Städten stehen den Arbeiterinnen und Angestellten entweder Betriebskindergärten oder entsprechende Einrichtungen in ihrem Stadtteil zur Verfügung. Es steht außerhalb jeder Diskussion, dass diese Kindergärten eine wesentliche Erleichterung für die berufstätigen Frauen bedeuten. Es ist deshalb unser großer Kummer, dass es immer noch nicht genügend Kindergärten gibt. Zur Zeit können wir nicht einmal 10 Prozent des tatsächlichen Bedarfs befriedigen. Zu einem wirklichen Netz von solchen sozialen Einrichtungen, die die Mütter von der zermürbenden Kinderpflege freistellen, gehören weitere Kindergärten, Säuglingskrippen und Spielschulen für die Kinder zwischen dem dritten und siebten Lebensjahr. Und für die Schulkinder brauchen wir weitere Kinderclubs, Gemeindehäuser und Kinderkolonien. In diesen Einrichtungen erhalten die Kinder auch kostenlose Mahlzeiten. Die Genossin Wera Weletschkina war eine besonders energische Pionierin auf diesem Gebiet, und sie starb auf ihrem revolutionären Posten. Durch ihren mutigen Einsatz hat sie uns während der Bürgerkriegsjahre sehr geholfen, und sie hat viele Arbeiterkinder vor einem kläglichen Hungertod gerettet. Diese Arbeiterkinder bekamen zusätzliche kostenlose Milchrationen, und die ärmsten von ihnen wurden außerdem mit Kleidung und Schuhen versorgt. Nach wie vor sind diese sozialen Einrichtungen natürlich noch unterentwickelt, und bis jetzt waren wir nur in der Lage, einen kleinen Teil der Gesamtbevölkerung zu versorgen. Niemand kann uns jedoch den Vorwurf machen, dass wir einen falschen Weg eingeschlagen haben, denn es ist richtig, dass wir die Eltern von ihrer Erziehungspflicht entlasten. Es ist vielmehr unser Hauptproblem, dass wir aufgrund unserer großen Armut einfach noch nicht in der Lage sind, alle Pläne der Sowjetregierung in die Tat umzusetzen. Aber die Richtung der Politik in der Mutterschaftsfrage ist völlig korrekt, und nur die mangelhaften Hilfsquellen verzögern die Lösung des Problems. Bisher handelt es sich um nichts anderes als um einen äußerst bescheidenen Versuch, und trotzdem haben wir bereits jetzt schon erfreuliche Resultate erzielt, die das Familienleben revolutionieren und die Beziehung zwischen Frau und Mann gründlich verändern. Doch über dieses Thema wollen wir in der nächsten Vorlesung sprechen.

Es ist die Aufgabe der Sowjetrepublik, dafür zu sorgen, dass die Arbeitskraft der Frau nicht für unproduktive Hausarbeit oder Kinderbetreuung verschwendet wird, sondern sinnvoll für die Produktion neuer gesellschaftlicher Reichtümer eingesetzt wird. Außerdem muss die Gesellschaft die Interessen und die Gesundheit der Mütter und Kleinkinder schützen, weil die Frau nur so Berufsleben und Mutterschaft miteinander vereinbaren kann. Deshalb bemüht sich auch unsere Sowjetregierung darum, für die Frauen solche Lebensbedingungen zu schaffen, die sicherstellen, dass eine Frau mit einem schwierigen Ehemann nicht mehr deshalb weiter zusammenleben muss, weil sie sonst einfach nicht weiß, wo sie mit den Kindern unterkommen kann. Wir wollen es nicht irgendwelchen Menschenfreunden überlassen, diesen Frauen mit ihrer demütigenden Wohltätigkeit zu Hilfe zu kommen, wenn sie in Not geraten sind. Nein, die eigenen Klassengenossen beim Aufbau des Sozialismus, die Arbeiter und Bauern streben danach, der Frau die Bürde der Mutterschaft zu erleichtern. Die Frauen, die Seite an Seite mit ihrem Mann schwere Arbeit beim Wiederaufbau unserer Volkswirtschaft leisten, fordern deshalb mit gutem Recht von ihrer Arbeiterrepublik, dass das gesamte Kollektiv die Verantwortung für sie übernimmt, wenn der Augenblick kommt, in dem sie der Gesellschaft ein neues Mitglied schenken. In der jetzigen Übergangsperiode befindet sich die Frau wirklich in einer sehr schwierigen Situation, denn es gibt in Sowjetrußland insgesamt nur 524 Mutterschutzeinrichtungen. Diese sozialen Einrichtungen reichen natürlich überhaupt nicht aus, denn das alte Fundament der Familie ist zerstört worden, und das neue befindet sich erst im

Aufbaustadium. Deshalb müssen sich die Partei und Sowjetregierung ganz besonders und in wesentlich stärkerem Umfang als bisher mit dem Problem der Mutterschaft beschäftigen. Eine konkrete Lösung dieser Frage kommt unseren Frauen, unserer Produktion und der gesamten Volkswirtschaft zugute. Am Ende dieser Vorlesung noch einige Worte zu einer Frage, die aufs Engste mit dem Problem der Mutterschaft zusammenhängt. Ich spreche jetzt von der Stellung der Sowjetregierung zur Abtreibung. Wir haben in unserer Arbeiterrepublik eine Verordnung vom 18. November 1920, die die Unterbrechung der Schwangerschaft legalisiert. Natürlich leiden wir in Russland heute eher unter Arbeitskräftemangel als an Arbeitskräfteüberschuss. Unser Land ist nicht dicht, sondern schwach besiedelt; und wir sind unter diesen Umständen bemüht, alle Arbeitskräfte zu erfassen. Warum konnten wir in einer solchen Situation die Abtreibung legalisieren? Weil das Proletariat keine Politik der Heuchelei und der Scheinheiligkeit duldet. Solange die Existenzbedingungen der Frau nicht gesichert sind, werden auch Abtreibungen durchgeführt. Wir sprechen hier nicht über die Frauen der bürgerlichen Klasse, die für den Abort gewöhnlich ganz andere Motive haben: z. B. den Wunsch, eine Aufteilung des „Erbes“ zu vermeiden, oder das Bedürfnis, ein vergnügliches und arbeitsfreies Leben zu führen, die Entsaugungen der Mutterschaft zu vermeiden, ihre Figur zu retten oder sogar die Befürchtung, dass man für einige Monate die „Unterhaltungssaison“ verpasst, etc.

Es wird heute in allen Ländern abgetrieben, und daran ändern irgendwelche Strafgesetze überhaupt nichts, Für die Frauen gibt es immer einen Ausweg, aber diese „heimliche Hilfe“ zerstört die Gesundheit unserer Frauen und verwandelt sie zumindest zeitweilig zu einer Belastung des gesamten Arbeiterstaates und verringert das Arbeitskräftereservoir. Eine Abtreibung durch einen Chirurgen unter normalen Bedingungen ist für die Gesundheit der Frau weitaus ungefährlicher, und außerdem können die Frauen dann auch wieder viel schneller in die Produktion zurückkehren. Die Sowjetregierung ist sich völlig darüber im Klaren, dass die Abtreibungen erst dann aufhören werden, wenn wir in Russland ein weitverzweigtes Netz von Mutterschutzeinrichtungen und anderen sozialen Einrichtungen errichtet haben. Die Sowjetregierung ist sich aber auch darüber im Klaren, dass *die Mutterschaft eine soziale Pflicht ist*. Vor diesem Hintergrund haben wir die Abtreibung in hygienisch einwandfreien Kliniken legalisiert. Andererseits ist es aber gleichzeitig unsere Aufgabe, den natürlichen Mutterinstinkt der Frauen zu stärken und zwar einerseits durch den Ausbau der Mutterschutzeinrichtungen und andererseits, indem wir die Funktion der Mutterschaft und der Frauenarbeit fürs Kollektiv in Übereinstimmung bringen. Nur so können wir dafür sorgen, dass die Abtreibungen überflüssig werden. Wir haben auf diese Frage, die für die Frauen in allen bürgerlichen Staaten nach wie vor unbeantwortet ist, eine Antwort gefunden.

In den bürgerlichen Staaten kämpfen die Frauen erbittert gegen ihre doppelte Ausbeutung in dieser furchtbaren Nachkriegsperiode: Lohnarbeit im Dienste des Kapitals und Mutterschaft. Im Gegensatz dazu haben in unserem Arbeiterstaat die Arbeiterinnen und Bäuerinnen die traditionellen Lebensbedingungen abgeschafft, die die Frau in eine Sklavin verwandelt hatten. Erst die Mitarbeit der Frauen in der „Kommunistischen Partei Russlands“ hat das Fundament für die Errichtung eines völlig neuen Lebens ermöglicht. Die im Leben aller Frauen so entscheidende Frage kann aber erst dann endgültig gelöst werden, wenn die Frauenarbeit vollständig in unsere Volkswirtschaft integriert ist. In der bürgerlichen Gesellschaft gibt es dagegen für die Frauen keinen Ausweg aus diesem Dilemma, denn die Arbeit im abgeschlossenen Einfamilienhaushalt ergänzt das kapitalistische Wirtschaftssystem.

Die Befreiung der Frau kann erst nach einer grundsätzlichen Revolutionierung der traditionellen Verhaltensnormen verwirklicht werden. Dieser Prozess setzt aber eine tiefgreifende Veränderung der Produktionsweise, also die Errichtung einer kommunistischen Wirtschaft, voraus. Wir sind heute selbst Zeugen dieses umfassenden Revolutionierungsprozesses der Verhaltensnormen. Deshalb ist auch in unserem Alltag die praktische Befreiung der Frau ein selbstverständlicher Bestandteil unseres Lebens.

13. Vorlesung Die Diktatur des Proletariats: Die Revolutionierung der Lebensgewohnheiten

Wir sprachen während der letzten Vorlesung über die Revolutionierung der Lebensgewohnheiten unter der Diktatur des Proletariats. Natürlich beschränkt sich dieser Prozess nicht nur auf die Einrichtung von öffentlichen Volkskantinen und Kinderkrippen und auf die Einführung des gesetzlichen Mutterschutzes und des staatlichen Schulsystems. Die momentanen gesellschaftlichen Veränderungen sind weit umfassender und wesentlich durchgreifender und erfassen nahezu sämtliche Lebensbereiche. Dieser Prozess zeigt sich besonders deutlich bei der Umwälzung der traditionellen Lebensgewohnheiten und Denkweisen. Die Generationen der zukünftigen Geschichtswissenschaftler werden deshalb unsere heutige Epoche mit besonders großem Interesse studieren: Denn wir leben in einer Zeit, in der wir mit dem Althergebrachten konsequent brechen. Wir bauen eine neue Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung auf, und zwischen den Menschen entstehen neue Beziehungen. Und all dies entwickelt sich ungeheuer schnell. Deshalb sind wir auch zur Zeit außerstande, selbst zu entscheiden, inwiefern unsere heutige Gesellschaft bereits Ansätze für eine hoffnungsvollere Zukunft entwickelt hat. Denn wir sind ganz einfach noch blind für die zahlreichen jungen, aber schon lebensfähigen Pflanzkeime einer kommunistischen Zukunft, die auf den Schlachtfeldern des Bürgerkrieges herangereift sind. Wir können diese Keime deshalb noch nicht sehen, weil sie von den Trümmern der Vergangenheit noch zugedeckt sind und weil unsere eigenen Augen noch blind sind von Tränen und Blut. Aber auch noch dort, wo diese Pflanzkeime unter dem Staub der letzten Jahrhunderte verschüttet waren, wurden diese Ablagerungen durch einen gewaltigen Orkan – der durch den erbitterten Kampf zweier Welten ausgelöst worden ist – zuerst aufgepeitscht und endlich abgetragen. Und wenn auch unsere großartige Initiative mit dem vergossenen Blut teuer bezahlt worden ist: Wir haben den Anfang gemacht. Wir haben das jahrtausendealte Eis aufgesprengt und die Strahlen der wärmenden Frühlingssonne umschmeicheln nun die freigegebene Erde. Die lebenslustigen Frühlingsbäche schwemmen die Eisschollen weg und waschen die Erde rein. Schaut euch doch selbst in Russland um: Ist dies etwa noch dasselbe Land wie vor fünf Jahren? Sind dies etwa noch dieselben Arbeiter, Bauern oder gar „Kleinbürger“, wie wir sie unter der Diktatur des Zarismus gekannt haben? Ihre Gedanken, ihre Gefühle und die Inhalte ihrer Arbeit haben sich verändert. Mit einem Wort, in der Sowjetrepublik herrscht heute eine ganz andere Atmosphäre als früher. Jedes Mal wenn heute einer von uns in ein bürgerlich-kapitalistisches Land fährt, hat er dort das Gefühl, plötzlich wieder in einem anderen Jahrhundert zu leben; denn wir beurteilen die Gegenwart dieser historisch zurückgebliebenen Länder von der hohen Warte der Zukunft aus. Wir haben durch unsere eigenen Erfahrungen die Zukunft konkret kennengelernt, die unsere Schwestern und Brüder in den bürgerlich-kapitalistischen Ländern eben nur verstandesmäßig begriffen haben und nicht aufgrund ihrer eigenen Praxis. Manchmal erschauern wir, wenn wir uns dessen bewusst werden, wie „klug“ wir eigentlich schon sind und welcher ungeheuren Erfahrungsschatz uns die Revolution doch gebracht hat. Genau diese Erfahrungen haben uns nämlich einerseits von unserer eigenen Vergangenheit, die tatsächlich zeitlich noch gar nicht so lange zurückliegt und die nach wie vor äußerst aktuell ist, entfremdet und andererseits zu gleicher Zeit unserer eigenen Zukunft näher gebracht. Deshalb fällt es uns auch leichter, in die Zukunft statt in die Vergangenheit zu blicken. Im Vergleich mit den Genossen, denen die Erfahrungen des vierjährigen Bürgerkrieges fehlen, haben wir einen gewaltigen Vorsprung: Aufgrund unserer fieberhaften Experimente und unserem Suchen nach dem „kürzesten Weg“ zum Kommunismus begreifen wir heute die Probleme wesentlich schneller als vor der Revolution. Obwohl wir viele Fehler gemacht haben, ist unser revolutionäres Experiment ein kühner und wichtiger Versuch, die Lebensbedingungen so zu verändern, dass ein viele Millionen umfassendes Kollektiv durch eine organisierte Willensanstrengung die blinden Kräfte der kapitalistischen Wirtschaft unter Kontrolle

bringt. Mit der Arbeiterrevolution in Russland beginnt ein neues Kapitel der Menschheitsgeschichte, auch wenn der Weg zum Kommunismus noch sehr lange und anstrengend ist: Wir haben zumindest das Fundament für die kommunistische Gesellschaftsordnung gelegt, und das Proletariat wird von den eigenen Fähigkeiten überzeugt und im Bewusstsein seiner historischen Rolle dieses Endziel ohne Zaudern anstreben. Denn dieses Endziel ist schon längst nicht mehr eine bloße Zukunftsträumerei; die Arbeiterklasse kann bereits heute, wenn sie ihre Hände der Zukunft tastend entgestreckt, die kommunistische Wirklichkeit mit ihren Fingerspitzen berühren.

Die gesellschaftlichen Veränderungen, die durch die Oktoberrevolution ausgelöst worden sind, spiegeln sich besonders deutlich im subjektiven Denken der Arbeiter und ihrer Einstellung zum Leben wider. Sprecht mit den Arbeitern! Denken sie noch genauso wie vor der Revolution? Vor der Revolution hatten die Arbeiter kein Selbstvertrauen. Diese Arbeiter glichen oft gehorsamen Sklaven, sie waren verbittert, verarmt, eingeschüchtert und vereinzelt. Im Bewusstsein dieser Arbeiter waren die Rechtsnormen der ungerechten Gesellschaftsordnung, durch die die Arbeiter ständig unterdrückt wurden, zeitlos und unveränderbar. Hätte irgendjemand damals zu den Arbeitern gesagt: „Ihr könnt die Macht ergreifen, wenn das Millionenheer des Proletariats nur will“, dann hätten die Arbeiter nur misstrauisch mit dem Kopf geschüttelt.

Und heute? Das Proletariat leidet natürlich augenblicklich noch sehr unter dem herrschenden Mangel an Lebensmitteln, Textilien und Schuhen. Natürlich bringt die Arbeiterklasse zur Zeit noch große Opfer, und trotzdem hat die Arbeiterklasse ein Selbstbewusstsein gewonnen und ist heute eine gesellschaftliche Kraft. Aber von all diesen Veränderungen ist die Einsicht des Proletariats, dass die Gesellschaft von Grund auf verändert werden kann, wenn die Arbeiterklasse sich nicht mit der Reform der Gesetzgebung oder der zwischenmenschlichen Beziehungen zufriedengibt, sondern unter seiner Führung die gesamte Gesellschaft verändert, weitaus am wichtigsten. Die Diktatur der Zaren, Industriellen und Gutsherren unterscheidet sich inhaltlich völlig von der Diktatur des Proletariats. Und heutzutage ist die Arbeiterklasse der Bauherr einer neuen Gesellschaft. Es ist zwar gut möglich, dass die Arbeiterklasse nicht immer der geschickteste Bauherr ist; entscheidend ist im Moment aber, dass sie die Macht im Staate in Besitz genommen hat. Es ist der bisher größte Sieg in der Geschichte der arbeitenden Menschheit, dass die gesetzmäßige Entwicklung der ursprünglichen Akkumulation in der Übergangsperiode durch das Kollektiv gemeistert wird. Wir wollen diesen Prozess anhand der Rolle, die die Arbeiterinnen heute haben, verdeutlichen, denn ihr Bewusstsein hat sich ja noch deutlicher wahrnehmbar verändert als das der Arbeiter. Für die Mehrheit unserer Frauen ist es durchaus typisch, dass die Arbeit im Kollektiv ein gesellschaftliches *Bewusstsein* und eine zwischenmenschliche Solidarität hervorgebracht hat. Diese Frauen fühlen sich für ihre Gesellschaft verantwortlich. Wenn wir uns daran erinnern, dass die Frauen jahrhundertlang dazu erzogen worden sind, die Einzelfamilie als wichtigsten Lebensinhalt zu verinnerlichen, dann ist diese Entwicklung etwas Revolutionäres. Sowohl die Industriearbeiterin als auch die nichtberufstätige Ehefrau des Arbeiters sind sich heute sehr wohl darüber im Klaren, dass sie gleichberechtigte Staatsbürgerinnen sind. Auch wenn die Frauen heute noch keine gesellschaftliche Arbeit ausüben, so haben sie doch sehr wohl ein Bedürfnis nach Selbstbestätigung. Diese Frauen weisen uns dann regelmäßig auf ihre Arbeiten im Haushalt und auf die Kindererziehung hin und kritisieren, dass wir noch nicht über genügend Betreuungsstellen für Kinder verfügen und dass das Essen in den öffentlichen Volkskantinen wirklich miserabel sei. Wenn wir dies alles erst einmal richtig in Ordnung gebracht hätten, dann bestünde auch für sie die Möglichkeit, politische Arbeit in einer Frauenabteilung der Partei oder der Gewerkschaft zu leisten.

Die Revolution hat die Frau also nicht nur aus der abgeschlossenen und erstickenden Atmosphäre der Einzelfamilie befreit und ihr endlich Zutritt zur Gesellschaft verschafft, sondern sie hat der Frau auch unglaublich schnell ein Solidaritätsgefühl mit dem Kollektiv vermittelt. Der große Erfolg der Subbotnikbewegung ist für diese Entwicklung ein eindrucksvolles Beispiel. Sowohl Arbeiterinnen, die in der Partei organisiert sind, als auch parteilose Arbeiterinnen, nichtberufstätige Ehefrauen aus

Arbeiterfamilien und Bäuerinnen haben an unseren kommunistischen Samstagen freiwillig mitgearbeitet. Im Jahre 1920 nahmen z. B. in 16 Gouvernements insgesamt 150.000 berufstätige Frauen teil. Natürlich ist auch dies ein Zeichen dafür, dass das gesellschaftliche Bewusstsein der Frauen sich entwickelt und dass die Frau einsieht, dass die allgemeine Bürgerkriegsverwirrung, die Massenerkrankungen, der Hunger und die Kälte nur durch gemeinsame Anstrengungen des Kollektivs bekämpft und schließlich überwunden werden können. Diese freiwillige Subbotnikbewegung ergänzt die allgemeine Arbeitspflicht und die notwendige Arbeit, und sie wird von der Arbeiterklasse nicht mehr wie früher als Zwang erlebt wie etwa zu der Zeit als die Arbeiter noch Lohnsklaven waren. Die Arbeit ist zu einer gesellschaftlichen Pflicht geworden, nur noch vergleichbar mit jener Arbeit, die während der Frühgeschichte der Menschheit jedes Stammesmitglied für das Gesamtkollektiv geleistet hat. Beobachtet doch einmal die Kolonnen der parteilosen Frauen, die ihren Herd verlassen, um nur ja pünktlich zum Beginn ihres Subbotniks zu kommen. Diese Frauen schleppen Brennholz, schippen Schnee, nähen Uniformen für Soldaten unserer Roten Armee, putzen in den Krankenhäusern und Kasernen, etc. Viele dieser Frauen haben selbst eine Familie und wenn sie nach Hause gehen, dann wartet dort schon wieder Arbeit auf sie, die unbedingt sofort erledigt werden muss. Trotzdem ist aber bei unseren Frauen ein Bewusstsein dafür entstanden, dass es für die Frauen am vorteilhaftesten ist, wenn sie ihren eigenen kleinen Einzelhaushalt vernachlässigen und stattdessen im Volkshaushalt mitarbeiten. Deshalb lassen die Frauen ihre Haushaltsarbeiten halbfertig zuhause liegen und verrichten innerhalb der Subbotnikbewegung gesellschaftlich nützliche und dringende Arbeiten, Nun werden einige von euch aber wahrscheinlich sagen: „Na ja, das trifft doch tatsächlich nur auf eine Minderheit der parteilosen Arbeiterinnen und Bäuerinnen zu.“ Natürlich habt ihr mit dieser Bemerkung völlig recht. Aber es werden eben laufend mehr Frauen und nicht weniger, und außerdem ist es halt sehr wichtig, dass es nicht nur Kommunistinnen, sondern auch Frauen sind, die nicht in der Partei organisiert sind. Diese Minorität erzieht durch ihre Aktivitäten die Majorität der Frauen. Redet doch einmal mit einer Arbeiterin, die sich noch nie an einem Subbotnik beteiligt hat. Wie leidenschaftlich und heftig verteidigt diese Arbeiterin ihr Recht, die freiwillige Arbeit für die Gesellschaft zu vernachlässigen. Diese Arbeiterin hat unglaublich viel Argumente zur Verfügung, warum gerade sie das moralische Recht habe, sich dieser Arbeit zu entziehen. Die letzten vier Jahre haben das Bewusstsein unserer Frauen über den Zusammenhang zwischen dem Wiederaufbau unsrer Volkswirtschaft und der Befriedigung ihrer persönlichen Bedürfnisse dermaßen geschärft, dass sie auf diese Frage alle sehr ähnlich reagieren. Denn es gibt einerseits kein Brennholz, andererseits stehen jedoch mehrere Güterwagen mit Brennholz auf dem örtlichen Bahnhof herum. Ein Subbotnik ist also fällig, denn diese Güterwagen müssen entladen werden. Ein anderes Beispiel: Eine ansteckende Seuche bricht in der Stadt aus. Die Bevölkerung muss also einen Subbotnik organisieren, um die Straßen der Stadt ordentlich zu säubern. In einer solch zugespitzten Situation verurteilt die Arbeiterklasse natürlich diejenigen, die selbst nicht bereit sind, einen an und für sich unbedeutenden Beitrag an dieser freiwilligen, aber gleichwohl gesellschaftlich nützlichen Arbeit zu leisten. Denn genau dieselben Leute fordern vom örtlichen Sowjet, dass ihre Bedürfnisse befriedigt werden. Aufgrund dieser Entwicklung entsteht ein neuer Moralkodex in der Arbeiterschaft, und ein neuer Begriff setzt sich mehr und mehr durch: *Produktionsdeserteur*.

In der bürgerlichen Gesellschaft wird der faule und schlechte Arbeiter zwar einerseits getadelt, andererseits aber vertritt die Bourgeoisie die Auffassung, dass Arbeit eine Privatsache ist. Wenn du arbeiten willst, bitte sehr. Wenn du aber keine Lust hast zu arbeiten, dann musst du eben verhungern, oder du lässt andere für dich arbeiten. Die letztere Einstellung, der sogenannte „Unternehmergeist“, genießt in den kapitalistischen Ländern besonderes Ansehen und die Bourgeoisie verurteilt einen Leichtfuß auch nur dann, wenn er nicht auf eigene Rechnung sondern auf die eines kapitalistischen Unternehmers arbeitet. Wenn z. B. ein Arbeiter seine Arbeitskraft an einen Unternehmer verkauft, aber seine Arbeitskraft nur teilweise in den Arbeitsprozess einbringt, dann vertritt der Unternehmer den Standpunkt, dass er betrogen worden ist, weil sein Mehrwert

verringert worden ist. Natürlich verurteilt die Bourgeoisie eine solch nachlässige Haltung des Arbeiters. Andererseits aber kann der Sohn eines Bourgeois oder Aristokraten, der seinen Arbeitsplatz sowieso nur aufgrund seines Namens und gesellschaftlichen Ranges erhalten hat, der übelste Drückeberger und Leichtfuß sein, ohne dass die Bourgeoisie seine Produktionsdesertion rügt. Denn: „Der Mensch darf selbst bestimmen, ob er arbeiten will oder nicht. Es ist seine eigene persönliche und höchst private Angelegenheit.“ Dies war und ist die Auffassung der Bourgeoisie. Beachtet bei diesem Argument auch bitte, dass z. B. ein selbständiger Bauer, der seine Landwirtschaft miserabel verwaltet, oder ein kleiner Unternehmer, der seine Firma herunterwirtschaftet, nicht wegen der wirtschaftlichen Schäden, die sie der Volkswirtschaft zufügen, kritisiert werden, sondern weil sie nicht fähig waren, ihre eigenen wirtschaftlichen Interessen besser wahrzunehmen.

Die Produktionsweise in unserer Arbeiterrepublik unterscheidet sich prinzipiell von der der bürgerlichen Gesellschaften. In der Praxis des sozialistischen Produktionsprozesses werden die Werktätigen in einem völlig neuen Geist erzogen, sie denken und fühlen anders als früher, und natürlich fordert diese Einstellung gegenüber der Arbeit sehr viel Selbstdisziplin. Dieses Bewusstsein hat übrigens zu grundsätzlich neuen Beziehungen der Menschen untereinander geführt, die auch das Verhältnis zwischen dem Kollektiv und dem Individuum neu regeln. Im Gegensatz dazu regeln die zwischenmenschlichen Verhaltensnormen der bürgerlichen Gesellschaften zumeist nur die Beziehungen der einzelnen Individuen untereinander, während dem Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtgesellschaft nur eine zweitrangige Bedeutung zukommt. Es gab im Zarenreich wesentlich weniger Verhaltensregeln, die die Pflichten des Individuums gegenüber der Gemeinschaft regelten als entsprechende Normen, die das Verhältnis der Menschen untereinander festlegten. Zu den Pflichten des Einzelnen gegenüber der bürgerlichen Gesellschaft gehörte im zaristischen Russland insbesondere die Pflicht, das Vaterland zu verteidigen und dem Zaren treu zu dienen. Das Gebot: „Du sollst nicht töten“ wurde in der Praxis durch die jeweiligen Umstände relativiert. Besonders wichtig war damals natürlich die lange Liste von Gesetzen und Verordnungen, die das Recht auf Privateigentum und andere private Vorrechte garantierten: Du sollst nicht stehlen. Du darfst nicht faul sein. Lass deine Finger von einer verheirateten Frau. Betrüge nicht beim Geschäftemachen. Du musst sparsam sein.

In unserer proletarischen Gesellschaft verdeutlichen die Verhaltensnormen dagegen die Interessen der Gemeinschaft. Wenn deine Handlungen dem Kollektiv nicht schaden, dann gehen sie auch keinen Bürger etwas an. Andererseits wird aber in unserer Arbeiterrepublik so manche Verhaltensweise, die in der bürgerlichen Gesellschaft als respektabel gilt, allgemein abgelehnt. Welche Einstellung hat z. B. die bürgerliche Moral dem Geschäftsmann gegenüber? Solange er seine Buchhaltung korrekt führt, keinen betrügerischen Konkurs gemacht hat, sich nicht beim Betrügen erwischen lässt oder auf andere Art und Weise seine Kunden offen hintergeht, erhält der Geschäftsmann von der bürgerlichen Gesellschaft den Ehrentitel „tadelloser Bürger“ oder „ehrlicher Mann“.

Wir waren während der Revolution gezwungen, unsere Einstellung gegenüber den Geschäftsleuten grundsätzlich zu ändern, denn der „tadellose Bürger“ von Anno dazumal entpuppte sich als Spekulant. Wir teilen an solche Bürger bestimmt keine Ehrentitel aus. Ganz im Gegenteil. Denn bei uns werden solche Herren der Tscheka übergeben, die sie dann in ein Arbeitslager einweist. Und warum tun wir dies? Weil wir eben ganz genau wissen, dass wir den Kommunismus nur dann aufbauen können, wenn alle erwachsenen Staatsbürger produktive Arbeit leisten. Wer aber, anstatt selbst zu arbeiten, auf Kosten der anderen leben möchte, ist für die Gesellschaft und den Staat ein Schädling, und deshalb verfolgt die Polizei auch alle Aktionäre, Händler, Grossisten, d. h. alle Individuen, die ohne selbst zu arbeiten von der Arbeit der anderen leben. Solche Menschen werden von uns aufs Schärfste verurteilt.

Aufgrund der neuen Produktionsweise entstehen aber auch neue sittliche Normen. Natürlich können

wir unmöglich alle Menschen innerhalb von drei, vier oder sogar zehn Jahren zu herausragenden Kommunisten machen. Aber wir sehen doch andererseits, dass bei den meisten Menschen ein neues Bewusstsein entsteht. Dieser Prozess ist sehr wichtig, und wir sollten wirklich darüber erstaunt sein, wie schnell unser aller Denken und Fühlen sich der neuen gesellschaftlichen Entwicklung angepasst haben und dass bereits jetzt neue Verhaltensnormen entstanden sind. Diese Entwicklung merken wir am deutlichsten, wenn wir die Beziehung zwischen Mann und Frau studieren. Die Widerstandsfähigkeit der Einzelfamilie hat bereits während dem Weltkrieg nachgelassen; und diese Entwicklung können wir nicht nur in Russland, sondern auch in allen anderen Staaten, die an dem Krieg beteiligt waren, studieren. Zunächst nahm der Anteil der Frauenarbeit in der Produktion zu. Diese Entwicklung führte natürlich zu einer größeren wirtschaftlichen Selbständigkeit der Frauen und außerdem zu einem Anstieg der Anzahl der unehelichen Kinder. Menschen, die sich liebten, fanden jetzt zueinander, ohne sich noch lange um die Vorurteile der bürgerlichen Gesellschaft oder der Kirche zu kümmern. Sogar der bürgerliche Staat sah sich gezwungen, die unehelichen Kinder in den Soldatenfamilien, zumindest finanziell, genauso zu behandeln wie die ehelichen Kinder.

In der Sowjetrepublik verliert die Ehe immer mehr an Bedeutung. Bereits in den ersten Monaten nach der Revolution wurde die kirchliche Trauung abgeschafft und alle bisherigen gesetzlichen Unterschiede zwischen den unehelichen und den ehelichen Kindern aufgehoben. Die mit diesen Maßnahmen einhergehende Einführung der allgemeinen Arbeitspflicht trug ebenfalls dazu bei, dass die Frau als eigenständiger Faktor in unserer Gesellschaft anerkannt wurde. In der bürgerlichen Gesellschaft ist die Eheschließung ein gegenseitiger Vertrag zwischen Mann und Frau, durch Trauzeugen bekräftigt und durch den göttlichen Segen für unverletzlich und unauflösbar erklärt. Einerseits verpflichtet sich der Ehemann dazu, seine Ehefrau zu versorgen, und andererseits verpflichtet sich die Ehefrau dazu, das Eigentum des Ehemannes zu schützen und zu pflegen, den Mann und seine Kinder – also die Erben seines Vermögens – zu bedienen, ihm ewige Treue zu halten und die Familie nicht durch uneheliche Kinder zusätzlich zu belasten. Denn durch einen Ehebruch der Frau könnte das Gleichgewicht des Familienhaushaltes gestört werden. Deshalb ist es auch durchaus logisch, dass die Ehebrecherin durch das bürgerliche Gesetz schonungslos verfolgt wurde, während es gleichzeitig dem Ehebrecher gegenüber recht großzügig verfuhr. Denn die Seitensprünge des Ehemannes gefährdeten ja schließlich nicht die Existenz des privaten Familienhaushaltes. Habt ihr euch eigentlich schon einmal darüber Gedanken gemacht, warum die bürgerliche Gesellschaftsordnung die unverheiratete Mutter diskriminiert? Die Antwort ist sehr einfach. Wer soll denn für das Kind aufkommen, wenn das Liebesverhältnis nicht legalisiert worden ist? Entweder müssen die Eltern des „gefallenen Mädchens“ für das Kind sorgen, was natürlich nicht im Interesse der Familie des Mädchens ist, oder aber die örtlichen staatlichen Stellen müssen für die Kosten aufkommen. Dies ist aber wiederum nicht im Interesse des bürgerlichen Staates, der sich grundsätzlich davor scheut, soziale Aufgaben zu finanzieren.

Andererseits müsst ihr natürlich berücksichtigen, dass seit Mitte des letzten Jahrhunderts die Frau vom Manne immer stärker wirtschaftlich und finanziell unabhängig wurde, weil sie sich durch eigene Arbeit ernährte. Genau seit diesem Zeitpunkt hat sich auch die Einstellung der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber dem unehelichen Kind etwas geändert. In einer Reihe von Romanen und wissenschaftlichen Studien wurde nun das „Recht“ der Frau und Mutter diskutiert und das Existenzrecht der unverheirateten Mütter verteidigt. Heute gibt es in unserer Arbeiterrepublik (zumindest in den Städten) die Tendenz, den privaten Einzelhaushalt durch neue gesellschaftliche Formen des kollektiven Lebens und Konsums – d. h. durch die Einrichtung von Hauskommunen, öffentlichen Volkskantinen, etc. – zu ersetzen. Die berufstätige Frau erhält ihre eigene Lebensmittelkarte und ein dichtes Netz von sozialen staatlichen Einrichtungen ist im Entstehen. Deshalb hat sich der Charakter der Ehe verändert, die Partnerschaft beruht auf gegenseitiger Sympathie und nicht mehr auf wirtschaftlicher Berechnung. (Natürlich gibt es noch Ausnahmen von dieser Regel, die ich später noch behandeln werde.) Es ist deshalb auch nicht mehr notwendig, dass

ein Liebespaar heiratet, da jeder von ihnen einen Anspruch auf Wohnraum, Brennholz, Lebensmittel und Textilien hat, die aufgrund der Bezugsscheine und durch Sonderzulagen des eigenen Betriebs garantiert werden. Die Höhe der Zuteilung hängt von der Arbeitsleistung ab. Durch eine Heirat verbessert sich die materielle Situation der Partner nicht. In den Landesteilen, wo unsere Arbeiterrepublik aufgrund der großen Armut noch nicht in der Lage ist, diese sozialen Verpflichtungen einzuhalten und die geplanten Produktionsziele zu erreichen, sind die Menschen natürlich nach wie vor auf das Warenangebot auf dem freien Markt angewiesen. Das hat aber zur Konsequenz, dass der private Familienhaushalt weiter existiert, dass die Familienmitglieder z. B. selbst Brennholz organisieren müssen, etc. Aufgrund dieser Tatsache ist die Ehe auch noch immer ein wirtschaftliche Einrichtung, und eine Frau kann z. B. in eine Situation kommen, in der sie sich dazu durchringen muss, mit einem Mann zusammenzuleben, nicht etwa weil sie ihn liebt, sondern weil er ein eigenes Zimmer in einer Hauskommune besitzt. Oder aber ein Mann heiratet eine Frau einfach deshalb, weil man mit einer doppelten Brennholzration das Zimmer besser heizen kann. Solche Erscheinungen sind entwürdigend und abstoßend. Wir werden aber dies Überbleibsel aus unserer Vergangenheit so lange nicht überwinden, wie es uns noch nicht gelungen ist, das allgemeine wirtschaftliche Chaos in unserer Arbeiterrepublik zu beseitigen. Trotzdem weist die allgemein vorherrschende Entwicklungstendenz darauf hin, dass der offizielle Ehevertrag in der heutigen Sowjetrepublik kaum noch materielle Vorteile mit sich bringt und dass deshalb auch die freien Liebesverhältnisse ständig zunehmen.

Zwar sieht das Dekret *Über die Zivilehe* noch vor, dass beide Partner verpflichtet sind, für den jeweils anderen zu sorgen, wenn dieser nicht arbeiten kann; diese Bestimmung berücksichtigt jedoch den spezifischen Charakter der Übergangsperiode, in der nämlich die Arbeiterrepublik noch nicht in der Lage ist, die notwendigen sozialen Einrichtungen zu entwickeln, den kollektiven Lebensstandard zu erhöhen und die arbeitsunfähigen Bürger zu versorgen. Die jetzigen Verhältnisse aber werden in der Zukunft von allein verschwinden, sobald die Volkswirtschaft wieder in Gang gekommen ist. Dann werden wir auch sofort die sozialen Einrichtungen ausbauen und die obige Bestimmung wird in der Praxis bald keine Rolle mehr spielen. Denn was besagt diese Bestimmung „den arbeitsunfähigen Ehepartner zu versorgen“ eigentlich genau, wenn jeder Ehepartner seine eigene Ration zugeteilt bekommt? Es bedeutet nichts anderes, als dass der eine Ehepartner seine Ration mit dem anderen teilen muss. Tatsächlich sind dazu nur wenige Menschen bereit. Außerdem würden sich in einer normalisierten gesellschaftlichen Situation beide Ehepartner an die staatlichen Stellen wenden, die für die Versorgung der erkrankten Bürger ja normalerweise auch verantwortlich sind, und den Kranken entweder in ein Krankenhaus, Sanatorium, Alters- oder Kriegsversehrtenheim einliefern würden. Kein vernünftiger Mensch würde in einer solchen Situation dem gesunden Ehepartner daraus einen Vorwurf machen, obwohl die oben zitierte Bestimmung eigentlich noch vorschreibt, dass nicht die Gesellschaft sondern der zweite Ehepartner die wirtschaftliche Versorgung des arbeitsunfähigen Partners übernehmen muss. Es erscheint mir außerdem vollkommen korrekt, dass in einer solchen Situation der Ehepartner von den im Dekret vorgeschriebenen Versorgungspflichten gegenüber seinem Partner befreit wird, mögen sich die beiden Menschen auch noch so lieb haben. In einem solchen Fall ist es die Aufgabe der Gesamtgesellschaft, diese Verantwortungslast zu übernehmen, denn das Gesamtkollektiv ist verpflichtet, seine Mitglieder materiell zu versorgen, so lange sie arbeitsunfähig sind. Solange dieser Mensch nämlich noch arbeitsfähig war, hat er durch seine Arbeit jene Gebrauchsgüter produziert, die heute von der Gesellschaft auch an die kranken, alten oder invaliden Bürger verteilt werden. Er hat also selbst die Vorräte für die notwendigen Rationen produziert.

Vor unseren Augen spielt sich eine gewaltige Veränderung der bisherigen Ehebeziehungen ab. Besonders beachtenswert ist aber, dass sich dieses neue Bewusstsein und die sich abzeichnenden neuen Verhaltensnormen auch in vielen bürgerlichen Familien durchsetzen. Denn von dem Augenblick ab, von dem die bürgerlichen Frauen – diese ehemaligen Schmarotzerinnen – in den

sozialen Einrichtungen der örtlichen Sowjets mitarbeiten und viele zum ersten Male ihr eigenes Brot verdienen, gewinnen sie auch eine unabhängigere Stellung gegenüber ihren Männern. Es ist auch gar nicht so selten, dass die Ehefrau mehr verdient als der Ehemann, und in einer solchen Situation verwandelt sich die ehemals unterwürfige und gedemütigte Gattin auf einmal in das Oberhaupt der Familie. Sie geht zur Arbeit, und der Ehemann bleibt zuhause. Er hackt Holz, heizt den Ofen an und geht auf den Markt einkaufen. Früher erlebten diese damals noch sehr eleganten Damen einen hysterischen Anfall, wenn ihr Gatte nicht bereit war, einen neuen Hut für den Frühling oder ein Paar neue Schuhe zu erstehen. Heute wissen diese Frauen selbst sehr gut, dass sie von ihren Männern nichts mehr zu erwarten haben; deshalb sparen sie sich ihre hysterischen Anfälle lieber für den Abteilungsleiter ihrer staatlichen Behörde oder für ihren Bürochef auf und erpressen sich so eine Sonderzuteilung oder Extraration.

Wir müssen aber auch gerechterweise sehen, dass viele der Frauen, die früher zu den besseren Kreisen gehörten, die großen Anstrengungen der Übergangsperiode wesentlich besser bewältigt haben als ihre dahinsiechenden intellektuellen Ehemänner. Denn diese Frauen haben gelernt, einerseits ihren Haushalt und andererseits ihren Beruf miteinander zu vereinen, und sie haben sich trotz aller Schwierigkeiten und Misserfolge tapfer durchs Leben geschlagen. Deshalb ist es auch durchaus typisch, dass wir sogar in den großbürgerlichen Familien Ansätze für eine Rationalisierung der Hausarbeit finden können. Außerdem besteht auch in diesen Familien vielfach die Tendenz, von dem kollektiven Konsum Gebrauch zu machen und z. B. die Kinder in einen öffentlichen Kindergarten zu schicken.

Kurz und gut, wir können also auch hier eine Auflockerung der Familienbande feststellen. Diese augenblickliche Entwicklung wird sich in der Zukunft noch weiter verstärken, und die bürgerliche Familie wird aussterben. An ihre Stelle wird ein neuer Typus von Familie – das arbeitende Kollektiv – treten. In dieser neuen Grundform leben nicht Menschen aufgrund irgendwelcher Blutsbande zusammen, sondern sie sind durch ihre gemeinsame Arbeit, ihre gemeinsamen Interessen und Pflichten solidarisch vereint und erziehen sich gegenseitig.

Unser neues Wirtschaftssystem und die neuen Produktionsverhältnisse schaffen auch ein neues Bewusstsein. Diese neue Gesellschaftsform wird auch einen neuen Menschen schaffen: Den Menschen, der wirklich kommunistisch denkt und fühlt. Sobald die Eheschließung für die Betroffenen keine materiellen Vorteile mehr mit sich bringt, wird die Ehe auch unbeständiger. Beachtet bitte, dass die Anzahl der Scheidungen schon heute wesentlich größer ist als früher. Denn wenn die frühere Liebe und Zuneigung nicht mehr vorhanden sind, dann versuchen die Menschen nicht mehr länger, wie es ja früher durchaus typisch war, das Eheleben um jeden Preis aufrecht zu erhalten, um den Schein zu wahren. Die Gemeinsamkeit besteht nicht mehr im gemeinsamen Haushalt oder in den gemeinsamen Pflichten beider Eltern dem Kind gegenüber. Und auch das Ritual der kirchlichen Trauung wird immer mehr in Frage gestellt. Natürlich hat sich diese neue Einstellung noch nicht überall durchgesetzt. Zweifellos wird sie aber schon von sehr vielen Menschen vertreten, und sie wird sich in unserer Gesellschaft in dem Maße durchsetzen, wie neue kommunistische Verhaltensnormen entwickelt und allgemein akzeptiert werden. Im Kommunismus wird das Eheleben von allen materiellen Überbleibseln gereinigt werden. Deshalb haben wir z. B. in unserer Arbeiterrepublik auch die Küche durch die Errichtung der öffentlichen Volkskantinen vom Eheleben getrennt. Die Intensität der Beziehung zwischen zwei Menschen hängt ja wirklich nicht nur von der Möglichkeit ab, ein „Heim“ zu gründen. Wenn früher ein Mann heiraten wollte, dann musste er sich erst einmal ausrechnen, ob er sich überhaupt einen solchen Luxus leisten konnte. Ob es für ihn überhaupt vorteilhaft war, eine Gattin zu versorgen. Dies hing dann davon ab, ob die Braut auch von ihren Eltern mit einer stattlichen Aussteuer versehen wurde. Aufgrund dieser Voraussetzungen versuchten dann die beiden Ehepartner, sich „ihr eigenes kleines Nest zu bauen“. Wer genügend Geld besaß, kaufte sich eine eigene Wohnung. Wer kein Geld hatte, kaufte sich nur einen Samowar. Beide Paare gründeten aber jeweils einen Familienhaushalt und lebten

pflichtgemäß zusammen. Verkrachte sich ein solches Paar, so kam es vor, dass es sich trennte. Meistens lebte es aber trotzdem weiter zusammen. Heute dagegen gibt es viele Paare, die einander sehr lieben, aber trotzdem nicht zusammenleben.

Ziemlich oft geht ein solches Paar zur örtlichen Verwaltung und lässt sich entsprechend dem Dekret vom 18. Dezember 1917 als Ehepaar registrieren, obwohl beide Partner gar nicht zusammen leben. Die Frau wohnt vielleicht an einem Ende der Stadt und der Mann am anderen. Oder aber sie lebt in Moskau und er in Taschkent. Sie lassen ihre Ehe nur deshalb registrieren, weil sie sich gegenseitig zeigen wollen, dass sie es mit ihrer Beziehung „ernst meinen“. Denn wenn man einmal ineinander verliebt ist, dann will man seine Liebe gleich für ewig erklären. Andererseits sehen sie sich aber nur sehr selten, denn beide arbeiten, und die Arbeit und die anderen gesellschaftlichen Pflichten haben gegenüber dem Privatleben Vorrang. Dieser Typus von Ehe ist unter den Parteimitgliedern besonders häufig denn bei den Kommunisten ist das soziale Pflichtgefühl schon jetzt besonders stark entwickelt. Vergesst bitte nicht, dass besonders die Frauen früher einen „eigenen Haushalt“ anstrebten, denn sie konnten sich ein Leben ohne eigenen Herd nicht vorstellen. Die Ehe wäre sonst unvollständig geblieben. Heute dagegen redet vor allem der Mann darüber, wie sinnvoll es doch wäre, wenn man eine eigene Wohnung mit einer eigenen Küche sein Eigentum nennen könnte, und wie schön es doch wäre, wenn die Frau Tag und Nacht in seiner Nähe sein könnte. Die Frauen und ganz besonders natürlich die schnell ansteigende Zahl der Industriearbeiterinnen, die in den Fabriken der Arbeiterrepublik tätig sind, wollen aber nichts mehr vom „eigenen Heim“ hören: „Bevor ich mich in ein Familienleben und den dazu gehörigen Kleinkram stürze, lasse ich mich lieber scheiden. Denn jetzt kann ich endlich für die Revolution arbeiten. Würde ich mich erst einmal auf so eine Geschichte einlassen, dann wäre ich angeschmiert. Nein. In einem solchen Falle ist es wirklich besser, wenn ich mich scheiden lasse.“ Die Männer müssen sich diesem Entschluss fügen. Natürlich akzeptieren nicht alle Männer dieses neue Bewusstsein ihrer Frauen freiwillig, und es ist vorgekommen, dass der Ehemann den Parteiausweis seiner Frau verbrannt hat, weil er sich darüber empörte, dass sie sich mehr um ihre Arbeit in der Frauenabteilung als um ihn und den Familienhaushalt gekümmert hat. Die Frauen dürfen sich von solchen Ausnahmereischeinungen aber nicht beeindrucken lassen. Denn wir müssen solche Erscheinungen im Gesamtzusammenhang interpretieren: Es gibt in unserer Arbeiterrepublik eine Entwicklungstendenz zur Auflösung der Ehe. Wenn wir die allgemeine gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung bei uns analysieren, dann ist es ganz offenbar, dass *das Arbeitskollektiv früher oder später die traditionelle bürgerliche Einzelfamilie zersetzen und schließlich ablösen wird.*

Die veränderte Einstellung der Gesellschaft gegenüber unverheirateten Müttern ist ein weiteres Indiz für diese Entwicklung, die wir ausschließlich den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen verdanken und natürlich der Tatsache, dass die Frau heute als selbstständige Arbeitskraft anerkannt ist. Zeigt mir den Mann, der sich heute noch weigert, eine Frau zu heiraten, die er liebt, nur weil diese Frau keine Jungfrau mehr ist. Diese „Unschuld“ war in der bürgerlichen Gesellschaft deshalb eine notwendige Voraussetzung für eine Eheschließung, weil nur so das Privateigentum geschützt werden konnte. Die Abstammung des Kindes war nämlich für die bürgerliche Gesellschaft aus zwei Gründen wichtig: erstens um die Erbfolge zu sichern, denn nur den eigenen Kindern sollte das Familienvermögen vererbt werden, und zweitens um die Versorgung des Kindes durch den Vater zu gewährleisten. In unserer Arbeiterrepublik dagegen spielt das Privateigentum keine Rolle mehr. Die Eltern können nämlich ihren Kindern kein Vermögen mehr vererben. Deshalb ist es auch völlig gleichgültig, in welcher Familie ein Kind zur Welt gekommen ist, denn nur das Kind selbst, also der zukünftige Arbeiterast wichtig.

Unsere Arbeiterrepublik hat sich verpflichtet, für die Kinder zu sorgen, unabhängig davon, ob sie aus einer gesetzlich geschlossenen Ehe oder aus einer freien Beziehung stammen. Durch diese Entwicklung ist ein völlig neues Frauen- und Mutterbild entstanden. Wir sorgen in unserer Arbeiterrepublik für jede Mutter, ganz gleich ob sie verheiratet ist oder nicht und auch unabhängig

davon, ob der Vater das Kind als sein eigenes anerkennt oder nicht. In der täglichen Praxis stoßen wir aber natürlich immer wieder auf Überreste aus der Vergangenheit. So z. B. beim Ausfüllen der Formulare, wo einem häufig noch die verrückte Frage gestellt wird: Sind sie verheiratet oder ledig? Bei der Miliz wird man sogar nach den Ehepapieren gefragt. Solche Beispiele zeigen natürlich nur, wie stark der Einfluss der Vergangenheit heute noch ist, und dass sich die Arbeiterklasse nicht von heute auf morgen von allen Vorurteilen der bürgerlichen Vergangenheit befreien konnte. Andererseits sehen wir jedoch auch eindeutige Fortschritte. Welches Mädchen oder welche ledige Mutter begeht heute z. B. noch Selbstmord? Früher kam so etwas noch sehr oft vor. Gibt es noch jene unglücklichen Kindermörderinnen? Heute wagt einfach niemand mehr, zu behaupten, dass ein uneheliches Kind eine „Schande“ sei. In unserer Gesellschaft ist also die Ehe mehr und mehr zu einer Privatangelegenheit der Betroffenen geworden, während die Mutterschaft, und zwar unabhängig von der Ehe, eine äußerst wichtige gesellschaftliche Aufgabe ist. In die Ehebeziehungen dagegen darf und soll die Gesellschaft nur eingreifen, wenn beide oder einer der Partner krank ist. Dieses Problem ist aber ein spezielles Kapitel, und die Gesundheitsbehörden müssen noch entsprechende Empfehlungen ausarbeiten.

Aber nicht nur unser Verhältnis zur Ehe und Familie hat sich geändert, sondern auch unsere Einstellung gegenüber der Prostitution. Die verschiedenen Erscheinungsformen der Prostitution, wie sie in der bürgerlichen Gesellschaft existieren und sich ausbreiten, gehen in unserer Arbeiterrepublik immer mehr zurück. Diese Prostitution war eine Konsequenz der unsicheren gesellschaftlichen Stellung der Frau und ihrer Abhängigkeit vom Mann. Seitdem wir uns mit der Einführung der allgemeinen Arbeitspflicht darum kümmern, dass jeder Arbeit bekommt, ist natürlich auch die berufsmäßige Prostitution sehr zurückgegangen. An den Orten, wo die Prostitution in unserer Arbeiterrepublik noch immer vorkommt, wird sie von den Behörden bekämpft. Wir bekämpfen aber die Prostitution nicht als Vergehen gegen die Sittlichkeit, sondern weil es sich hierbei um eine Erscheinungsform der Produktionsdesertion handelt; denn eine professionelle Prostituierte vermehrt durch ihre Arbeit nicht den Reichtum der Gesamtgesellschaft, sondern sie lebt in Wirklichkeit von der Ration der anderen. Deshalb verurteilen wir die Prostitution und bekämpfen sie als eine Form der Arbeitsverweigerung. Die Prostituierten sind in unseren Augen keine besonders verwerfliche Kategorie von Menschen, und es spielt auch in unserer Arbeiterrepublik überhaupt keine Rolle, ob eine Frau ihren Körper nun an mehrere oder nur an einen Mann verkauft, also ob sie sich von einem Ehemann aushalten lässt oder als Berufsprostituierte von mehreren Männern. Denn in beiden Fällen ernähren sich die Frauen nicht durch eigene produktive Arbeit. Deshalb werden alle Frauen, die der allgemeinen Arbeitspflicht nicht nachkommen und die auch keine Kleinkinder in der Familie zu versorgen haben, genau so zu Zwangsarbeit verurteilt wie die Prostituierten. In dieser Frage können und wollen wir nämlich keinen Unterschied machen zwischen einer Hure und einer ordentlich getrauten Gattin, die sich von ihrem Ehemann aushalten lässt. Und da hilft es der Gattin auch gar nichts, wenn sie mit einem politischen Kommissar verheiratet ist, denn wir beurteilen alle Produktionsdeserteure gleich. Die Gesamtgesellschaft macht einer Frau nicht deshalb Vorwürfe, weil sie mit mehreren Männern schläft, sondern weil sie sich genau so wie die gesetzlich getraute, aber nicht berufstätige, Ehefrau vor der produktiven Arbeit für die Gesellschaft drückt. Die Einstellung unserer Gesellschaft zu diesem Problem ist eine völlig neue Betrachtungsweise, da sie diese Frage zum ersten Male unter dem Aspekt gesamtgesellschaftlicher Zusammenhänge diskutiert.

Die Prostitution ist bei uns zum Aussterben verurteilt, und in unseren Großstädten, z. B. in Moskau und Petrograd, gibt es heute im Gegensatz zu früher nicht mehr 10.000 Prostituierte, sondern höchstens noch einige Hundert. Dies ist ein großer Fortschritt, aber dennoch dürfen wir uns über dieses Problem keine Illusionen machen und voreilig behaupten, dass das Problem der Prostitution bei uns endgültig gelöst sei. Die jetzigen Arbeitslöhne für Frauen garantieren keine ausreichende soziale Sicherheit. Solange aber die Frau vom Manne aufgrund der chaotischen und verwirrenden

wirtschaftlichen Verhältnisse noch abhängig ist, wird die offene und verschleierte Prostitution auch bei uns weiter vorkommen. Ist es etwa keine Form der Prostitution, wenn sich eine Sekretärin des örtlichen Sowjets mit ihrem Vorgesetzten einlässt, obwohl sie ihn nicht liebt, nur weil sie befördert werden will oder eine Sonderration braucht? Oder wenn eine Frau mit einem Mann schläft, um ein Paar kniehohe Stiefel und manchmal auch nur, um ein bisschen Zucker oder Mehl zu ergattern? Oder wenn eine Frau einen Mann heiratet, nur weil er ein eigenes Zimmer in einer Hauskommune besitzt? Handelt es sich nicht um eine verschleierte Form von Prostitution, wenn eine Arbeiterin oder Bäuerin, die mit einem leeren Sack hamstern geht, sich dem Zugschaffner hingibt, um einen Platz auf einem Eisenbahnwaggon zu ergattern? Oder wenn eine Frau mit dem Kommandanten einer Kontrollstelle schläft, um ihren Sack Mehl heil durch die Sperre zu bringen?

Natürlich ist auch dies eine Form der Prostitution und sie ist für die Frauen sehr erniedrigend, abscheulich und bitter und außerdem schädlich für das gesellschaftliche Bewusstsein. Hinzu kommt noch, dass diese Art von Prostitution durch die Verbreitung von Geschlechtskrankheiten die Gesundheit des Volkes gefährdet und die Moral der Bevölkerung untergräbt. Trotzdem müssen wir begreifen, dass ein erheblicher Unterschied besteht zwischen der klassischen Form der Prostitution und dieser neuen Erscheinungsform. Denn die Frauen, die früher ihren Körper verkauften, waren aus der Gesellschaft ausgestoßen und als Huren abgestempelt. Die Männer, die diese Frauen missbrauchten, betrachteten es als ihr gutes Recht, diese Frauen obendrein noch zu verhöhnen. Diese Frauen wagten natürlich nicht, dagegen zu protestieren, denn ihr „gelber Ausweis“ stempelte sie als Freiwild ab. Aber auch die Frauen, die diesen „gelben Ausweis“ noch nicht verpasst bekommen hatten, lehnten sich gegen die Demütigungen nicht auf, da sie ja jederzeit von der Polizei als Prostituierte hätten registriert werden können und deshalb erpressbar waren. Diese Verhältnisse haben sich heute grundlegend geändert. Seitdem die Frauen ein eigenes Arbeitsbuch besitzen, unterliegen sie nicht mehr dem Marktgesetz von „Angebot und Nachfrage“. Wenn sich heute noch eine Frau aus materiellen Erwägungen heraus mit einem Mann einlässt, dann sucht sie sich trotzdem einen, der ihr gefällt; denn das ökonomische Motiv, das ja auch bei neun von zehn bürgerlichen Ehen eine wesentliche Rolle gespielt hat, ist heute trotz alledem nicht mehr vorherrschend. Und außerdem benimmt sich der Mann gegenüber einer Frau, mit der er aufgrund einer solchen Absprache ein Verhältnis eingeht, völlig anders, als gegenüber einem „Straßenmädchen“. Der Mann wird versuchen, der Frau zu imponieren, die Frau wird sich nichts gefallen lassen, und wenn sie genug hat, wird sie ihm den Laufpass geben, und dies viel schneller, als es eine Ehefrau je tun würde. Solange die Frauen nach wie vor in den am schlechtesten bezahlten Berufen arbeiten, solange wird es auch die verschleierte Form der Prostitution geben, denn solange braucht die Frau vorerst eine zusätzliche Einnahmequelle, um existieren zu können. Solange dies so ist, ist es auch vollkommen gleichgültig, ob jemand eine Ehe aus wirtschaftlicher Berechnung eingeht oder ob er sich der Gelegenheitsprostitution hingibt.

Der momentane Kurs unserer Wirtschaftspolitik bedroht unsere Frauen allerdings erneut mit dem Gespenst der Arbeitslosigkeit. Diese Entwicklung ist für die Frauen bereits jetzt spürbar, und sie wird letzten Endes auch zu einer Zunahme der professionellen Prostitution führen; unser augenblicklicher Kurs in der Wirtschaftspolitik bremst aber auch die Entwicklung eines neuen Bewusstseins. Wir können tagtäglich beobachten, wie dieser Prozess auch die Entstehung eines neuen und wirklich kommunistischen Verhältnisses zwischen Mann und Frau behindert. Aber es ist hier, nicht der richtige Ort, diese neue politische Entwicklung zu analysieren, obwohl sie eine Renaissance vergangener Verhältnisse hervorrufen könnte. Denn das Wirken der Arbeiterklasse ist auf die Zukunft gerichtet, und für das internationale Proletariat ist es beim Aufbau des Kommunismus möglicherweise weniger wichtig, wie man sich bei uns heute schon wieder an bereits überholte wirtschaftliche Verhältnisse anpasst. Von daher ist für das internationale Proletariat auch von viel größerer Bedeutung, was wir in der Blütezeit der Diktatur des Proletariats bereits erreicht haben. An euch liegt es jetzt zu analysieren, was wir bis jetzt aufgebaut haben. Ihr müsst

diesen Versuch, ein neues Bewusstsein zu schaffen, bewusst aufnehmen und für euch nutzen. Trotz alledem ist es eine Tatsache, dass sich der Charakter der Ehe zur Zeit verändert. Die traditionellen Familienbande werden schwächer, und die Mutterschaft ist heute eine gesellschaftliche Pflicht. In der heutigen Vorlesung haben wir natürlich längst noch nicht sämtliche Versuche besprochen, die wir unter der Diktatur des Proletariats eingeleitet haben, um die Traditionen und Gewohnheiten zu verändern. Wir werden auf dieses Thema in der nächsten Vorlesung noch zurückkommen. Ich muss aber noch einmal ausdrücklich betonen: Die praktischen Erfahrungen der Revolutionsjahre beweisen, dass die Stellung der Frau in der Gesellschaft und in der Ehe einzig und allein von ihrer Stellung in der Produktion abhängt. Also davon, ob die Frau an der Arbeit der Gesamtgesellschaft teilnimmt, denn die Arbeit in der privaten Einzelfamilie verwandelt die Frau zur Sklavin. Nur die gesellschaftlich nützliche Arbeit kann die Frau befreien.

10. Vorlesung Die Frauenarbeit heute und morgen

Wir beendeten unsere letzte Vorlesung mit einem Überblick über die revolutionären Veränderungen im Alltag der sowjetrussischen Frauen und Familien. Wir schließen also unsere Vorlesungsreihe mit einer Bestandsaufnahme ab, die nicht nur für das russische, sondern auch für das internationale Proletariat wichtig ist. Da das Proletariat bei der Durchführung der Revolution auf seine eigene Kraft angewiesen ist, stellt sich für uns die Frage, auf welchen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ebenen die Frauenarbeit besonders produktiv sein kann.

Seitdem alle russischen Staatsbürger ohne Rücksicht auf ihr Geschlecht, gesellschaftlich produktive Arbeit verrichten müssen, hat die Befreiung der Frau rasche Fortschritte gemacht. Dieser Prozess erfasste jedoch hauptsächlich das städtische Industrieproletariat, während er an der ländlichen Bevölkerung nahezu spurlos vorübergegangen ist. Die Lage der Bäuerinnen hat sich im Kern nicht wesentlich geändert, denn auf dem Lande herrscht nach wie vor die private Familienwirtschaft vor. Die Bäuerin ist noch immer die Hilfskraft des Bauern. Außerdem spielt in der Landwirtschaft im Gegensatz zur Maschinenwelt der Industrie die menschliche Muskelkraft noch immer eine unvergleichlich wichtige Rolle. Trotzdem hat sich natürlich auch das Leben auf dem Dorfe verändert. Es gibt heute bereits acht Millionen mehr Bäuerinnen als Bauern. Auf dem Lande leben also bereits acht Millionen Frauen, die ökonomisch nicht mehr von Männern abhängig sind. Diese Frauen haben ihre Männer entweder im imperialistischen Weltkrieg oder im Bürgerkrieg verloren; oder ihre Ehemänner sind noch immer Soldaten der Roten Armee. Für diese selbständigen Bäuerinnen hat sich natürlich das Leben auf dem Lande verändert. Ihr Status innerhalb der Dorfgemeinschaft brachte den Frauen mehr Gleichberechtigung. Außerdem zwingt die allgemeine Arbeitspflicht die örtlichen Gebiets- und Dorfverwaltungen, den besonderen Status der Kriegerwitwen zur Kenntnis zu nehmen. Die Sicherstellung des Saatgutes und der Naturalsteuern ist nur durch die Mitarbeit der Frauen zu verwirklichen. Durch den Bürgerkrieg wurden also unsere „Bauernweibchen“ gezwungen, ihre hundertjährige Beobachterposition endlich aufzugeben. Besonders in der Ukraine, im Don-Gebiet und am Kuban haben die Frauen aktiv am Bürgerkrieg teilgenommen, und zwar auf beiden Seiten. Ähnlich wie während der französischen Revolution die Bäuerinnen in der Bretagne und der Normandie aktiv am Girondistenaufstand teilgenommen hatten, unterstützten viele Bäuerinnen in der Ukraine die führenden Batjuschkas. Seitdem aber die örtlichen Sowjets die Frauen sozial und politisch unterstützen, sympathisieren viele der Bäuerinnen mit der Sowjetmacht. Seit kurzem organisiert die Kommunistische Partei in allen Gouvernements für die Arbeiterinnen und Bäuerinnen Delegiertenkonferenzen und Kongresse. Die Frauenabteilungen der

Partei richten außerdem auf dem Lande Schulungszirkel für die Bäuerinnen ein, in denen das notwendige Wissen vermittelt wird, das den Bäuerinnen helfen soll, den Alltag zu meistern. Wir wollen hier nur über zwei Entwicklungstendenzen sprechen, die beweisen, dass die Bäuerinnen nicht nur über ihr bisheriges Leben nachdenken, sondern auch begreifen, dass seit der Oktoberrevolution auch die Bedingungen für ihre persönliche Emanzipation gegeben sind. Zum einen zeigt das die zunehmende Anziehungskraft der großen Städte, in denen den Bäuerinnen zahlreiche Ausbildungsmöglichkeiten angeboten werden. Alleine unter den 402 Studentinnen und Studenten der Swerdlow-Universität, die an diesem Ausbildungskurs teilnehmen, sind 58 Bäuerinnen. In den von den örtlichen Sowjets eingerichteten lokalen Parteischulen ist der Anteil der Frauen an den Kursen noch höher. An den verschiedenen Arbeiterfakultäten sind zehn bis fünfzehn Prozent der Studentinnen und Studenten Bäuerinnen. Zum anderen fällt die wachsende Anzahl der Bäuerinnen auf, die in den Arbeiter- und Bauernräten mitarbeiten oder in die Provinz- und Gouvernementsräte gewählt werden. Denn wir hatten in den ersten Jahren nach der Oktoberrevolution überhaupt keine Bäuerinnen, sondern nur Arbeiterinnen in den Räten. Heute dagegen beteiligen sich an den örtlichen Räten bereits mehr Bäuerinnen als Arbeiterinnen. Allerdings arbeitet bis zum heutigen Tag noch keine einzige Bäuerin im Allrussischen Sowjetkongress mit.

Die Bäuerinnen in den örtlichen Räten haben häufig sehr verantwortliche Positionen inne und organisieren gewissenhaft die Verwaltung der Dorfgemeinde. Viele Bäuerinnen arbeiten aber auch in den Institutionen der Arbeiter- und Bauerninspektionen mit. Überall dort, wo die Kommunistische Partei in der Bevölkerung noch keine politische Massenaufklärung entfaltet hat, sind die Bäuerinnen bereits heute wesentlich zuverlässigere Anhängerinnen des Kommunismus als die Bauern. Das ist auch leicht verständlich, denn der Bauer ist gleichzeitig Herr im Hause und alleiniger Besitzer des Hofes. Der Bauer verteidigt natürlich diese Tradition, die alle Mitglieder des Hofes, einschließlich der Bäuerin, dazu verpflichtet, sich dem Willen des Hausherrn bedingungslos unterzuordnen. Da der Bauer nicht davon ausgehen kann, dass die veränderten Lebensformen seine Stellung in der Familie stärken oder absichern, steht er dem Kommunismus abwartend oder sogar feindlich gegenüber. Für die Bäuerin dagegen ist die Einrichtung von landwirtschaftlichen Genossenschaften, einer dörflichen Molkerei und anderen kollektiven Einrichtungen äußerst begrüßenswert, ganz abgesehen von der Veränderung ihres Alltags durch Gemeinschaftseinrichtungen wie Kindergarten, öffentliche Bäckerei und Wäscherei. Diese Einrichtungen erleichtern den Bäuerinnen das Alltagsleben. Das ist auch die Erklärung dafür, warum die Bäuerinnen die Ziele des Kommunismus wesentlich besser begreifen als die Bauern: Die konkrete Verbesserung ihres Lebens macht sie zu begeisterten Anhängerinnen des Kommunismus auf dem Lande.

Vor der Oktoberrevolution gab es auf dem Lande so gut wie überhaupt keine Ehescheidung. Manchmal ließ der Mann zwar seine Frau im Stich; dass aber eine Bäuerin ihren Ehemann verließ, kam alle Jahrhunderte nur einmal vor und erregte in der Dorfgemeinschaft ein ungeheures Aufsehen. Seitdem aber die Ehescheidung durch das Dekret von 1917 wesentlich erleichtert wurde, ist es besonders bei der jüngeren Generation auf dem Lande gar nicht mehr so ungewöhnlich, dass sich ein Ehepaar scheiden lässt. Diese Tatsache zeigt deutlich, dass auch auf dem Lande das scheinbar unerschütterliche Fundament der Institution Familie ins Wanken geraten ist. Wenn heute eine Bäuerin ihren Mann verlässt, so löst sie durch diesen Schritt keine große Unruhe mehr in der Dorfgemeinschaft aus. Je mehr die Bäuerin innerhalb der kommunistischen Landwirtschaft selbständige Arbeit ausführt, als gewähltes Mitglied im örtlichen Sowjet mitarbeitet und sich an den gemeinsamen Arbeitseinsätzen beteiligt, desto einfacher wird es für sie auch sein, die traditionelle Vorstellung von der Minderwertigkeit der Frau zu überwinden. Auf diese Weise wird die Emanzipation der Frau auf dem Lande vorangetrieben. Hinzu kommt noch, dass durch die Mechanisierung der Landwirtschaft, die geplante Elektrifizierung und die Einrichtung von

landwirtschaftlichen Kooperativen diese Entwicklung beschleunigt wird. Wenn diese Technisierung erst einmal ein bestimmtes Niveau erreicht haben wird, werden auch auf dem flachen Lande Bedingungen entstanden sein, die eine allgemeine Revolutionierung der Lebensformen und die endgültige Emanzipation der Frau ermöglichen. Die Revolutionierung der Lebensformen wird zwar zur Zeit durch die Kursänderung in der Wirtschaftspolitik ernsthaft gefährdet, und dadurch verzögert sich wiederum die Befreiung der Frauen und die Entwicklung neuer Formen des Verhältnisses der Geschlechter zueinander, die auf gegenseitiger Achtung und Zuneigung aufbauen und nicht, wie bisher üblich, auf wirtschaftlicher Berechnung. Aber gerade deshalb ist es heute, wo die Keime der neuen Gesellschaft noch jung und kraftvoll sind und ihr Wachstum von den feindlichen Elementen noch nicht ernsthaft aufgehalten werden kann, besonders notwendig, die bisherigen Veränderungen der Lebensformen und Gewohnheiten zu dokumentieren, so wie sie sich in den ersten Revolutionsjahren – und zwar wegen des engagierten Einsatzes der kommunistischen Aktivisten – abgezeichnet haben. Eine Bestandsaufnahme dieser Erfahrungen und eine Analyse dieser neuen Lebensformen wird für die Zukunft von uns allen von allergrößten Nutzen sein. Eine derartige Aufarbeitung der objektiven Bedingungen des heutigen Entwicklungsprozesses würde nämlich dem internationalen Proletariat unsere aktuellen Erfahrungen – und zwar in einer verständlichen Sprache – zur Verfügung stellen. Durch eine solche Arbeit könnten wir den Genossinnen und Genossen im Ausland helfen, jenes Werk zu vollenden, das die Arbeiter und Arbeiterinnen in Russland begonnen haben. Auch wenn wir uns selbst im Augenblick in einer düsteren und unerfreulichen Periode allgemeiner Stagnation befinden, so haben wir doch bereits mit dem, was wir seit der Oktoberrevolution im Jahre 1917 vollbracht haben, in der Geschichte der Menschheit und natürlich auch besonders in der Geschichte der Frau eine unauslöschliche Spur hinterlassen. Solange die augenblickliche Pause beim Aufbau der neuen Lebensformen anhält, sollte es die Aufgabe unserer revolutionären Frauenabteilung sein, eine vollständige Bestandsaufnahme über die erfolgreichen Veränderungen der Gewohnheiten und des Bewusstseins zu erarbeiten und diese Erfahrungen an breite Schichten der Bevölkerung weiterzugeben. Denn nur so können die Massen ein eben so hohes Bewusstseinsniveau erreichen, wie es die führende Schicht des Proletariats schon heute besitzt. Daneben müssen die Frauenabteilungen durch eine entsprechende Propagandaarbeit den Arbeiterinnen in allen anderen Ländern der Welt unsere praktischen Erfahrungen vermitteln, um so in ihren Herzen die feste Überzeugung zu wecken, dass die tatsächliche Verwirklichung der Befreiung der Frau in der Übergangsphase zum Kommunismus verwirklicht werden kann. Denn es ist eine Tatsache, dass die russische Revolution das Fundament für die Befreiung der Frau nicht nur in der Theorie sondern auch in der Praxis geschaffen hat. Darüber hinaus hat die Sowjetmacht – als erste Regierung überhaupt – Mutter und Kind unter ihren besonderen Schutz gestellt. Wir haben außerdem Bedingungen geschaffen, die es uns ermöglichen, die Prostitution – die zu den skandalösesten Erscheinungen der bürgerlichen Gesellschaft gehört – zu beseitigen. Die bisherige Familienform mit ihren aus der Zeit der Leibeigenschaft herrührenden charakteristischen Zügen wurde in unserer Räterepublik durch eine freiere, gesündere und flexiblere Form der Ehe ersetzt. Die große russische Revolution ist die Befreierin unserer Frauen, und wir dürfen auf keinen Fall vergessen, dass für die Verwirklichung der Revolution der Einsatz der Arbeiterinnen und Bäuerinnen genauso wichtig gewesen ist wie das Engagement unserer Arbeiter und Bauern. Denn die Arbeiterinnen und Bäuerinnen haben nicht nur bei der Auslösung der Revolution eine wichtige Rolle gespielt – ich möchte in diesem Zusammenhang nur an ihren historischen Auftritt am internationalen Tag der Arbeiterinnen, dem 23. Februar 1917, erinnern –, sondern sie haben auch während all der schweren Bürgerkriegsjahre aktiv am revolutionären Prozess teilgenommen. Doch alle diese Tatsachen kennt ihr ja längst, denn sie sind schon heute ein Teil der Geschichte der proletarischen Frauenbewegung und der Geschichte unserer Partei. Ich möchte aber trotzdem noch einmal betonen, dass es keinen gesellschaftlichen Bereich gibt, in dem unsere Arbeiterinnen und Bäuerinnen nicht seit der allerersten Stunde der Revolution aktiv mitgekämpft hätten. Die Liste der Namen von Frauen in unseren Geschichtsbüchern für die

kommenden Generationen, in denen ihr mutiger Kampf für Sowjetrußland geschildert wird, ist beachtlich. So finden wir schon während der Kerenski-Periode die Namen von Arbeiterinnen und Bäuerinnen in den Mitgliederverzeichnissen der ersten Räte. Sowjetrußland ist auch das erste Land der Welt, in dem Frauen in die Regierung gewählt wurden: denn bereits im ersten Monat nach der Eroberung der Macht durch die Arbeiter und Bauern saß eine Frau als Volkskommissarin für soziale Fürsorge in der Sowjetregierung. In der Ukraine bekleidete ebenfalls eine Frau, die Genossin Majorowa, bis zum Herbst 1921 ein entsprechendes Amt, und auf der Provinzebene gibt es in allen wichtigen Ressorts zahlreiche Kommissarinnen, oft Arbeiterinnen oder Bäuerinnen, die direkt aus der Produktion gekommen sind. Wir wollen hier nur beispielhaft die Namen der Genossinnen Klimowa, Nikolajewa, Tjerhysjewa, Kalygina und Ikrjanistowa nennen. Nur in der Glut des revolutionären Kampfes, in der Schmiede des Kommunismus, konnte diese Generation sowjetischer Arbeiterinnen so schnell entstehen. Denn ohne die aktive Mitarbeit und das engagierte Mitdenken unserer Arbeiterinnen und Bäuerinnen wäre die Sowjetmacht überhaupt nicht imstande gewesen, auch nur einen Bruchteil jener Initiativen zu verwirklichen, die von der Avantgarde des Proletariats geplant gewesen sind. Wären nämlich die durch den revolutionären Prozess aktivierten Arbeiterinnen und Bäuerinnen den kämpfenden Arbeitern und Bauern nicht zu Hilfe gekommen, dann wäre es in dem allgemeinen Bürgerkriegschaos vollkommen unmöglich gewesen, unsere heutigen Institutionen aufzubauen und arbeitsfähig zu erhalten. Spätere Geschichtswissenschaftler werden bei ihren Studien diese Tatsache als einen für unsere Revolution in Rußland typischen Charakterzug hervorheben, durch den sich unsere Revolution von der französischen Revolution der Jahre 1789 bis 1795 wesentlich unterscheidet. Auf dem Ersten Allrussischen Arbeiterinnen- und Bäuerinnen-Kongress im November 1918 zeigte sich bereits eindeutig, dass die Revolution bei den Frauen eine starke Unterstützung gefunden hatte. Die Idee, einen solchen Kongress einzuberufen, war in den Frauenabteilungen der Partei nur knapp einen Monat vorher, also im September, entstanden, und eine Gruppe von ungefähr fünfzehn Genossinnen begann seinerzeit mit den Kongressvorbereitungen. Obwohl diese äußerst mangelhaft sein mussten, war das Echo unter den werktätigen Frauen sehr groß, und 1.147 Delegierte kamen aus allen Gegenden Rußlands angereist. Diese Tatsache ist ein besonders eindrucksvoller Beweis für meine These, dass der revolutionäre Prozess die Frauen in Rußland aus ihrem jahrhundertlang währenden Dornröschenschlummer aufgeweckt hat. Um aber festzustellen, welche wesentliche Rolle die Frau in diesem Prozess gespielt hat, würde es schon genügen, nur ein einzelnes Detail dieses Prozesses zu untersuchen. Solch ein besonders typisches Beispiel ist die aktive Teilnahme der Arbeiterinnen und Bäuerinnen an der militärischen Verteidigung der Revolution. Denn dieses Engagement lag tatsächlich außerhalb des traditionellen Lebensbereiches der Frau, und einige Menschen werden auch noch heute die Meinung vertreten, dass Frauen sich eigentlich nicht für derartige Aktivitäten eignen. Das Klassenbewusstsein dieser Arbeiterinnen und Bäuerinnen war jedoch schon so weit entwickelt, dass sie sich aktiv an der Unterstützung der Roten Armee beteiligten, und so kämpften bereits während der Oktoberrevolution, Frauen in den Reihen der Revolutionäre. Sie organisierten Feldküchen, Sanitätsabteilungen und Kurierdienste. Das revolutionäre Rußland demonstrierte seine neue Einstellung gegenüber den Frauen, indem es weibliche Arbeitskräfte für die Landesverteidigung einsetzte. Das Bürgertum dagegen hat schon immer die Auffassung vertreten, dass es die Rolle der Frau sei, den häuslichen Herd zu hüten, während der Mann von Natur aus dazu berufen sei, diesen Herd, oder drücken wir es einmal lieber weniger poetisch aus, den Staat, zu verteidigen. Denn das sogenannte Kriegshandwerk ist in der bürgerlichen Vorstellungswelt reine Männersache. Frauen in die Reihen der Soldaten aufzunehmen, war für das Bürgertum eine äußerst unnatürliche Vorstellung, denn eine solche Entwicklung hätte ja die Grundpfeiler der bürgerlichen Familie untergraben – und damit auch die des Privateigentums und des bürgerlichen Klassenstaates. Der Arbeiterstaat vertritt in dieser Frage eine ganz andere Auffassung, da in der Bürgerkriegsperiode die gesellschaftlich nützliche Arbeit unlösbar mit der Pflicht, den Sowjetstaat zu verteidigen, verbunden war. Der kommunistische Staat benötigt für die Entfaltung der Produktivkräfte die Mitarbeit aller

erwachsenen Bürger. Deshalb können die Kommunisten auch nicht auf die Mitarbeit der Frauen verzichten. Der Verteidigungskampf des Proletariats gegen die Diktatur der Bourgeoisie erfordert auch den Einsatz der Arbeiterinnen und Bäuerinnen in der Armee und Marine. Die Mobilisierung der Arbeiterinnen und Bäuerinnen für den Kriegsdienst war aber nicht nur ein mehr oder weniger zufälliges Resultat militärischer Überlegungen, wie im Falle der bürgerlichen Regierungen während des imperialistischen Weltkrieges, sie war vielmehr das Resultat des Existenzkampfes der Arbeiterklasse. Denn je mehr Werktätige für militärische Aufgaben mobilisiert wurden, desto erfolgreicher konnte die Arbeiter- und Bauernarmee die Revolution verteidigen. Und die Rote Armee war auf die aktive Mitarbeit der Arbeiterinnen und Bäuerinnen angewiesen. Nur so konnten wir den Sieg an der Front sicherstellen. Dieser Sieg war aber auch gleichzeitig eine notwendige Voraussetzung für die allseitige Befreiung der Frau und eine Garantie für jene Rechte, die in der Oktoberrevolution für unsere Frauen erkämpft worden sind. Deshalb wäre es auch ganz falsch, den Einsatz der Arbeiterinnen und Bäuerinnen an der Front nur unter Leistungskriterien zu betrachten, denn wir müssen ebenso bedenken, welche langfristigen Auswirkungen diese Mobilisierung der Frauen für deren Bewusstsein hat. Denn ebenso wie die Oktoberrevolution das Fundament für die Beseitigung der traditionellen Ungerechtigkeiten zwischen den Geschlechtern geschaffen hat, so wurden auch durch die Beteiligung der Frauen an den beiden wichtigen Fronten – der Arbeitsfront und der Roten Front – die letzten Vorurteile gegenüber den Frauen beseitigt. Unsere Auffassung, dass die Frau ein vollwertiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft ist, wurde nicht zuletzt auch durch die Mitarbeit unserer Frauen in der Roten Armee prinzipiell bestätigt. Das Bild von der Frau als einem Anhängsel des Mannes ist deshalb auch – ebenso wie die Institution des Privateigentums und der Diktatur der Bourgeoisie – auf dem besten Wege, auf dem Müllhaufen der Geschichte zu landen.

Kommunistinnen standen oft als Agitatorinnen an der militärischen Front, und sie arbeiteten in den revolutionären Komitees der verschiedenen Formationen der Roten Armee. Die Arbeiterinnen und Bäuerinnen bekleideten in der Roten Armee also vorwiegend politische Positionen. Diese politischen Aufgaben – als Rotarmistinnen und als Rote Schwestern – wurden in den Jahren 1919 und 1920 von über 6.000 Arbeiterinnen und Bäuerinnen an der Front ausgeübt. In der Roten Armee übernahmen Frauen auch Kurierdienste und arbeiteten als Sekretärinnen in den militärischen Verwaltungsstellen. Teilweise kämpften die Frauen aber auch in den Reihen der Rotarmisten direkt an der Front. Diese Fälle waren jedoch Ausnahmen und nicht die Regel. An unseren Lehrgängen für Offiziere nehmen zur Zeit eine große Anzahl von Studentinnen teil, und eine Frau studiert sogar auf der Generalstabsakademie. Allein im Jahre 1920 beteiligten sich insgesamt 5.000 Arbeiterinnen und Bäuerinnen an solchen Schulungskursen der Roten Armee. Keine einzige Mobilisierungskampagne für die Rote Armee fand ohne die Mitarbeit von Arbeiterinnen und Bäuerinnen statt. Frauen gingen außerdem in die Militärkrankenhäuser und pflegten kranke und verwundete Rotarmisten, sie sammelten Kleider für die Truppe und halfen im Kampf gegen die Deserteure. Seit der Oktoberrevolution ist bei uns keine Mobilisierung mehr ohne Beteiligung der Arbeiterinnen und Bäuerinnen durchgeführt worden. Unsere Aufrufe an das Proletariat die Revolution zu verteidigen, weckte in den Herzen der Arbeiterinnen und Bäuerinnen glühende Begeisterung – vor allem bei den Industriearbeiterinnen in den großen industriellen Ballungsgebieten. Aufgrund ihres Klassenbewusstseins ahnten diese Arbeiterinnen, dass es eine dialektische Verknüpfung zwischen der allgemeinen Befreiung der Frau und unserem militärischen Sieg an der Front gab. Besonders in den kritischen Perioden des Bürgerkrieges, als tatsächlich sämtliche Errungenschaften der Revolution gefährdet waren, leisteten die werktätigen Frauen durch ihren aktiven und massenhaften Einsatz einen wichtigen Beitrag zur Verteidigung des revolutionären Räterussland. Die Angriffe der Weißen Armee auf das Don-Gebiet und Ljansk im Jahre 1919, die militärische Bedrohung von Petersburg durch die weißgardistischen Truppen der Generäle Denikin und Judenitsch im Jahre 1920 sind Beispiele für diese kritischen Perioden. In der Nähe der ukrainischen Industriestadt Lugansk gelang es nur mit Hilfe der aktiv in den Kampf eingreifenden Arbeiterinnen und Arbeiter

die Angriffe der weißen Banditen abzuwehren. Historisch bedeutend ist die Resolution der Arbeiterinnen aus Tula, die von ihnen verabschiedet wurde, als General Denikin die Industriestadt angriff: „Nach Moskau kommt Denikin nur über unsere Leichen.“ So lautete ihr Wahlspruch. Sie kämpften an der Front, hoben Schützengräben aus und waren für den Nachrichtendienst verantwortlich. Die Rolle der Arbeiterinnen bei der militärischen Verteidigung von Petersburg gegen die angreifenden Truppen des Generals Judenitsch ist ja allgemein bekannt. Tausende von Industriearbeiterinnen kämpften in Maschinengewehrabteilungen, im Nachrichten- und Kundschafterdienst. Unter Selbstaufopferung hoben diese Frauen im bitterkalten Herbstwetter Schützengräben aus und legten um die Stadt ein Netz von Stacheldrahtverhauen. Mit der Waffe in der Hand bewachten Frauen die zahlreichen Straßensperren und hinderten Deserteure an der Fahnenflucht. Wenn diese Weichlinge von bewaffneten Frauen angehalten wurden, die selbst bereit waren, auf ihrem Posten zu kämpfen und notfalls zu sterben, waren sie moralisch ganz einfach gezwungen, schamerfüllt auf ihre Posten zurückzukehren. Bei der militärischen Verteidigung der russischen Sowjetrepublik haben die Frauen eine moralisch bedeutende, wenn auch militärisch untergeordnete Rolle gespielt. In anderen Bereichen unserer Sowjetrepublik haben die Frauen Avantgardeleistungen vollbracht. Wir wollen es der zukünftigen Geschichtsschreibung überlassen, darüber zu entscheiden, welche praktischen Lösungen auf sozialem Gebiet und besonders bei der Organisation des staatlichen Mutterschutzes wir der Initiative unserer Arbeiterinnen und Bäuerinnen zu verdanken haben. Trotz des allgemeinen wirtschaftlichen Chaos und der Tatsache, dass die Arbeiterklasse noch nicht über einen eigenen Verwaltungsapparat verfügte, war die Sowjetregierung in der Lage, diese Sozialarbeit auf breiter Ebene in Gang zu setzen. Das wäre allerdings nicht möglich gewesen, wenn unsere Frauen dieser Frage gegenüber negativ eingestellt gewesen wären und unsere Bemühungen sabotiert hätten. Es ist bezeichnend, dass wir die besten Ergebnisse in unserer Zusammenarbeit mit den Arbeiterinnen und Bäuerinnen auf den Gebieten zu verzeichnen hatten, die direkt mit der Befreiung der Frau zusammenhängen.

Das heißt jedoch keineswegs, dass nicht auch viele Frauen in anderen Sektoren der Gesellschaft aktiv mitarbeiten: im Schulwesen, in den Sowjets, in den Volkskommissariaten, im Obersten Volkswirtschaftsrat und in zahlreichen anderen Stellen der staatlichen Verwaltung. In der unmittelbaren Periode nach der Oktoberrevolution interessierte sich aber die Mehrheit unserer Arbeiterinnen und Bäuerinnen in erster Linie für solche Aufgaben, die ihren bisherigen Erfahrungen am nächsten standen, und die sie auch am leichtesten lösen konnten – und dies war natürlich auch das Problem der Mutterschaft. Die Frauen wurden für die Mitarbeit an den sozialen Einrichtungen für den Mutterschutz, der Erwachsenenenerziehung und den öffentlichen Volkskantinen am erfolgreichsten mobilisiert. Im Gegensatz dazu erklärten sich nur sehr wenige Frauen bereit, in den Wohnungsämtern mitzuarbeiten. Unsere werktätigen Frauen hatten ganz offenkundig nicht begriffen, dass die Lösung der Wohnungsfrage für die praktische Befreiung der Frau genauso wichtig ist wie die Einrichtung von öffentlichen Volkskantinen. Die speziellen Kommissionen für Agitation und Propaganda bei den Frauen, die den heutigen Frauenabteilungen in der Partei entsprachen, hatten sich damals weitgehend darauf beschränkt, die Arbeiterinnen und Bäuerinnen für bestimmte Bereiche unserer Gesellschaft zu mobilisieren zu versuchen, denn die Mitarbeiterinnen in diesen Kommissionen vertraten die Auffassung, man müsse damit beginnen, die kollektive Frauenarbeit auf den Gebieten zu entwickeln, die den Frauen schon vertraut sind. Erst später gingen wir dann auch dazu über, die Frauen für die Aufbauarbeiten in anderen Bereichen zu mobilisieren. Aber bereits in den ersten Tagen nach der Oktoberrevolution engagierte sich die Mehrheit der Frauen für Veränderungen der Lebens- und Familienformen. Denn die Beendigung ihres Daseins als Dienstmagd beschleunigte ihren Befreiungsprozess und wurde engagiert und begeistert begrüßt. Die Sowjetrepublik verdankt diesen Frauen, dass das kühne und umfassende Programm für alle Sektoren der Gesellschaft nicht gescheitert ist. Es entstand eine natürliche Arbeitsteilung. Die werktätigen Frauen arbeiteten vorwiegend in den gesellschaftlichen Sektoren, die ihnen traditionell nahestanden und mit deren Problemstellungen sie vertraut waren: So z. B. dem

Problem der Mutterschaft oder dem der allgemeinen Hausarbeiten, die zu verrichten die Frauen seit Jahrhunderten erzogen worden sind. Auf diesen Gebieten waren die Frauen nicht nur Hilfskräfte der Männer, sondern ergriffen häufig selbst die Initiative. Aber in anderen Sektoren des Staatsapparates dominierten nach wie vor die Männer, und dort nahmen die Frauen in der Regel nur recht unbedeutende Positionen ein, wenn es natürlich auch einige Ausnahmen gab. Diese Arbeitsteilung fraktionierte jedoch das Proletariat nicht nach Geschlechtern, sondern führte im Gegenteil zu einer ganz normalen und tragfähigen Konsolidierung der Initiativen in den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen. Diese Entwicklung bedeutet für uns nun aber keineswegs, dass Frauen unfähig sind, Aufgaben außerhalb des Sozial- und Bildungssektors zu lösen. Ganz im Gegenteil. Wir wissen ja, welche außerordentlich wichtige Rolle die Arbeiterinnen und Bäuerinnen im revolutionären Prozess und bei den wirtschaftlichen Wiederaufbauarbeiten spielen. Denn ohne die aktive Mitarbeit der werktätigen Frauen wäre unser Kampf gegen die Konterrevolution und die Spekulation weit weniger erfolgreich verlaufen. Ist es denn nicht so, dass z. B. durch die unbezahlbare Mitarbeit unserer Arbeiterinnen und Bäuerinnen im Kampf die Epidemien die Aufgaben im Gesundheitssektor überhaupt erst gelöst werden konnten? Es ist auch schon oft betont worden, dass die verschiedenen Kampagnen im ökonomischen und sozialen Bereich nur deshalb erfolgreich waren, weil die Mehrheit der Arbeiterinnen und Bäuerinnen – oft durch freiwillige und wochenlange Arbeitseinsätze – sich an diesen Kampagnen beteiligt hat. Dennoch bleibt die Tatsache bestehen, dass bei der Entwicklung neuer Lebensformen und eines veränderten Bewusstseins in der jetzigen Periode die Frauen aufgrund ihrer Erfahrungen spontan bei der Lösung solcher Fragen mitarbeiten, die für sie unmittelbar am wichtigsten sind und die gleichzeitig auch das Kollektiv stärken. Unsere eigenen Erfahrungen seit der Oktoberrevolution beweisen, dass diese Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, wie sie aufgrund der geschichtlichen Erfahrungen des gesamten Proletariats und des gesunden Menschenverstandes zustande gekommen sind, richtig war. Denn gerade weil die Frauen auf den Gebieten mitarbeiteten, mit deren Problemen sie besonders vertraut waren – die öffentlichen Volkskantinen, die staatlichen Mütter- und Säuglingseinrichtungen – konnten sie ihre Arbeitskraft bei der Lösung der dringendsten Wiederaufbauarbeiten erfolgreich einbringen und haben so der gesamten Sowjetrepublik geholfen. In der jetzigen Phase der Diktatur des Proletariats können sich die Proletarierinnen noch weniger als früher für die abstrakten Prinzipien des Feminismus, also für die abstrakte Gleichberechtigung der Frau, engagieren. Eine vernünftige Planung in Sowjetrußland muss gerade im Gegenteil die seelischen und körperlichen Eigenschaften der Frauen berücksichtigen und die unterschiedlichen Arbeitsaufgaben zwischen den Geschlechtern so aufteilen, dass die Planung den gemeinsamen Zielen des Kollektivs am besten dient. *Denn unsere Arbeiterinnen und Bäuerinnen können in der Periode der Diktatur des Proletariats nicht für die Gleichberechtigung als solche kämpfen, sondern müssen dafür eintreten, dass die weibliche Arbeitskraft zweckmäßig eingesetzt wird und dass der Mutterschutz garantiert wird.*

Die Genossinnen und Genossen aus anderen Ländern müssen aus den Erfahrungen der russischen Revolution lernen. Wenn das Proletariat nach seiner Machtübernahme damit beginnt, neue Lebensformen zu entwickeln, dann benötigt es nicht nur proletarische Experten, die über die entsprechenden Spezialkenntnisse in den verschiedenen Produktionsbereichen und im Militärwesen verfügen, sondern auch Frauen, die wissen, wie man neue kommunistische Lebensformen entwickelt, wie man Säuglings-, Kleinkinderheime und öffentliche Volkskantinen plant und organisiert, etc. Frauen, die also wissen, wie man das Zusammenleben der Menschen neu ordnen kann und die die besten Formen kollektiver Einrichtungen kennen. Denn das Proletariat kann ohne die aktive Mitarbeit der Frauen keine neuen Lebensformen entwickeln; und eben deshalb ist auch die Erziehung der Frauen im kommunistischen Geiste eine wesentliche Aufgabe für das internationale Proletariat. Aber deshalb kann auch die Frauenarbeit nicht ausschließlich Angelegenheit der Proletarierinnen sein. In Sowjetrußland erleben wir zur Zeit eine verschärfte Periode des Klassenkampfes. Heute stehen keine bescheidenen Reformvorschläge auf der

Tagesordnung, sondern eine umfassende Revolutionierung der Volkswirtschaft und des Bewusstseins. Aus diesem Grunde ist auch die Frage eines sinnvollen und geplanten Einsatzes der Arbeitskraft unserer Frauen in der gesellschaftlichen Arbeit und beim Wiederaufbau der Industrie eine der wichtigsten politischen Fragen. Die Feinde des Proletariats wissen dies ganz genau, und es hat schon seine guten Gründe, wenn sich die verschiedenen bürgerlichen Regierungen plötzlich gegenüber den Frauen so zuvorkommend verhalten und an die Frauen Almosen – in Form der politischen Gleichberechtigung und eines reformierten Eherechts – verteilen. Durch diese Politik wollen sie die Unzufriedenheit der Frauen und deren gefährliche Kritik an den bestehenden Verhältnissen abdämpfen. Als Antwort auf dieses Vorgehen müssen wir Kommunisten unsere internationale Frauenarbeit verstärken, und das Internationale Frauensekretariat der Kommunistischen Internationale hat sich dieser Frage auch bereits angenommen. In unsrer Arbeit müssen wir davon ausgehen, dass das Proletariat beiderlei Geschlechts gemeinsame Interessen hat; daher müssen wir die Solidarität und die allgemeinen Ziele der Arbeiterbewegung bei dieser Arbeit betonen, gleichzeitig aber auch die Sonderstellung der Frau, die sich aus ihrer sozialen Rolle als Mutter ergibt, berücksichtigen. Der Arbeiterstaat muss also die Arbeitskraft der Frauen so einsetzen, dass sie ihre Fähigkeiten in Bereichen entfalten können, die ihren Erfahrungen am besten entsprechen, und der Arbeiterstaat darf nie vergessen, dass die Frau eben nicht nur eine Arbeitskraft ist, sondern dass sie auch eine gesellschaftliche Funktion als Mutter zu erfüllen hat. Denn die Frauen arbeiten Seite an Seite mit den Männern und schenken der Gesellschaft darüber hinaus noch neue Mitbürger und Arbeitskräfte. Deshalb ist der Arbeiterstaat auch verpflichtet, *für die Frauen besonders zu sorgen*. In der Phase der Diktatur des Proletariats ist es nicht unsere Aufgabe, eine völlige Gleichheit zwischen den Geschlechtern zu erreichen, sondern den vernünftigen Einsatz der weiblichen Arbeitskraft sicherzustellen und ein entsprechendes System staatlicher Mutterschutzeinrichtungen einzurichten.

Im kapitalistischen System, das auf der Institution des Privateigentums aufbaut, das mit dem Privatkonsum der Kleinfamilie unlösbar verbunden ist, ist die Frau zur unproduktiven Arbeit im Familienhaushalt verurteilt. Auch wenn die bürgerlichen Regierungen in den kapitalistischen Ländern sich gegenwärtig dazu bereiterklären, den Frauen eine formal-juristische Gleichberechtigung und andere Almosen zuzugestehen, so ist ihre Befreiung doch nicht möglich. Denn das Beispiel der Sowjetrepublik zeigt, dass nur durch eine grundsätzliche Änderung der Rolle der Frau im Produktionsprozess und damit einhergehend auch in allen übrigen gesellschaftlichen Bereichen ein Fundament für die Befreiung der Frau geschaffen werden kann.

Mit diesen Ausführungen beschließen wir nun unsere Vorlesungsreihe. Ich hoffe, dass euch während der vierzehn Vorlesungen klar geworden ist, dass Stellung und Rechte der Frau in der Gesellschaft von ihrer Funktion in der Produktion bestimmt werden. Aus diesem Grunde kann im Kapitalismus auch die Frauenfrage nicht gelöst werden. In der Sowjetrepublik wird die Frauenfrage gelöst werden, weil alle arbeitsfähigen, erwachsenen Frauen gesellschaftlich nützliche Arbeit leisten und am Aufbau einer kommunistischen Volkswirtschaft und der Entwicklung neuer Lebensformen mitarbeiten. Ihr, die ihr mit den Frauen in Russland zusammenarbeitet, müsst euch über folgendes im Klaren sein: Mögen auch heute noch Arbeiterinnen und Bäuerinnen als sogenannte Alte oder Leibeigene eine bittere Existenz führen, es gibt für sie einen Ausweg aus dieser Situation. Denn je mehr Energie wir für die Entwicklung neuer Produktions- und Lebensformen aufbringen, desto schneller werden sich die Frauen von den Fesseln der seit Jahrhunderten währenden Sklaverei befreien. Die Oktoberrevolution in Russland bietet unseren werktätigen Frauen eine wirkliche Chance für ihre Befreiung. Ob die Frauen sie verwirklichen, hängt jetzt tatsächlich nur noch von ihrem eigenen Willen und ihren Fähigkeiten ab. Sie müssen selbst erkennen was zu tun ist. Das Fundament für ihre Befreiung ist gelegt. Der Weg ist eindeutig bezeichnet. Was jetzt noch zu tun bleibt? Aufbauen. Aufbauen. Aufbauen. Durch die Diktatur des Privateigentums ist die Frau Jahrhunderte lang versklavt worden. Durch die Diktatur des Proletariats wurde die Frau befreit.

3.

The Combahee River Collective

Ein Schwarzes feministisches Statement (1977)

Übersetzt von Melody Makeda Ledwon

Wir sind ein Kollektiv Schwarzer Feministinnen*, das sich seit 1974 trifft. Seitdem befinden wir uns im Prozess, unsere politische Haltung zu definieren und zu verdeutlichen, und engagieren uns zugleich politisch innerhalb unserer eigenen Gruppe sowie in Bündnissen mit anderen progressiven Organisationen und Bewegungen. Im Allgemeinen kann unsere derzeitige politische Haltung folgendermaßen beschrieben werden: Wir setzen uns aktiv dafür ein, gegen rassistische, sexistische, heterosexistische und klassistische Unterdrückung zu kämpfen, und sehen es als unsere spezielle Aufgabe, eine integrierte Analyse und Praxis zu entwickeln, die auf der Tatsache beruht, dass die Hauptunterdrückungssysteme miteinander verschränkt sind. Unsere Lebensbedingungen entstehen aus der Synthese dieser Unterdrückungsformen. Schwarzer Feminismus ist für uns als Schwarze Frauen* die logische politische Bewegung, um die vielschichtigen und gleichzeitig wirkenden Unterdrückungsformen, mit denen alle Frauen* of Color konfrontiert sind, zu bekämpfen. In diesem Statement setzten wir uns mit vier Hauptthemen auseinander: 1. Die Entstehungsgeschichte des zeitgenössischen Schwarzen Feminismus, 2. Woran wir glauben z.B. die spezifischen Aspekte unserer politischen Haltung und Praxis, 3. Die Herausforderungen bei der gemeinsamen aktivistischen Arbeit Schwarzer Feministinnen*, einschließlich einer kurzen Geschichte unseres Kollektivs und 4. Schwarze feministische Themen und Handlungspraxen.

1. Die Entstehungsgeschichte des zeitgenössischen Schwarzen Feminismus

Bevor wir uns den aktuellen Entwicklungen des Schwarzen Feminismus widmen, möchten wir bestärken, dass wir unsere Ursprünge in der historischen Realität des kontinuierlichen Überlebens- und Befreiungskampfes afroamerikanischer Frauen* sehen. Die extrem negative Beziehung zwischen Schwarzen Frauen* und dem politischen System der USA – einem *weißen* männlichen Herrschaftssystem – wurde immer durch unsere Zugehörigkeit zu zwei unterdrückten Kategorien, *Race* und Gender bestimmt. In »Reflexionen über die Rolle der Schwarzen Frau* in der versklavten

Community« weist Angela Davis darauf hin, dass Schwarze Frauen* immer, auch wenn nur auf physischer Ebene, eine gegnerische Haltung gegenüber dem *weißen* männlichen Herrschaftssystem verkörpert haben und auf dramatische und subtile Weise aktiv Widerstand gegen Übergriffe auf sich und ihre Communitys geleistet haben.

Es gab schon immer Schwarze Aktivistinnen* – einige bekannte wie Sojourner Truth, Harriet Tubman, Frances E.W. Harper, Ida B. Wells-Barnett und Mary Church Terrell und tausende und abertausende unbekannt –, die das Bewusstsein darüber teilten, wie die Verflechtung ihrer Gender- und *Race*-Identität ihre ganze Lebenssituation und den Fokus ihrer politischen Kämpfe einzigartig machten. Zeitgenössischer Schwarzer Feminismus ist aus den persönlichen Opfern, dem Kampfgeist und der Arbeit unzähliger Generationen von Müttern* und Schwestern* gewachsen.

Die offensichtlichste Entwicklung einer Schwarzen feministischen Präsenz entstand Ende der 60er-Jahre in Verbindung mit der zweiten Welle der US-amerikanischen Frauen*bewegung. Seit Beginn der feministischen Bewegung waren Schwarze Frauen*, Frauen* des Globalen Südens und Arbeiterinnen* daran beteiligt, jedoch machten reaktionäre Einflüsse von außen sowie Rassismus und Elitismus aus den eigenen Reihen ihre Beteiligung unsichtbar. Aus der Notwendigkeit heraus bildeten Schwarze Feministinnen* – hauptsächlich aus New York –1973 eine separate Schwarze feministische Gruppe, aus der später die *National Black Feminist Organization* (NBFO) entstand.

Schwarze feministische Politik hat auch eine unverkennbare Verbindung zu den Schwarzen Befreiungsbewegungen, besonders zu denen der 60er- und 70er-Jahre. Viele von uns engagierten sich in diesen Bewegungen (in der Bürgerrechtsbewegung, im Schwarzen Nationalismus, bei den Black Panthers), deren Ideologien, Ziele und Strategien, diese Ziele zu erreichen, unser Leben stark beeinflusst haben. Sowohl unsere Erfahrungen und Desillusionierung innerhalb dieser Bewegungen als auch unsere Erfahrungen an der Peripherie der *weißen* männlichen Linken führten uns zu einer politischen Haltung und Praxis, die im Gegensatz zu der *weißer* Frauen* antirassistisch und im Gegensatz zu der Schwarzer und *weißer* Männer antisexistisch war.

Es ist unbestreitbar, dass die Entstehungsgeschichte des Schwarzen Feminismus auch eine persönliche ist, d.h. dass eine politische Erkenntnis aus den scheinbar persönlichen Erfahrungen individueller Schwarzer Frauen* entstanden ist. Schwarze Feministinnen* und zahlreiche Schwarze Frauen*, die sich nicht als Feministinnen* bezeichnen, sind alle mit permanenter sexistischer Unterdrückung in unserem tagtäglichen Leben vertraut.

Bevor sich ein Bewusstsein über Genderpolitiken, patriarchale Herrschaft und vor allem Feminismus entwickelt, sprechen Schwarze Feministinnen* oft von dem Gefühl des Verrücktseins. Feminismus ist die politische Analyse und Praxis, die wir Frauen* nutzen, um gegen unsere Unterdrückung zu kämpfen. Da rassistische Politik und Rassismus allgegenwärtig in unseren Leben sind, war es uns bislang nicht möglich und ist es den meisten Schwarzen Frauen* noch immer nicht möglich, sich mit unseren Erfahrungen tiefgründiger auseinanderzusetzen und die Dinge, die unser Leben ausmachen und unsere Unterdrückung spezifisch machen, zu benennen. Im Prozess der Bewusstseinsbildung, eigentlich im Teilen unserer Lebenserfahrungen, begannen wir, die Gemeinsamkeiten unserer Erfahrungen zu erkennen und auf dieser Grundlage eine politische Haltung und Praxis zu schaffen, die unser Leben verändern und zwangsläufig die Unterdrückung, mit der wir konfrontiert sind, beenden werden.

Unsere Entwicklung muss auch mit der aktuellen wirtschaftlichen und politischen Position Schwarzer Menschen verknüpft werden. Schwarze Jugendliche der Nachkriegsgeneration konnten zum ersten Mal bestimmte Bildungs- und Arbeitsoptionen begrenzt wahrnehmen, die Schwarzen Menschen zuvor komplett verschlossen waren. Obwohl unsere ökonomische Position weiterhin den untersten Rang in der kapitalistischen US-amerikanischen Wirtschaft belegt, haben eine Handvoll von uns aufgrund einer Alibipolitik in der Bildung und Arbeitswelt Fertigkeiten erlangt, die unseren Kampf gegen Unterdrückung möglicherweise effektiver machen könnten.

Zunächst brachte uns eine gemeinsame anti-rassistische und anti-sexistische Positionierung zusammen und als sich unser politisches Be-

wusstsein weiterentwickelte, setzten wir uns mit Heterosexismus und Klassismus im Kapitalismus auseinander.

2. Woran wir glauben

Unsere politische Haltung und Praxis entstanden vor allem aus der gemeinsamen Auffassung, dass Schwarze Frauen* inhärent wertvoll seien. Unsere Befreiung ist eine Notwendigkeit und zwar nicht als Attribut anderer, sondern weil wir ein menschliches Bedürfnis nach Autonomie haben. Das mag so selbstverständlich scheinen, wie es einfach klingt, aber es ist offensichtlich, dass keine andere vermeintlich progressive Bewegung unsere spezielle Unterdrückung jemals als Priorität gesehen hat oder sich ernsthaft damit beschäftigt hätte, sie zu beenden. Die bloße Nennung abwertender Stereotype, die Schwarzen Frauen* zugeschrieben werden (>Mammy* <, >Matriarchin* <, >Sapphire* <, >Hure* <, >Kampfllesbe* <), ganz zu schweigen von der Katalogisierung der grausamen, oft mörderischen Behandlung, die wir erfahren, zeigt, wie wenig Wertschätzung unseren Leben in vier Jahrhunderten Versklavung in der westlichen Welt entgegengebracht wurde. Uns ist bewusst, dass wir die einzigen Menschen sind, denen wir wichtig genug sind, um beständig für unsere Befreiung zu kämpfen. Unsere politische Haltung und Praxis entwickeln sich aus einer gesunden Liebe zu uns selbst, zu unseren Schwestern* und unseren Communitys, was uns ermöglicht, unseren Kampf und unsere Arbeit fortzuführen.

Das Konzept der Identitätspolitik bildet die Grundlage für den Fokus auf unsere eigene Unterdrückung. Wir glauben, dass eine tiefgehende und möglicherweise die radikalste politische Haltung direkt aus unserer eigenen Identität heraus entsteht und nicht aus dem Kampf gegen die Unterdrückung anderer Menschen. Bei Schwarzen Frauen* ist dies ein besonders abstoßendes, gefährliches und bedrohliches und daher ein revolutionäres Konzept. Die politischen Bewegungen, die der unseren vorausgingen, stuften die Befreiung aller anderen ganz offensichtlich würdiger als die unsrige ein. Wir lehnen es ab, auf Podeste gestellt zu werden, als Königinnen* behandelt zu werden sowie zehn Schritte hinter

anderen zu laufen. Es reicht uns aus, wenn uns andere als gleichwertige Menschen begegnen.

Wir glauben, dass Genderpolitik im Patriarchat das Leben Schwarzer Frauen* genauso stark durchdringt wie *Race*- und Klassenpolitik. Uns fällt es oft schwer, rassistischer von klassistischer und von sexistischer Unterdrückung zu trennen, da wir diese Diskriminierungsformen in unserem Leben meistens gleichzeitig erfahren. Wir wissen, dass es rassistisch-sexistische Unterdrückung gibt, die weder nur rassistisch noch nur sexistisch ist, wie beispielsweise die Geschichte der Vergewaltigung Schwarzer Frauen* als Waffe politischer Repression durch *weiße* Männer.

Auch wenn wir Feministinnen* und Lesben* sind, sind wir solidarisch mit progressiven Schwarzen Männern und setzen uns nicht für eine von *weißen* Separatist*innen geforderte Abspaltung ein. Unsere Lebensrealität als Schwarze Menschen erfordert, dass wir Solidarität rund um *Race* aufbauen, eine Notwendigkeit, die zwischen *weißen* Frauen* und *weißen* Männern selbstverständlich nicht erforderlich ist, außer es handelt sich um eine negative Solidarität als rassistische Unterdrücker*innen. Wir kämpfen gemeinsam mit Schwarzen Männern gegen Rassismus während wir auch gegen den Sexismus Schwarzer Männer kämpfen.

Uns ist bewusst, dass die Befreiung aller unterdrückten Völker sowohl die Zerstörung der politisch-wirtschaftlichen Systeme des Kapitalismus und Imperialismus als auch die Zerstörung des Patriarchats erfordert. Wir sind Sozialistinnen*, weil wir glauben, dass Arbeit für den kollektiven Nutzen derjenigen strukturiert sein sollte, die Arbeit leisten und die Produkte herstellen, und nicht für den Profit der Firmenchefs. Materielle Ressourcen müssen gleichmäßig unter denjenigen verteilt werden, die diese produziert haben. Allerdings sind wir nicht davon überzeugt, dass eine sozialistische Revolution, die nicht auch eine feministische und anti-rassistische Revolution ist, unsere Befreiung gewährleisten wird. Wir sehen die Notwendigkeit, ein Verständnis für die Beziehungen zwischen Menschen unterschiedlicher Klassen zu entwickeln, welches die spezifische Position Schwarzer Frauen*, die in der Arbeitswelt grundsätzlich marginalisiert werden, mitdenkt, während gleichzeitig einige von uns, die als Angestellte und Fachkräfte arbeiten, einer doppelten Last ausge-

setzt sind, da zudem auch erwartet wird, dass wir Alibi-Rollen erfüllen. Wir müssen die reale Klassensituation jener Menschen zum Ausdruck bringen, die nicht lediglich nicht-rassifizierte und nicht-gegenderte Arbeitende sind, sondern Personen, für die rassistische und sexistische Unterdrückung wesentliche Bestimmungsfaktoren ihres Arbeitslebens sind. Auch wenn wir im Wesentlichen mit Marx' Theorie, in Bezug auf die spezifischen wirtschaftlichen Zusammenhänge seiner Analyse, übereinstimmen, muss diese Analyse weiter ausgebaut werden, um unsere spezielle wirtschaftliche Situation als Schwarze Frauen* verständlich machen zu können.

Einer der politischen Beiträge, die wir bereits geleistet haben, ist die Erweiterung des feministischen Prinzips, dass das Persönliche politisch ist. Zum Beispiel haben wir in unseren bewusstseinsbildenden Seminaren in vielerlei Hinsicht die Erkenntnisse *weißer* Frauen* übertroffen, da wir uns mit den Auswirkungen von *Race*, Klasse und Gender konfrontiert sehen. Selbst die Art und Weise, wie Schwarze Frauen* über das Erlebte in Schwarzer Sprache sprechen, das Testifying¹, hat eine kulturelle sowie politische Resonanz. Wir haben viel Energie aufgebracht, um die kulturellen und erfahrungsbedingten Aspekte unserer Unterdrückung zu erforschen, da diese Themen bisher nicht untersucht wurden. Bis zum jetzigen Zeitpunkt hat sich niemand mit der vielschichtigen Lebensstruktur Schwarzer Frauen* beschäftigt.

Wie bereits erwähnt lehnen wir den lesbischen* Separatismus ab, weil er keine tragfähige politische Analyse oder Strategie für uns ist und zu viele(s), insbesondere Schwarze Männer, Frauen* und Kinder, ausgrenzt. Wir kritisieren und verabscheuen, wie Männer in dieser Gesellschaft sozialisiert werden: was sie unterstützen, wie sie sich verhalten und wie

1 Anm. d. Übers.: >Testifying< wird oft als eine religiöse und gemeinschaftliche Handlung verstanden. Laut Rita Dove ist >Testifying< eine Tradition in der afroamerikanischen Kirche, die die mutige und demütigende Handlung vor der Community die eigene Seele zu offenbaren und Zeugnis abzulegen beschreibt. Die Person, die >testified< schenkt denen Anerkennung, die ihr Kraft gegeben haben. Siehe dazu: *African-American Folklore. An Encyclopedia for Students*, Hrsg. v. Anand Prahlad. Santa Barbara, CA: Greenwood 2016..

sie unterdrücken. Aber wir teilen nicht die fehlgeleitete Vorstellung, dass ihre Männlichkeit an sich, d.h. ihre Körperlichkeit, ihr Verhalten bestimmt. Als Schwarze Frauen* sehen wir jede Form von biologischem Determinismus als eine besonders gefährliche und reaktionäre Basis, um eine politische Haltung und Praxis zu entwickeln. Zudem sollten wir uns auch fragen, ob lesbischer* Separatismus eine adäquate und progressive politische Analyse und Strategie ist, sogar für diejenigen, die diesen vertreten, da alle Unterdrückungsauslöser bis auf die sexistischen, und somit auch die Existenz von *Race*- und Klassenstrukturen, vollkommen gezeugnet werden.

3. Herausforderungen bei der aktivistischen Arbeit Schwarzer Feministinnen*

Während unserer gemeinsamen Zeit als Schwarzes feministisches Kollektiv haben wir Erfolge und Niederlagen, Freude und Schmerz, Siege und Misserfolge erlebt. Wir mussten feststellen, dass es sehr schwierig ist, zu Schwarzen feministischen Themen zu arbeiten. In einigen Kontexten war es sogar schwierig, uns als Schwarze Feministinnen* zu bezeichnen. Wir haben uns darüber Gedanken gemacht, was die Gründe für diese Schwierigkeiten sein könnten, insbesondere weil die *weiße* Frauen*bewegung weiterhin stark ist und sich in viele verschiedene Richtungen entwickelt. In diesem Abschnitt beschäftigen wir uns mit einigen der allgemeinen Gründe für die Probleme, mit denen wir uns konfrontiert sehen, und thematisieren gezielt, welche Phasen wir bei der Organisation unseres Kollektivs durchlaufen haben.

Die Hauptursache für die Schwierigkeiten, die uns in unserer politischen Arbeit begegnen, ist der Versuch, Unterdrückung nicht nur an einer oder sogar zwei Fronten zu reflektieren, sondern uns mit einer ganzen Bandbreite von Unterdrückungsformen zu befassen. Wir haben keine rassistischen, sexistischen, heterosexistischen oder klassistischen Privilegien und können uns daher nicht auf diese verlassen, noch haben wir auch nur minimalen Zugang zu den Ressourcen und der Macht, die Gruppen mit nur einem dieser Privilegien besitzen.

Die psychische Belastung, die es mit sich bringt, eine Schwarze Frau* zu sein, und die damit verbundenen Schwierigkeiten, ein politisches Bewusstsein zu erlangen und politische Arbeit zu leisten, sollten nicht unterschätzt werden. Die Psyche Schwarzer Frauen* hat einen sehr niedrigen Stellenwert in dieser zugleich rassistischen und sexistischen Gesellschaft. Eines unserer ersten Gruppenmitglieder sagte einmal: »Wir haben alle Schäden erlitten nur aufgrund der Tatsache, dass wir Schwarze Frauen* sind«. Wir sind auf psychologischer Ebene und auch in jeder anderen Hinsicht beraubt worden und trotzdem halten wir es für notwendig, dafür zu kämpfen, unsere Situation und die aller Schwarzer Frauen* zu verändern. In *A Black Feminist's Search for Sisterhood* zieht Michele Wallace folgende Schlussfolgerung:

Wir existieren als Frauen*, die Schwarz sind, die Feministinnen* sind. Jede*r sitzt zurzeit fest, unabhängig voneinander arbeitend, da es noch keinen Raum in dieser Gesellschaft gibt, der in geringster Weise unseren Kampf unterstützt. Sich am unteren Ende der Gesellschaft zu befinden, bedeutet, dass wir das leisten müssten, was sonst keine*r geleistet hat: Wir müssten gegen die Welt kämpfen.²

Wallace' Einschätzung über die Position Schwarzer Feministinnen* ist nicht pessimistisch, sondern realistisch, besonders in Bezug auf die fast klassische Isolation, mit der die meisten von uns konfrontiert sind. Allerdings könnten wir unsere Position am unteren Ende der Gesellschaft nutzen, um einen eindeutigen Sprung ins revolutionäre Handeln zu wagen. Wenn Schwarze Frauen* frei wären, würde dies bedeuten, dass alle anderen auch frei sein müssten, da unsere Freiheit die Zerstörung aller Unterdrückungssysteme erfordert.

Feminismus ist trotz allem sehr bedrohlich für die meisten Schwarzen Menschen, da er einige der grundlegendsten Annahmen über unsere Existenz infrage stellt, zum Beispiel, dass Gender ein bestimmender Faktor in Machtverhältnissen sein sollte. Männer- und Frauen*rollen wurden in einer Schwarzen nationalistischen Broschüre wie folgt definiert:

2 Michele Wallace: »A Black Feminist's Search for Sisterhood«. In: *Village Voice*, 1975, S. 6-7.

Wir wissen, dass es Tradition war und ist, dass der Mann das Familienoberhaupt ist. Er führt die Familie/Nation, da sein Wissen über die Welt umfassender, sein Bewusstsein größer, sein Verständnis tiefer und seine Anwendung dieser Informationen klüger ist ... Schließlich liegt es auf der Hand, dass der Mann das Familienoberhaupt ist, da er in der Lage ist, sein Zuhause zu verteidigen und zu schützen ... Frauen* können nicht die gleichen Dinge tun wie Männer – die Natur gibt vor, dass sie anders funktionieren. Die Gleichstellung von Männern und Frauen* kann selbst in einer abstrakten Welt nicht erfolgen. Nicht alle Männer sind gleich, d.h. in Bezug auf ihre Fähigkeiten, ihre Erfahrungen oder sogar ihr Verständnis. Der Stellenwert von Männern und Frauen* ist vergleichbar zu dem von Gold und Silber – ihre Wertigkeit ist nicht gleich, aber sie sind beide sehr wertvoll. Wir müssen uns bewusst werden, dass Männer und Frauen* sich gegenseitig ergänzen, weil es kein Zuhause/keine Familie gibt ohne einen Mann und seine Ehefrau*. Beide sind essenziell für die Entwicklung von jeglichem Leben.³

Die materiellen Konditionen im Leben der meisten Schwarzen Frauen* werden wohl kaum dazu führen, dass sie die derzeitigen wirtschaftlichen und gegenderten Arrangements, die etwas Stabilität in ihren Leben darzustellen scheinen, ins Kippen bringen werden. Viele Schwarze Frauen* haben ein gutes Verständnis von Sexismus und Rassismus, doch der Druck, den sie in ihrem Lebensalltag verspüren, hält sie davon ab, das Risiko einzugehen, gegen beides anzukämpfen.

Die Reaktion von Schwarzen Männern auf Feminismus ist bekanntlich sehr negativ. Sie fühlen sich selbstverständlich noch mehr als Schwarze Frauen* bedroht davon, dass wir Schwarze Feministinnen* uns möglicherweise für unsere Bedürfnisse einsetzen. Sie stellen fest, dass sie nicht nur bedeutende und hart arbeitende Verbündete verlieren würden, sondern dass sie auch möglicherweise gezwungen wären, ihren sexistischen Habitus gegenüber Schwarzen Frauen* zu ändern. Die Vorwürfe, dass Schwarzer Feminismus* den Schwarzen Befreiungskampf spalte, wirken als einflussreiches Abschreckungsmittel gegen das Wachstum einer autonomen Schwarzen Frauen*bewegung.

3 Muminas of Committe for United Newark: *Mwanamke Mwananchi (The Nationalist Woman)*. Newark, NJ 1971, S. 4-5.

Und trotzdem haben sich hunderte Frauen* während der dreijährigen Existenz unserer Gruppe zu verschiedenen Zeiten aktiv beteiligt. Und jede Schwarze Frau*, die gekommen war, kam, weil sie ein starkes Bedürfnis verspürte, Möglichkeiten in ihrem Leben zu schaffen, die zuvor nicht existierten.

Als wir uns zum ersten Mal nach der ersten NBFO-Regionalkonferenz Ost zu Beginn des Jahres 1974 trafen, hatten wir keine Strategie für unsere aktivistische Arbeit oder gar einen Fokus. Wir wollten erst einmal schauen, was wir mitgebracht hatten. Nach einigen Monaten, in denen wir uns nicht trafen, begannen wir mit einer intensiven und vielfältigen Bewusstseinsbildung. Wir hatten das überwältigende Gefühl, uns nach vielen Jahren endlich gefunden zu haben. Auch wenn wir nicht gemeinsam als Gruppe politisch aktiv waren, waren Einzelne von uns in lesbischen* Gruppen, in der Arbeit rund um Sterilisationsmissbrauch, das Recht auf Schwangerschaftsabbruch und Aktivitäten zum Internationalen Frauen*tag der Frauen* des Globalen Südens aktiv. Einige leisteten unterstützende Arbeit bei den Gerichtsverfahren von Dr. Kenneth Edelin, Joan Little und Inez Garcia. Während des ersten Sommers, als die Zahl der Mitglieder erheblich zurückging, sprachen diejenigen von uns, die blieben, ernsthaft über die Errichtung eines Frauen*hauses in einer der Schwarzen Nachbarschaften. (Es gab zu der Zeit kein Frauen*haus in Bosten). Wir entschieden uns zu diesem Zeitpunkt auch dazu, ein unabhängiges Kollektiv zu werden, da wir ernsthafte Unstimmigkeiten mit der elitären feministischen Haltung der *NBFO* und dem fehlenden klaren politischen Fokus der Organisation wahrnahmen.

In diesem Zeitraum kontaktierten uns auch sozialistische Feministinnen*, mit denen wir gemeinsam zum Thema Recht auf Schwangerschaftsabbruch gearbeitet hatten. Sie wollten uns dafür begeistern, die *National Socialist Feminist Conference* in Yellow Springs zu besuchen. Eines unserer Mitglieder nahm an der Konferenz teil. Auch wenn die Ideologie, die dort vertreten wurde, begrenzt war, wurde uns die Notwendigkeit, unsere eigene ökonomische Situation zu verstehen und unsere eigene ökonomische Analyse zu entwickeln, bewusster.

Als im Herbst einige Mitglieder wiederkehrten, waren wir einige Monate verhältnismäßig inaktiv und hatten innerhalb der Gruppe einige Meinungsverschiedenheiten, die zuerst als eine Spaltung zwischen lesbischen* und heterosexuellen Mitgliedern verstanden wurde, jedoch auch die Folge von Klassenunterschieden und politischen Differenzen waren. Während des Sommers hatten diejenigen, die sich noch trafen, entschieden, dass es wichtig sei, politische Arbeit zu leisten, über Bewusstseinsbildung hinauszugehen und nicht mehr ausschließlich als emotionale Unterstützungsgruppe zu dienen. Als Anfang 1976 einige Frauen*, die kein Interesse an politischer Arbeit hatten und auch Meinungsverschiedenheiten äußerten, aus eigenem Antrieb entschieden, die Gruppe zu verlassen, suchten wir wieder nach einem Fokus. Wir entschieden uns dann mit der Erweiterung der Gruppe um neue Mitglieder, eine Lerngruppe zu werden. Wir hatten schon immer Texte miteinander geteilt und einige von uns hatten wenige Monate zuvor über Schwarzen Feminismus geschrieben, um das Geschriebene dann mit der Gruppe zu diskutieren. Wir begannen, als Lerngruppe zu fungieren, und sprachen darüber, eine Schwarze feministische Publikation herauszugeben. Im Frühsommer organisierten wir ein Retreat, das uns Raum für politische Diskussion und auch für die Bearbeitung unserer zwischenmenschlichen Konflikte bot. Derzeit haben wir vor, eine Kollektion Schwarzer feministischer Texte zu erstellen. Wir glauben, dass es unbedingt erforderlich ist, anderen Schwarzen Frauen* die Realität unserer politischen Haltung und Praxis zu veranschaulichen und dass wir dies durch das Schreiben und Verbreiten unserer Texte erreichen können. Aufgrund der Tatsache, dass einzelne Schwarze Frauen* im ganzen Land isoliert leben, wir zahlenmäßig nur wenige sind und einige von uns Schreib- und Redaktionserfahrungen und Kenntnisse im Verlagswesen haben, möchten wir Projekte realisieren, die Schwarze Feministinnen* verbinden, und uns gleichzeitig weiter mit anderen Gruppen zusammenschließen und politisch engagieren.

4. Schwarze Feministische Themen und Handlungspraxen

Während unserer gemeinsamen Zeit haben wir viele Themen identifiziert und bearbeitet, die besonders relevant für Schwarze Frauen* sind. Aufgrund des inklusiven Ansatzes unserer politischen Haltung und Praxis beschäftigt uns jede Situation, die in das Leben von Schwarzen Frauen*, Frauen* des Globalen Südens und arbeitenden Menschen eingreift. Selbstverständlich engagieren wir uns besonders bei den Kämpfen, wo *Race*, Gender und Klasse gleichzeitig in Bezug auf Unterdrückung wirken. Wir könnten beispielsweise in einer Fabrik, die Frauen* des Globalen Südens beschäftigt, politisch aktiv werden, vor einem Krankenhaus, welches eine bereits unzureichende Versorgung für Communitys des Globalen Südens kürzt, Streikposten aufstellen oder eine Kriseneinrichtung für Menschen, die von sexualisierter Gewalt betroffen sind, in einer der Schwarzen Nachbarschaften eröffnen. Ein weiterer Fokus unserer politischen Arbeit könnten auch Sozialhilfe oder Kinderbetreuung sein. Die Arbeit, die uns bevorsteht, und die unzähligen Aspekte, die zu dieser Arbeit gehören, zeigen lediglich, wie allgegenwärtig unsere Unterdrückung ist.

Themen und Projekte, zu denen Mitglieder unseres Kollektivs gearbeitet haben, sind Sterilisationsmissbrauch, das Recht auf Schwangerschaftsabbruch, häusliche Gewalt, sexualisierte Gewalt und Gesundheitsversorgung. Des Weiteren haben wir viele Workshops und andere Bildungsarbeit zu Schwarzem Feminismus an Universitäten, bei Frauen*konferenzen und jüngst auch für Frauen* an Oberschulen angeboten.

Ein Thema, welches uns ein großes Anliegen ist und welches wir begonnen haben, in öffentlichen Räumen anzusprechen, ist Rassismus in der *weißen* Frauen*bewegung. Als Schwarze Feministinnen* wird uns ständig schmerzlich bewusst gemacht, wie wenig sich *weiße* Frauen* bemüht haben, ihren Rassismus zu verstehen und zu bekämpfen. Dies erfordert unter anderem, dass sie ein tieferes Verständnis von *Race*, Hautfarben und Schwarzer Geschichte und Kultur entwickeln. Rassismus in der *weißen* Frauen*bewegung zu eliminieren, ist per Definition Arbeit, die *weiße* Frauen* leisten müssen. Wir werden das Thema jedoch weiterhin ansprechen und *weiße* Frauen* in die Verantwortung nehmen.

In der Praxis unserer politischen Haltung glauben wir nicht, dass der Zweck immer die Mittel heiligt. Viel reaktionäres und destruktives Verhalten wurde im Namen von ›korrekten‹ politischen Zielen verteidigt. Als Feministinnen* wollen wir eine politische Haltung und Praxis nicht dazu nutzen, um Menschen Unrecht anzutun. Wir glauben an einen kollektiven Prozess und flache Hierarchien innerhalb unserer eigenen Gruppe und auch in unserer Vision einer revolutionären Gesellschaft. Es ist uns wichtig, unsere politische Haltung kontinuierlich zu überprüfen und durch Kritik und Selbstkritik zu einem wesentlichen Aspekt unserer Praxis zu entwickeln. Als Schwarze Feministinnen* und Lesben* wissen wir, dass wir eine sehr bestimmte revolutionäre Aufgabe haben. Wir sind bereit für die lebenslange Arbeit und den Kampf, die uns bevorstehen.

SILVIA FEDERICI

LOHN gegen HAUSARBEIT

Herausgegeben von den Lohn-für-Hausarbeits-Gruppen Berlin und Bremen

Sie sagen, es sei Liebe. Wir sagen, es ist unbezahlte Arbeit. Sie nennen es Frigidität. Wir nennen es Arbeitsverweigerung. Jede Fehlgeburt ist ein Arbeitsunfall. Beides: Homosexualität und Heterosexualität sind Arbeitsbedingungen... Aber: Homosexualität ist Arbeiterkontrolle über die Produktion, nicht das Ende der Arbeit.

Mehr lächeln? Mehr Geld! Nichts wird die heilsamen Kräfte eines Lächelns gründlicher zerstören.

Neurose, Selbstmord, Entsexualisierung: Berufskrankheiten der Hausfrau.

Die Schwierigkeiten und Unsicherheiten, die Frauen in der Diskussion um Lohn für Hausarbeit ausdrücken, stammen häufig daher, daß man Lohn für Hausarbeit auf ein bloßes Ding, ein Bündel Geldscheine reduziert, statt ihn als eine politische Perspektive zu sehen. Der Unterschied zwischen diesen beiden Standpunkten ist enorm. Lohn für Hausarbeit als ein Ding statt als eine Perspektive zu sehen, heißt, das Ergebnis unseres Kampfes vom Kampf selbst zu trennen, und seine Wichtigkeit bei der Entmystifizierung und Untergrabung derjenigen Rolle zu unterschätzen, die der Frau in der

kapitalistischen Gesellschaft aufgebürdet wurde. Wenn wir Lohn für Hausarbeit derart eingeschränkt sehen, gehen wir von der Frage aus: was verändert ein bißchen mehr Geld an unserem Leben? Wir könnten sogar zugeben, daß es für viele Frauen schon einen großen Unterschied ausmachen würde, für die vielen Frauen, die keine andere Alternative haben als Hausarbeit und Ehe. Aber für diejenigen von uns, die andere Alternativen zu haben scheinen – Berufsarbeit, einen aufgeschlossenen Ehemann, Gemeinschaftswohnungen, lesbische Beziehungen oder eine Kombination von all dem –, würde es keinen wesentlichen Unterschied machen. Für uns gibt es, so denken wir, andere Möglichkeiten, unsere ökonomische Unabhängigkeit zu erreichen, und das allerletzte, was wir wollen, ist, uns als Hausfrauen zu sehen: ein Schicksal – darin stimmen wir alle überein –, das schlimmer ist als der Tod. Das Problematische an dieser Position ist, daß wir in unserem Kopf einfach zu dem beschissenen Leben, das wir jetzt führen, ein bißchen Geld hinzu addieren und uns dann fragen, was solls, und dabei ausgehen von der falschen Vorstellung, daß wir dieses Geld bekommen könnten, ohne gleichzeitig – im Prozeß des Kampfes dafür – unsere ganzen familiären und sozialen Beziehungen zu revolutionieren. Wenn wir aber Lohn für Hausarbeit als politische Perspektive verstehen, dann sehen wir, daß der Kampf dafür unser ganzes Leben und unsere gesellschaftliche Macht als Frauen revolutioniert. Wenn wir denken, wir „brauchen“ das Geld nicht, dann deshalb, weil wir bestimmte Formen der Prostitution unserer Körper und unserer Köpfe schon akzeptiert haben, durch die wir das Geld bekommen, das wir brauchen. Ich will versuchen, zu zeigen, daß Lohn für Hausarbeit nicht nur eine revolutionäre Perspektive, sondern auch, daß *Lohn für Hausarbeit vom feministischen Standpunkt aus und letztlich auch für die gesamte Arbeiterklasse die einzige revolutionäre Perspektive ist.*

Arbeit aus Liebe

Es ist wichtig für uns zu erkennen, daß wir nicht von einer Arbeit neben vielen anderen sprechen, wenn wir von Hausarbeit sprechen, sondern von der umfassendsten Manipulation, von der subtilsten und mystifiziertesten Gewalt, die der Kapitalismus je gegen einen Teil der Arbeiterklasse eingesetzt hat. Gewiß, im Kapitalismus wird jeder Arbeiter manipuliert und ausgebeutet und sein bzw. ihr Verhältnis zum Kapital ist vollständig mystifiziert. Der Lohn erweckt den Eindruck eines gerechten Tauschs: du arbeitest und wirst bezahlt, du und dein Chef sind also gleichgestellt; in Wirklichkeit aber versteckt der Lohn – weit entfernt davon, die Arbeit, die du tust, zu bezahlen – die unbezahlte Arbeit, die den Profit ausmacht. Aber durch den Lohn wirst du immerhin als Arbeiter anerkannt, und du kannst um und

SLD6.14. 75

Comune di Padova

Biblioteca

Cod. Bibl. 111/55

BIB. PUV 1414525

INV. 10 60213

gegen die Bedingungen und Menge des Lohns, um und gegen die Bedingungen und Menge der Arbeit verhandeln und kämpfen. Einen Lohn zu bekommen bedeutet, Teil eines gesellschaftlichen Vertrages zu sein, und es besteht kein Zweifel über dessen Inhalt: du arbeitest, nicht weil du es gern tust oder weil es dir natürlich ist, sondern weil es die einzige Möglichkeit ist, die dir erlaubt zu leben. So ausgebeutet du auch bist, *du bist nicht identisch mit dieser Arbeit.* Heute bist du Briefträger, morgen Taxifahrer. Alles, was für dich zählt, ist wieviel du arbeiten mußt und wieviel du dafür bekommst.

Mit der Hausarbeit ist es ganz anders. Der Unterschied liegt in der Tatsache, daß Hausarbeit uns Frauen nicht nur aufgezwungen wurde, sondern auch noch zu einer natürlichen Eigenschaft unseres weiblichen Körpers und Charakters erklärt wurde, zu einem inneren Bedürfnis, zu einem Streben, das angeblich aus der Tiefe unserer weiblichen Persönlichkeit stammt. Hausarbeit mußte deshalb zu einer natürlichen Eigenschaft erklärt und nicht als sozialer Vertrag anerkannt werden, weil seit Beginn der kapitalistischen Planung in Bezug auf die Frauen diese Arbeit dazu bestimmt war, keinen Lohn zu erhalten. Das Kapital mußte uns überzeugen, daß Hausarbeit eine natürliche, unvermeidbare und sogar erfüllende Tätigkeit ist, damit wir unsere unbezahlte Arbeit hinnahmen. Umgekehrt wurde das Unbezahltsein der Hausarbeit die mächtigste Waffe, um die gängige Annahme zu bestärken, daß *Hausarbeit keine Arbeit sei.* So wurden die Frauen davon abgehalten, gegen sie zu kämpfen, es sei denn in den privatisierten Küchen- und Schlafzimmer-Streitereien, die die ganze Gesellschaft übereinstimmend lächerlich und damit die Akteure eines Kampfes verächtlich macht. Wir gelten als nörgelnde Furien, nicht als kämpfende Arbeiterinnen.

Wie natürlich es jedoch tatsächlich ist, eine Hausfrau zu sein, zeigt die Tatsache, daß es wenigstens einer zwanzigjährigen Sozialisation bedarf – tägliches Training, ausgeführt von einer unbezahlten Mutter –, um eine Frau auf diese Rolle vorzubereiten, um sie davon zu überzeugen, daß Kinder und ein Ehemann das Beste sind, was sie vom Leben zu erwarten hat. Und trotzdem gelingt dies kaum. Wie gut trainiert wir auch immer sind – es gibt nur wenige Frauen, die sich nicht betrogen fühlen, wenn die Hochzeit vorbei ist und sie sich vor einem dreckigen Spülstein wiederfinden. Viele von uns haben immer noch die Illusion, aus Liebe zu heiraten. Viele von uns erkennen, daß wir wegen Geld und Sicherheit heiraten; aber es ist Zeit, klar zu stellen, daß die Arbeit, die uns erwartet, riesengroß ist, während wir sehr wenig Geld und Liebe bekommen. Weil das so ist, sagen uns ältere Frauen immer wieder: „Genieße deine Freiheit, solange du kannst, kaufe dir alles, was du haben willst...“ Aber leider ist es meistens unmöglich, irgendeine Freiheit zu genießen, wenn du von klein auf dazu abgerichtet wurdest, fügsam, unterwürfig, abhängig zu sein und vor allem *dich zu opfern* und das auch noch als Lust zu empfinden. Wenn du es nicht tust, ist es dein Problem, dein Versagen, deine Schuld, deine Abnormalität.

Wir müssen zugeben, daß das Kapital sehr erfolgreich damit war, unsere Arbeit unsichtbar zu machen. Es hat ein wahres Meisterstück auf Kosten der Frauen geschaffen. Das Kapital schlug viele Fliegen mit einer Klappe, indem es der Hausarbeit einen Lohn verweigerte und sie in einen Akt der

Liebe verwandelte. Erst einmal bekam es eine Unmenge Arbeit fast umsonst, und darüber hinaus brachte es die Frauen dazu, statt dagegen anzugehen, diese Arbeit als die beste Sache der Welt zu erstreben (die magischen Worte: „Liebling, du bist eine richtige Frau“.) Außerdem hat es gleichzeitig auch den männlichen Arbeiter diszipliniert, indem es *seine* Frau von *seiner* Arbeit und von *seinem* Lohn abhängig gemacht hat, und es fing ihn in der Falle dieser Disziplin, indem es ihm – nach so viel Knechtschaft in der Fabrik oder im Büro – eine Magd zur Verfügung stellte. Unsere Rolle als Frauen ist es, unbezahlte, aber glückliche und vor allem liebende Sklavinnen der „Arbeiterklasse“ zu sein, d.h. jener Schichten des Proletariats, denen das Kapital mehr soziale Macht zugestehen gezwungen war. Wie Gott Eva schuf, so schuf das Kapital die Hausfrau, um dem männlichen Arbeiter physisch, emotional und sexuell zu dienen – um *seine* Kinder zu erziehen, seine Socken zu stopfen, sein Selbstbewußtsein aufzupolieren, wenn es durch die Arbeit und die sozialen Beziehungen zerstört wurde, die das Kapital für ihn bestimmt. Genau diese besondere Kombination von physischen, emotionalen und sexuellen Diensten machen die Rolle aus, die die Frauen für das Kapital erfüllen müssen, die den besonderen Charakter der Sklavin Hausfrau schafft und die ihre Arbeit so bedrückend und gleichzeitig so unsichtbar macht. Es ist kein Zufall, daß die meisten Männer anfangen, an Heirat zu denken, wenn sie ihren ersten Job haben: nicht in erster Linie deshalb, weil sie es sich jetzt leisten können, sondern weil man jemanden zuhause haben muß, der für einen sorgt, wenn man nicht verrückt werden will nach einem langen Tag am Fließband oder hinter einem Schreibtisch. Jede Frau weiß, daß sie dies leisten muß, um eine wirkliche Frau zu sein und eine „erfolgreiche“ Ehe zu führen. Und dies ist auch der Grund dafür, daß die Frauen umso mehr verklavt sind, je ärmer die Familie ist, und zwar nicht einfach wegen der finanziellen Situation. Das Kapital hat in der Tat eine doppelte Politik, eine für die Mittelklasse und eine für die proletarische Familie. Es ist kein Zufall, daß der unverhüllteste Männlichkeitskult in der Familie der Arbeiterklasse herrscht: je mehr Schläge der Mann bei seiner Arbeit abbekriegt, desto mehr muß seine Frau darauf abgerichtet werden, selbst welche einzustekken, desto mehr ist ihm erlaubt, sein Ich auf ihre Kosten wieder herzustellen. Er schlägt seine Frau und kehrt seine Wut gegen sie, wenn er frustriert oder übermüdet von seiner Arbeit ist oder wenn er in einem Kampf unterlegen ist (und in die Fabrik zu gehen, ist selbst schon eine Niederlage). Je mehr ein Mann schufteten muß und herumkommandiert wird, desto mehr kommandiert er. *A man's home is his castle...* und seine Frau muß lernen, ruhig abzuwarten, wenn er launisch ist, ihn aufzurichten, wenn er niedergeschlagen ist und die Welt verflucht, sich im Bett umzudrehen, wenn er sagt: „ich bin heute abend zu müde“ oder wenn er beim Lieben so schnell macht, daß er dazu ebensogut, wie eine Frau es ausdrückte, einen Mayonnaisetopf nehmen könnte. (Frauen haben immer Wege gefunden, dagegen anzugehen, aber immer allein und isoliert im Haus. Das Problem ist also: wie bringen wir diesen Kampf heraus aus der Küche und dem Schlafzimmer auf die Straße).

Dieser Betrug, der unter dem Namen Liebe und Ehe läuft, betrifft uns alle, auch wenn wir nicht verheiratet sind; denn in dem Augenblick, wo Hausarbeit gänzlich zu unserer Natur und zu unserem Geschlechtscharakter wurde, wo sie eine weibliche Eigenschaft wurde, sind wir alle durch sie charakterisiert. Wenn es natürlich ist, bestimmte Dinge zu tun, dann wird von allen Frauen erwartet, sie zu tun – selbst von solchen Frauen, die auf Grund ihrer sozialen Lage einem Teil der Arbeit oder auch der meisten entkommen konnten (ihr Ehemann kann sich Dienstmädchen und Psychiater und andere Formen von Entspannung und Vergnügen leisten). Wir dienen vielleicht nicht einem einzelnen Mann, aber wir sind alle Dienerinnen für die ganze männliche Welt. Deshalb ist es so demoralisierend, so degradierend, eine Frau genannt zu werden. („Lächle, Süße, was ist denn los mit dir?“ fühlt sich jeder Mann berechtigt, dich zu fragen, sei er dein Ehemann, der Mann, der deine Fahrkarte locht, oder dein Chef).

Die revolutionäre Perspektive

Wenn wir von dieser Analyse ausgehen, können wir die revolutionären Folgerungen der Forderung nach Lohn für Hausarbeit erkennen. *Es ist die Forderung, bei der unsere Natur aufhört und unser Kampf beginnt, denn Lohn gerade für Hausarbeit haben zu wollen, heißt, diese Arbeit als Ausdruck unserer Natur zu verweigern, heißt, genau die weibliche Rolle zu verweigern, die das Kapital uns aufgedrängt hat.* Schon allein Lohn für Hausarbeit zu fordern, wird die Erwartungen untergraben, die die Gesellschaft an uns stellt, weil diese Erwartungen – der Kern unserer Sozialisation – alle auf unserer unbezahlten Stellung im Haus beruhen. In diesem Sinn ist es irreführend, den Kampf der Frauen um Lohn mit dem der Männer in der Fabrik für mehr Lohn zu vergleichen. Der entlohnte Arbeiter, der für höhere Löhne kämpft, geht zwar gegen seine gesellschaftliche Rolle an, aber er bleibt in ihr stecken. Wenn wir für Lohn kämpfen, *kämpfen wir unzweideutig und direkt gegen unsere gesellschaftliche Rolle.* Es ist derselbe grundsätzliche Unterschied wie zwischen den Kämpfen der entlohten Arbeiter und den Kämpfen der Sklaven *für einen Lohn gegen die Sklaverei.* Es sollte jedoch dabei ganz klar sein, daß wir mit unserem Kampf um Lohn nicht darum kämpfen, in kapitalistische Verhältnisse einzutreten, denn wir standen nie außerhalb dieser Verhältnisse. Wir kämpfen, um den kapitalistischen Plan für Frauen zu zerstören, der ein wesentliches Moment jener geplanten Spaltung der Arbeit und der sozialen Macht innerhalb der Arbeiterklasse ist, durch die das Kapital in der Lage war, seine Macht zu behaupten. Lohn für Hausarbeit ist also eine revolutionäre Forderung, nicht weil sie durch sich selbst das Kapital zerstört, sondern weil sie das Kapital angreift und es zwingt, die sozialen Verhältnisse zu Bedingungen neu zu strukturieren, die *für uns günstig sind und dadurch*

notwendigerweise für die Einheit der Arbeiterklasse. Wenn wir Lohn für Hausarbeit fordern, sagen wir damit nicht, daß wir weiterarbeiten werden, wenn wir erst bezahlt werden. Wir sagen damit genau das Gegenteil. Zu sagen, daß wir Geld für Hausarbeit wollen, ist der erste Schritt, sie zu verweigern, weil diese Forderung nach Lohn unsere Arbeit sichtbar macht: und das ist die unerläßliche Bedingung, um den Kampf gegen die Arbeit in ihren beiden Aspekten – dem unmittelbaren als Hausarbeit und dem verborgeneren als Weiblichkeit aufzunehmen.

Gegen den Vorwurf des „Ökonomismus“ sollten wir uns daran erinnern, daß Geld Kapital ist, das heißt die Macht, Arbeit zu kommandieren. Deshalb ist die Aneignung des Geldes, das die Frucht unserer Arbeit ist – und der Arbeit unserer Mütter und Großmütter –, gleichzeitig ein Angriff auf die Macht des Kapitals, uns Zwangsarbeit abzuverlangen. Und wir sollten die Macht des Lohns bei der Entmystifizierung unserer Weiblichkeit und dem Sichtbarmachen unserer Arbeit – unserer Weiblichkeit als Arbeit – nicht geringschätzen, da doch gerade das Fehlen eines Lohns so wirksam war, diese Rolle zu schaffen und unsere Arbeit zu verbergen. Die Forderung nach Lohn für Hausarbeit deckt auf, daß unsere Köpfe, unsere Körper und unsere Gefühle für eine bestimmte Funktion, und in einer bestimmten Funktion, verzerrt wurden und daß sie uns dann als ein Modell wieder aufgestülpt wurden, dem wir uns alle anpassen müssen, wenn wir in dieser Gesellschaft als Frau akzeptiert sein wollen.

Wenn wir Lohn für Hausarbeit fordern, legen wir die Tatsache offen, daß Hausarbeit bereits Geld, und zwar Geld für das Kapital ist, daß das Kapital aus unserem Kochen, Lächeln, Vögeln schon immer Geld herausgeschlagen hat. Gleichzeitig zeigt diese Forderung, daß wir all die Jahre nicht deshalb gekocht, gelächelt und gevögelt haben, weil es uns leichter fiel als anderen, sondern weil wir keine andere Wahl hatten. Unsere Gesichter verzerrten sich von so viel Lächeln, wir verloren unsere Liebesfähigkeit von so viel Liebe, unsere Behandlung als Sexualobjekt hat uns völlig entsexualisiert zurückgelassen.

Lohn für Hausarbeit ist nur der Anfang, aber der Sinn ist klar: *Von jetzt an müssen sie uns bezahlen, weil wir als Frauen für nichts mehr Garantie übernehmen.* Wir wollen Arbeit nennen, was Arbeit ist, so daß wir vielleicht wieder entdecken können, was Liebe ist, und unsere Sexualität finden, die wir noch nie gekannt haben. Und was unsere Arbeit angeht, können wir nicht nur einen Lohn, sondern viele fordern, weil wir in viele Arbeiten gleichzeitig hineingezwungen werden. Wir sind Dienstmädchen, Prostituierte, Krankenschwestern, Kindermädchen, Psychoanalytiker; das ist die Quintessenz der „heroischen“ Gattin, die am „Muttertag“ gefeiert wird. Wir sagen: hört auf damit, unsere Ausbeutung zu feiern, unseren vermeintlichen Heroismus. Von jetzt an wollen wir Geld für jeden kleinsten Teil davon, damit wir etwas davon verweigern können und vielleicht auch alles. In dieser Bezie-

hung kann nichts wirksamer sein, als zu zeigen, daß unsere weiblichen Tugenden einen berechenbaren Geldwert haben – bis heute nur für das Kapital –, der in dem Maß unserer Niederlage zunahm; von jetzt an gegen das Kapital und für uns, in dem Maß, in dem wir unsere Macht organisieren.

Der Kampf um soziale Dienstleistungen

Lohn für Hausarbeit ist die radikalste Perspektive für uns, denn: wir können zwar alles mögliche fordern, Kindertagesstätten, gleiche Bezahlung, Gratis-Waschsalons, – wir werden aber keine wirkliche Veränderung erreichen, wenn wir unsere weibliche Rolle nicht von der Wurzel her in Frage stellen. Unser Kampf für soziale Dienstleistungen, das heißt für bessere Arbeitsbedingungen, wird immer enttäuscht werden, wenn wir nicht erst einmal klarstellen, daß unsere Arbeit Arbeit ist. Wenn wir nicht gegen diese Arbeit in ihrer Gesamtheit ankämpfen, können wir auch in Teilfragen keinen Sieg erringen. Wir scheitern in unserem Kampf für Gratis-Waschsalons, wenn wir nicht zuerst gegen die Tatsache kämpfen, daß wir nur um den Preis endloser Arbeit lieben können, die tagtäglich unsere Körper, unsere Sexualität, unsere sozialen Beziehungen verkrüppelt; wenn wir nicht erst der Erpressung entgegen, durch die unser Bedürfnis, Liebe zu geben und Liebe zu empfangen, gegen uns gewendet wird als Arbeitspflicht, deretwegen wir dauernd gegen unseren Mann, unsere Kinder und Freunde aggressiv sind und zugleich schuldbewußt wegen dieser Aggressionen. Ein zweiter Job ändert diese Rolle nicht, wie viele Jahre Frauenarbeit außer Haus zur Genüge bezeugen. Der zweite Arbeitsplatz steigert nicht nur unsere Ausbeutung, sondern reproduziert einfach unsere Rolle in verschiedenen Formen. Wo immer wir uns hinwenden, können wir sehen, daß die Berufe von Frauen eine bloße Verlängerung der Situation der Hausfrau in all ihren Verzweigungen sind. Nicht nur, daß wir Kindergärtnerinnen, Dienstmädchen, Lehrerinnen, Sekretärinnen werden – alles Funktionen, für die wir zuhause gut ausgebildet wurden –, sondern wir sind darüber hinaus in genau derselben Weise gebunden, die unseren Kampf im Haus behindert: Isolation, die Tatsache, daß das Leben anderer Menschen von uns abhängt, und die Unmöglichkeit, zu erkennen, wo unsere Arbeit anfängt und aufhört, wo unsere Arbeit endet und unsere Bedürfnisse anfangen. Dem Chef Kaffee bringen und mit ihm über seine Eheprobleme reden, gehört das zur Arbeit einer Sekretärin oder ist es eine persönliche Zuwendung? Ist die Tatsache, daß wir uns bei der Arbeit um unser Aussehen sorgen müssen, eine Arbeitsbedingung oder weibliche Eitelkeit? (Bis vor kurzem wurden Stewardessen in den USA regelmäßig gewogen und mußten ununterbrochen auf Schlankheitsdiät leben – eine Tortur, die alle

Frauen kennen, — aus Angst vor Entlassung. Oft sagt man — nämlich dann, wenn es die Zwänge des kapitalistischen Arbeitsmarktes erfordern, — „Eine Frau kann jede Arbeit machen, ohne ihre Weiblichkeit zu verlieren“, was schlicht heißt: was immer du auch tust, du bleibst doch eine Votze).

Was den Vorschlag der Sozialisierung und der Kollektivierung der Hausarbeit angeht, reichen ein paar Beispiele aus, um eine Trennungslinie zu ziehen zwischen diesen Alternativen und unserer Perspektive. Es ist eine Sache, einen Kinderladen so einzurichten, wie wir es wollen, und zu verlangen, daß der Staat dafür bezahlt. Es ist eine ganz andere Sache, dem Staat unsere Kinder auszuliefern und ihn zu bitten, auf sie aufzupassen, sie zu disziplinieren und ihnen beizubringen, die amerikanische Flagge nicht nur 5, sondern 15 oder 24 Stunden am Tag zu ehren. Es ist eine Sache, gemeinsam herauszufinden, wie wir essen wollen (allein, in Gruppen, usw.), und dann vom Staat dafür Geld zu verlangen, und es ist genau das Gegenteil, den Staat aufzufordern, unser Essen zu organisieren. In dem einen Fall gewinnen wir ein Stück Kontrolle über unser Leben zurück, in dem anderen erweitern wir die Kontrolle des Staats über uns.

Der Kampf gegen Hausarbeit

Manche Frauen fragen: wie kann Lohn für Hausarbeit das Verhalten unserer Ehemänner uns gegenüber verändern? Werden unsere Ehemänner nicht dieselben Dienste wie vorher von uns erwarten oder sogar noch mehr, wenn wir erst dafür bezahlt werden? Diese Frauen sehen nicht, daß *die Männer gerade deshalb so viel von uns verlangen können, weil wir für unsere Arbeit nicht bezahlt werden*, weil die Männer davon ausgehen, daß diese Arbeit „Frauensache“ ist und uns nicht viel Anstrengung kostet. Die Männer nehmen unsere Dienste an und genießen sie, weil sie denken, daß die Hausarbeit uns leicht fällt, daß wir sie gern machen und daß wir sie um ihrer Liebe willen tun. Sie erwarten tatsächlich von uns, daß wir ihnen dankbar sind, wenn sie uns heiraten oder wenn sie mit uns leben, weil sie uns dadurch die Chance geben, richtige Frauen zu werden (das heißt, ihnen zu dienen): „Du kannst glücklich sein, einen Mann wie mich gefunden zu haben.“ Nur wenn die Männer unsere Arbeit als Arbeit — unsere Liebe als Arbeit — und vor allem *unsere Entschlossenheit, beides zu verweigern*, sehen, werden sie ihr Verhalten uns gegenüber ändern. Wenn hunderte und tausende von Frauen auf die Straße gehen und laut sagen, daß endloses Putzen, ununterbrochene Bereitstellung emotionaler Zuwendung, Vögeln auf Kommando — aus Angst, den Arbeitsplatz zu verlieren —, daß das alles harte, verhaßte Arbeit ist, die unser Leben vergeudet, dann werden die Männer aufschrecken, und sich als Män-

ner angegriffen fühlen. Aber das ist das Beste, was ihnen passieren kann, im Sinn ihrer eigenen Interessen: denn indem wir enthüllen, wie das Kapital uns gespalten hat (das Kapital hat sie durch uns diszipliniert und uns durch sie, die einen durch die anderen), eröffnen wir — ihre Stützen, ihre Sklavinnen, ihre Fesseln — den Prozeß ihrer Befreiung. In diesem Sinn erzieht Lohn für Hausarbeit die Männer viel mehr als der Versuch, ihnen zu beweisen, daß wir genau so gut wie sie arbeiten können. Wir überlassen diese löbliche Anstrengung der „Karrierefrau“, der Frau, die ihrer Unterdrückung nicht durch die Macht der Solidarität und des Kampfes entkommt, sondern durch die Macht der Männerherrschaft, durch die Macht zu unterdrücken — meist andere Frauen. Und wir brauchen auch nicht mehr zu beweisen, daß wir in den männlichen Arbeitsmarkt einbrechen können. Sehr viele von uns haben diese Hürde schon vor langer Zeit genommen und entdeckt, daß Arbeitsmittel uns nicht mehr Macht geben als Schürzen; womöglich sogar weniger weil wir jetzt beides zu ertragen hatten und damit weniger Zeit und Energie zum Kämpfen hatten. *Was wir beweisen müssen, ist unsere Fähigkeit, offenzulegen, was wir bereits tun, was das Kapital uns antut und was unsere Macht im Kampf dagegen ist.*

Unglücklicherweise fürchten viele Frauen, besonders alleinstehende, die Lohn-für-Hausarbeits-Perspektive, weil sie Angst haben, auch nur eine Sekunde lang als Hausfrau identifiziert zu werden. Sie wissen, daß dies die ohnmächtigste Stellung in unserer Gesellschaft ist, und deshalb wollen sie nicht wahrhaben, daß auch sie Hausfrauen sind. Genau dies ist ihre Schwäche, eine Schwäche, die durch einen Mangel an Selbstbewußtsein unterstützt und verewigt wird. Wir wollen und müssen sagen, daß wir alle Hausfrauen sind, daß wir alle Prostituierte sind und daß wir alle lesbisch sind, denn solange wir unsere Versklavung nicht erkennen, können wir auch unseren Kampf gegen sie nicht erkennen; denn solange wir denken, wir seien etwas anderes, etwas besseres als eine Hausfrau, akzeptieren wir die Logik der Männerherrschaft, die die Logik der Spaltung ist und für uns die Logik der Sklaverei. Wir sind alle Hausfrauen, denn egal wo wir stehen, sie können immer zählen auf mehr Arbeit von uns, auf mehr Angst unsererseits, unsere Forderungen aufzustellen, und auf weniger Druck auf sie, um Geld zu kriegen: denn sie hoffen, daß unsere Gedanken woanders hin gerichtet sind, auf jenen Mann in Gegenwart oder in Zukunft, der uns „versorgen“ wird.

Und wir täuschen auch uns selbst, wenn wir denken, der Hausarbeit entfliehen zu können. Wie viele von uns sind ihr denn entkommen, trotz der Arbeit außerhalb des Hauses? Und können wir wirklich so leicht den Gedanken, mit einem Mann zu leben, beiseiteschieben? Was, wenn wir unseren Job verlieren? Wie ist es mit dem Altwerden und dem Verlust der geringen Macht, die Jugend (Produktivität) und Attraktivität (weibliche Produktivität) uns heute einbringen? Und wie ist es mit Kindern? Wer-

den wir doch einmal bedauern, uns gegen Kinder entschieden zu haben, ohne die Chance gehabt zu haben, die Frage realistisch zu stellen? Und können wir uns lesbische Beziehungen leisten? Sind wir bereit, den möglichen Preis der Isolation und des Ausschlusses zu bezahlen? Aber können wir uns umgekehrt wirklich Beziehungen mit Männern leisten?

Die Frage ist: warum sollen dies unsere einzigen Alternativen sein und welche Art von Kampf wird uns über diese Grenze hinausbringen?

New York 1974

Silvia Federici ist Mitglied des New Yorker Wages for Housework Committee.

Impressum

Umschlag-Collage: Mojkin
 Verlag: Selbstverlag c/o Pieke Biermann, Berlin
 Satz: Irma Grininger, Berlin
 Repro: Viva, Berlin
 Druck: Oktober, Berlin
 Vertrieb: Frauenbuchvertrieb, Berlin
 © 1974 Silvia Federici
 © 1977 Pieke Biermann (Dt. Übersetzung)
 1. Auflage Mai 1977

Kontaktadressen der Kampagne um Lohn für Hausarbeit:

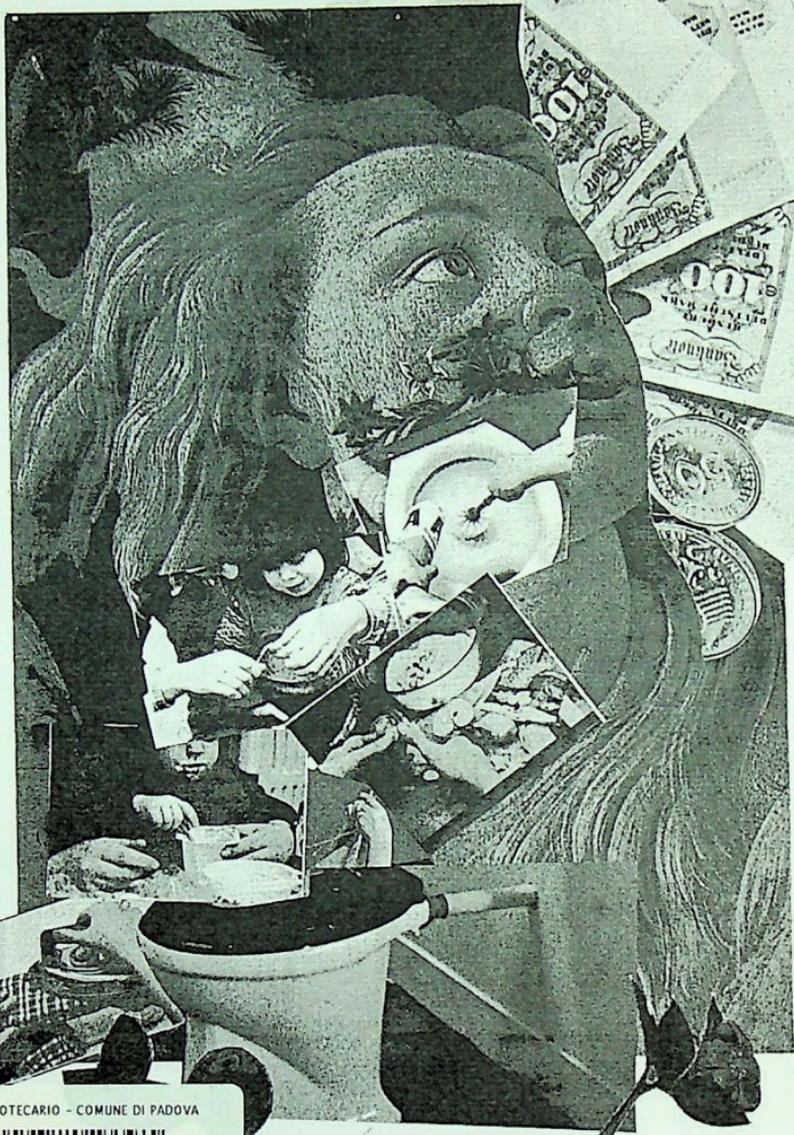
- Berlin:** Pieke Biermann, Belziger Straße 29. 1-62
 Gisela Bock, Treuchtlinger Straße 1 1-30
- Bremen:** Ute Brockhaus, Albrecht-Dürer-Straße 9
- England:** WfH-Committee, 20 Staverton Rd., NW 2 London, 450 83 26 und:
 Larch Road, NW 2, 452 13 38.
 Wages Due Lesbians, 961 37 09 (Anne)
- USA:** LfH-Zentrum in New York: WfH Committee, 288 B 8th St. Brooklyn NY 112 15
 Schwarze Frauen für LfH: BWFWFH 100 Boerum Place Brooklyn NY 112 01/965 41 12
 Los Angeles: Beth Ingber, 440 3/4 North Lake St. L.A. Cal. 900 62 484 11 67.
- Canada:** Wages for Housework Committee c/o Judy Ramirez, 589 College St., Toronto, Ont.
 Wages Due Lesbians: PO Box 38 Station E Toronto/Ont. 466 74 57
- Italien:** Comitato Triveneto per il salario al lavoro domestico: Piazza Eremittani 26, Padua, 65 30 16.
- Schweiz:** „Bezahlt uns die Hausarbeit“: Zürich, Tel.: 56 53 85 (Marianne)
 Salaire au travail menager. c/o Viviane Luisier, 3, rue J.J. de Sellon, 1201 Genf, T. 021 / 33 51 12.

Zum Lesen:

Reihe Lohn für Hausarbeit: Materialien für eine internationale feministische Strategie, Selbstverlag / Frauenbuchvertrieb Berlin bisher erschienen:

- Nr. 1 Pieke Biermann, *Das Herz der Familie*
 Nr. 2 Silvia Federici, *Lohn GEGEN Hausarbeit*
 in Vorbereitung:
 Nr. 3 Nicole Cox / Silvia Federici, *Gegenoffensive aus der Küche*
 Nr. 4 Selma James, *Frauen gegen den Staat: alleinstehende Mütter kämpfen um Geld*

- Schwerpunkt Lohn für Hausarbeit in der Berliner Frauenzeitung COURAGE, März 1977
- Gisela Bock / Barbara Duden, *Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit: Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus*, in: Frauen und Wissenschaft – Dokumente der Sommeruniversität für Frauen in Berlin 1976, Courage-Verlag 1977 Berlin
- Mariarosa Dalla Costa / Selma James, *Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft*, Merve-Verlag 1973 Berlin
- *Lohn für die Hausarbeit, oder: Auch Berufstätigkeit macht nicht frei*, hrsg. von Frauenoffensive, Trikont-Verlag 1974 München



SISTEMA BIBLIOTECARIO - COMUNE DI PADOVA



SBC000185334

Silvia Federici

LOHN FÜR HAUSARBEIT NR. 2: SILVIA FEDERICI, LOHN GEGEN HAUSARBEIT

Counter-Planning from the Kitchens

(mit Nicole Cox)

Dieser Beitrag wurde ursprünglich als Replik auf einen Artikel von Carol Lopate geschrieben, der unter dem Titel „Frauen und die Bezahlung der Hausarbeit“ in der Zeitschrift *Liberation* erschien.¹ Unsere Replik wurde von den Herausgeber_innen der Zeitschrift abgelehnt. Wir veröffentlichten sie nun, weil Lopate offener als andere die Annahmen der Linken und das gegenwärtige Verhältnis der Linken zur internationalen feministischen Bewegung artikuliert. Durch die Veröffentlichung dieses Dokuments eröffnen wir keine sterile Debatte mit der Linken, sondern wir schließen eine solche Debatte ab.

»Seit Marx ist es klar, daß das Kapital durch den Lohn herrscht und sich entwickelt, d.h. seit die Grundlage der kapitalistischen Gesellschaft der Lohnarbeiter ist und seine direkte Ausbeutung. Von den Organisationen der Arbeiterbewegung ist niemals erkannt noch jemals in ihre Überlegungen einbezogen worden, daß gerade durch den Lohn die Ausbeutung der Nicht-Lohnarbeiter organisiert wird. Diese Form der Ausbeutung war noch effektiver, weil das Fehlen eines Lohns sie verschlechterte [...]. [...] *Die Frauenarbeit erscheint daher als persönliche Dienstleistung außerhalb des Kapitals.*«²

Es ist kein Zufall, dass verschiedene linke Zeitschriften in den letzten Monaten Angriffe auf die Lohn-für-Hausarbeit-Kampagne veröffentlicht haben. Die Linke hat sich stets bedroht gefühlt, wenn die Frauenbewegung eine unabhängige Position bezogen hat. Die Linke begreift, dass diese Perspektive Implikationen hat, die über die „Frauenfrage“ hinausweisen und einen Bruch mit ihrer vergangenen und gegenwärtigen

1 Liberation, 8 (1974), 8, S. 8–11.

2 Mariarosa Dalla Costa, Die Frauen und der Umsturz der Gesellschaft, in: Selma James (Hg.), Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft, Berlin 1973, S. 22–66, hier S. 33 f.

Politik darstellen, sowohl hinsichtlich der Frauen als auch hinsichtlich der übrigen Arbeiter_innenklasse. Tatsächlich ist das Sektierertum, das die Linke in ihrem Verhältnis zu Frauenkämpfen traditionell an den Tag gelegt hat, eine Folge ihres oberflächlichen Verständnisses der Art und Weise, in der der Kapitalismus seine Herrschaft ausübt, aber auch der Richtung, die im Klassenkampf einzuschlagen ist, wenn diese Herrschaft überwunden werden soll.

Im Namen des „Klassenkampfes“ und des „gemeinsamen Interesses der Arbeiterklasse“ hat die Linke stets bestimmte Sektoren der Arbeiter_innenklasse zu revolutionären Subjekten erklärt und andere zu einer bloßen Nebenrolle innerhalb der von diesen Sektoren geführten Kämpfe verurteilt. Damit hat die Linke in ihren organisatorischen und strategischen Zielen eben die Klassenspaltungen reproduziert, die für die kapitalistische Arbeitsteilung charakteristisch sind. In dieser Hinsicht ist sich die Linke in strategischen Fragen einig, trotz der Vielfalt ihrer taktischen Positionen. Wenn es um die Bestimmung der revolutionären Subjekte geht, verbünden sich Stalinist_innen, Trotzkiist_innen, libertäre Anarchist_innen sowie die Alte und die Neue Linke, vereint in ihren Grundannahmen und in den Argumenten, mit denen sie für ihre gemeinsame Sache streiten.

Sie bieten uns „Entwicklung“

Die Linke hat den Lohn als das Kriterium akzeptiert, anhand dessen die Arbeit von der Nicht-Arbeit, die Produktion vom Parasitismus und die potentielle Macht von der Machtlosigkeit zu unterscheiden sind. Damit entzieht sich die ungeheure Menge nicht entlohnter Arbeit, die Frauen im Haushalt für das Kapital leisten, ihren Analysen und ihrer Strategie. Von Lenin über Gramsci bis hin zu Juliet Mitchell herrscht in der gesamten linken Tradition Einigkeit über die marginale Bedeutung der Hausarbeit für die Reproduktion des Kapitals, und der Hausfrau für den revolutionären Kampf. Der Linken zufolge leiden Frauen, als Hausfrauen, nicht unter dem Kapital, sondern unter seiner Abwesenheit. Unser Problem bestehe also darin, dass es dem Kapital nicht gelungen sei, bis in unsere Küchen

und Schlafzimmer vorzudringen. Das habe zwei Konsequenzen. Erstens würden unsere Kämpfe auf einer feudalen, vorkapitalistischen Stufe verbleiben, und zweitens sei das, was wir in unseren Küchen und Schlafzimmern tun, für den sozialen Wandel ohne Bedeutung. Wenn sich unsere Küchen außerhalb des Kapitals befinden, dann wird es unserem Kampf um ihre Zerstörung natürlich auch nie gelingen, das Kapital zu stürzen.

Die Frage, warum das Kapital den Fortbestand von so viel unprofitabler und unproduktiver Arbeit zulässt, wird von der Linken nie gestellt, denn die Linke ist überzeugt von der Irrationalität des Kapitals und von dessen Unfähigkeit zur Planung. Ironischerweise hat die Linke aus ihrer Unwissenheit über das spezifische Verhältnis der Frauen zum Kapital eine Theorie weiblicher Rückständigkeit gemacht, die wir nur über den Weg durchs Fabrikrot überwinden könnten. So führt die Logik einer Analyse, der zufolge die Frauenunterdrückung auf den Ausschluss der Frauen aus kapitalistischen Verhältnissen zurückgeht, unweigerlich zu einer Strategie, die vorsieht, dass wir uns in diese Verhältnisse hineinbegeben, anstatt sie zu zerstören.

In diesem Sinne gibt es einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen der Strategie der Linken gegenüber den Frauen und ihrer Strategie gegenüber der „Dritten Welt“. So, wie sie Frauen in die Fabrik führen will, will sie auch Fabriken für die „Dritte Welt“. In beiden Fällen wird angenommen, dass die „Unterenwickelten“ – also diejenigen von uns, die keinen Lohn erhalten und auf einem niedrigeren technischen Niveau arbeiten – im Vergleich zur „echten Arbeiterklasse“ rückständig sind und nur zu ihr aufschließen können, indem wir es zu einem weiter fortgeschrittenen Typus kapitalistischer Ausbeutung, einem größeren Anteil an der Fabrikarbeit bringen. In beiden Fällen handelt es sich bei dem Kampf, den die Linke den nicht Entlohnerten, den „Unterenwickelten“ anbietet, nicht um einen Kampf gegen das Kapital, sondern um einen Kampf für das Kapital in einer stärker rationalisierten, entwickelten und produktiven Form. In unserem Fall bieten sie uns nicht nur das „Recht auf Arbeit“ (das bieten sie auch jeder Arbeiter_in), sondern auch das Recht, mehr zu arbeiten und noch stärker ausgebeutet zu werden.

Ein neues Kampfferrain

Die politische Grundlage der Lohn-für-Hausarbeit-Kampagne ist die Zurückweisung dieser kapitalistischen Ideologie, die das Fehlen von Lohn und einen niedrigen Stand technischer Entwicklung gleichsetzt mit politischer Rückständigkeit, mit Machtlosigkeit und schlussendlich auch mit der Notwendigkeit, uns vom Kapital organisieren zu lassen, um uns selbst zu organisieren. Wir weigern uns zu akzeptieren, dass unsere Bedürfnisse sich von denen der übrigen Arbeiter_innenklasse unterscheiden, weil wir keinen Lohn erhalten oder auf einem niedrigeren technischen Niveau arbeiten (beides hängt eng miteinander zusammen). Wir weigern uns zu akzeptieren, dass ein männlicher Automobilarbeiter in Detroit gegen das Fließband kämpfen kann, auf der Grundlage der Küchen in der Metropole, oder auch der Felder und Küchen der „Dritten Welt“, während wir eben die Fabrikarbeit anstreben sollen, die Arbeiter_innen auf der ganzen Welt immer häufiger verweigern. Unsere Zurückweisung der linken Ideologie fällt in eins mit unserer Zurückweisung kapitalistischer Entwicklung als Weg zur Befreiung, genauer gesagt mit unserer Zurückweisung des Kapitalismus in jeglicher Form. Diese Zurückweisung beinhaltet auch eine neue Definition des Kapitalismus und der Arbeiter_innenklasse, also eine neue Einschätzung der Kräfte und Bedürfnisse der Klasse.

Lohn für Hausarbeit ist also keine Forderung unter anderen, sondern eine politische Perspektive, die den Zugang zu einem neuen Kampfferrain eröffnet, ausgehend von den Frauen, aber im Sinne der gesamten Arbeiter_innenklasse.³ Das muss betont werden, da eine Gemeinsamkeit der linken Angriffe auf unsere Kampagne darin besteht, Lohn für Hausarbeit auf eine Forderung zu reduzieren, um diese dann zu diskreditieren und den von ihr aufgeworfenen politischen Fragen auszuweichen.

Lopates Artikel „Frauen und die Bezahlung der Hausarbeit“ ist beispielhaft für diese Tendenz. Das Problem wird bereits in der Überschrift, wo von „Bezahlung der Hausarbeit“ die Rede ist, verfälscht, denn der Lohn ist nicht einfach eine gewisse

3 Silvia Federici, *Wages Against Housework*, New York 1975.

Menge Geld, sondern Ausdruck des Kräfteverhältnisses zwischen Kapital und Arbeiter_innenklasse. Auf subtilere Weise wird Lohn für Hausarbeit dann diskreditiert, wenn behauptet wird, diese Perspektive sei aus Italien importiert worden und für die Situation in den USA nur von geringer Bedeutung, da Frauen in den USA ja „tatsächlich arbeiten“ würden.⁴ Das ist ein weiteres Beispiel für Fehlinformation. *Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft* – die einzige Quelle, auf die Lopate sich bezieht – verweist auf den internationalen Kontext, aus dem Lohn für Hausarbeit hervorgegangen ist. In jedem Fall ist es beim gegenwärtigen Stand der internationalen Integration des Kapitals unerheblich, wo die geographischen Ursprünge von Lohn für Hausarbeit liegen. Wichtig ist die *politische* Genese: die Weigerung, Arbeit, Ausbeutung und die Macht, sich dagegen aufzulehnen nur am Vorhandensein eines Lohnes festzumachen. In unserem Fall geht es um die Aufhebung der Unterscheidung zwischen Frauen, „die arbeiten“ und Frauen, „die nicht arbeiten“ (da sie „nur Hausfrauen“ sind), eine Unterscheidung, die impliziert, dass nicht entlohnte Arbeit keine Arbeit ist, dass Hausarbeit keine Arbeit ist und dass paradoxerweise nur in den USA Frauen arbeiten und kämpfen, weil dort viele einen zweiten Job haben. Die Arbeit, die Frauen im Haushalt leisten, nicht zu sehen, bedeutet blind zu sein für die Arbeit und die Kämpfe der überwiegenden Mehrheit der Weltbevölkerung, die nicht entlohnt wird. Es bedeutet zu ignorieren, dass das amerikanische Kapital auf der Grundlage nicht nur von Lohnarbeit, sondern auch von Sklavenarbeit aufgebaut worden ist, und dass es bis zum heutigen Tag gedeiht dank der Arbeit, die Millionen von Frauen und Männern auf den Feldern, in den Küchen und in den Gefängnissen der USA und der ganzen Welt leisten.

4 Lopate: „Die Forderung, Hausarbeit zu bezahlen stammt aus Italien, wo die überwiegende Mehrheit der Frauen aller Klassen noch immer im Haushalt verbleibt. In den USA arbeiten mehr als die Hälfte der Frauen tatsächlich“ (S. 9).

Die verborgene Arbeit

Wenn wir mit uns selbst als Frauen beginnen, wissen wir, dass ein Tag für das Kapital geleistete Arbeit nicht unbedingt zu einem Lohnscheck führt, und dass er nicht an den Faktoren beginnt und endet. Und so entdecken wir das Wesen und das Ausmaß der Hausarbeit neu. Denn sobald wir von den Socken, die wir stopfen und den Mahlzeiten, die wir zubereiten, aufblicken, um uns die Gesamtheit unseres Arbeitstages anzusehen, erkennen wir, dass dieser Arbeitstag zwar nicht dazu führt, dass wir einen Lohn erhalten, dass wir aber nichtsdestotrotz das kostbarste Produkt erzeugen, das es auf dem kapitalistischen Markt gibt: Arbeitskraft. Hausarbeit ist weitaus mehr als Hausreinigung. Sie besteht in der physischen, emotionalen und sexuellen Wärtung der Lohnverdiener: darin, diese Lohnverdiener Tag für Tag auf die Arbeit vorzubereiten. Sie besteht darin, unsere Kinder – zukünftige Arbeiter_innen – zu betreuen, sie von Geburt an und durch ihre Schulzeit hindurch zu unterstützen und dabei sicherzustellen, dass sie sich so verhalten, wie es im Kapitalismus von ihnen erwartet wird. Das bedeutet, dass sich hinter jeder Fabrik, jeder Schule, jedem Büro und jedem Bergwerk die verborgene Arbeit von Millionen Frauen verbirgt, die ihr Leben und ihre Arbeit zur Verfügung gestellt haben, um die Arbeitskraft zu produzieren, die in diesen Fabriken, Schulen, Büros und Bergwerken zum Einsatz kommt.⁵

Das ist der Grund, weshalb Hausarbeit und die Familie sowohl in den „entwickelten“ als auch in den „unterentwickelten“ Ländern und bis auf diesen Tag die tragenden Säulen

5 Mariarosa Dalla Costa, Community, Factory and School from the Woman's Viewpoint: „Die Community ist im Wesentlichen der Ort der Frau, in dem Sinne, dass sie der Ort ist, an dem Frauen in Erscheinung treten und unmittelbar ihre Arbeitskraft verausgaben. Aber die Fabrik ist ebenso sehr ein Ort, an dem sich die Arbeit der Frauen verkörpert. Sie treten dort nicht in Erscheinung, sondern es gibt dort nur Männer, aber die Frauen haben ihre Arbeit an diese Männer weitergegeben. Auf die gleiche Weise verkörpert die Schule die Arbeit von Frauen. Sie treten zwar auch dort nicht in Erscheinung, aber sie haben ihre Arbeit an die Schüler weitergegeben, die sich jeden Tag aufs Neue einfinden, nachdem ihre Mütter ihnen etwas zu essen bereitet, sie gepflegt und ihnen die Kleider gebügelt haben.“

der kapitalistischen Produktion sind. Das Vorhandensein einer gefestigten, gut disziplinierten Arbeiter_innenschaft stellt auf jeder Stufe der kapitalistischen Entwicklung eine wesentliche Bedingung der Produktion dar. Unsere Arbeitsbedingungen unterscheiden sich von Land zu Land. In manchen Ländern werden wir zu einer intensiven Kinderproduktion gezwungen, in anderen wird uns gesagt, dass wir uns nicht reproduzieren sollen, vor allem dann nicht, wenn wir Schwarz sind oder Wohlfahrtsleistungen beziehen, da wir dann nur „Unruhestifter“ reproduzieren würden. In manchen Ländern produzieren wir ungelernete Arbeitskräfte für die Feldarbeit, in anderen Facharbeiter_innen und Techniker_innen. Doch unsere unentlohnte Arbeit und die Funktion, die wir für das Kapital erfüllen, sind in jedem Land dieselben.

Eine zweite Arbeit anzunehmen hat uns noch nie von der ersten befreit. Zwei Arbeiten zu erledigen, hat für Frauen immer nur bedeutet, über noch weniger Zeit und Energie für den Kampf gegen beide zu verfügen. Hinzu kommt, dass eine Frau, die Vollzeit arbeitet, im Haushalt und möglicherweise auch noch außerhalb des Haushalts, weitere Arbeitsstunden aufbringen muss, um ihre eigene Arbeitskraft zu reproduzieren, und Frauen kennen die Tyrannei dieser Aufgabe nur zu gut, denn ohne ein hübsches Kleid und eine hübsche Frisur bekommen sie keine Arbeit, weder auf dem Heirats- noch auf dem Lohnarbeitsmarkt.

Wir haben also unsere Zweifel, ob in den USA „Schulen, Kindertagesstätten und das Fernsehen den Frauen einen Großteil der Verantwortung für die Sozialisierung ihrer Kinder abgenommen“ haben, und ob „kleinere Haushalte und die Mechanisierung der Hausarbeit bedeutet haben, dass der Hausfrau potentiell viel mehr Freizeit bleibt.“⁶

Kindertagesstätten haben uns noch nie freie Zeit verschafft, die wir auf uns selbst verwenden könnten, sondern nur Zeit für weitere Arbeit. Was die Technik angeht, so sind die USA das Land, in dem wir das Gefälle erkennen zwischen gesellschaftlich verfügbarer Technik und der Technik, die uns in der Küche

6 Lopate, S. 9.

tatsächlich zur Verfügung steht. Auch in diesem Fall ist es unser Status als unentlohnte Arbeiterinnen, der über Quantität und Qualität der Technik bestimmt, die wir erhalten. Denn: „Wenn man nicht stundenweise bezahlt wird, kümmert sich – wenigstens innerhalb bestimmter Grenzen – niemand darum, wie lange man für seine Arbeit braucht.“⁷ Wenn die Situation in den USA irgendetwas beweist, dann dass weder die Technik noch eine zweite Arbeit die Frauen von der Hausarbeit befreien können, und dass „es nicht weniger belastend ist, einen Techniker zu produzieren, als einen ungelerneten Arbeiter, wenn zwischen diesen beiden Schicksalen nicht die Weigerung der Frauen steht, umsonst zu arbeiten, unabhängig von dem technischen Niveau, auf dem diese Arbeit geleistet wird: die Weigerung der Frauen, nur zu leben, um zu produzieren, unabhängig davon, welche Art von Kind produziert wird.“⁸

Es muss noch klargestellt werden, dass unsere Aussage, bei der Arbeit, die wir im Haushalt leisten, handle es sich um kapitalistische Produktion, nicht den Wunsch ausdrückt, als Teil der „Produktivkräfte“ legitimiert zu werden, dass sie mit anderen Worten keinen Rückgriff auf Moralismus darstellt. Nur vom kapitalistischen Standpunkt aus betrachtet ist es eine moralische Tugend, produktiv zu sein – wenn nicht gar ein moralischer Imperativ. Vom Standpunkt der Arbeiter_innenklasse aus betrachtet bedeutet produktiv sein schlichtweg, ausgebeutet zu werden. Marx hat dies erkannt: „Produktiver Arbeiter zu sein ist [...] kein Glück, sondern ein Pech.“⁹ Wir beziehen daraus also wenig „Selbstachtung“. ¹⁰ Indem wir sagen, dass Hausarbeit ein Moment kapitalistischer Produktion ist, klären wir jedoch unsere spezifische Funktion innerhalb der kapitalistischen Ar-

7 Dalla Costa, Die Frauen und der Umsturz der Gesellschaft (wie Anm. 2), S. 34 f.

8 Dalla Costa, Community, Factory and School from the Woman's Viewpoint.

9 Karl Marx, Das Kapital, Bd. 1, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke (MEW), Bd. 23, S. 532.

10 Lopate, S. 9: „Es könnte durchaus sein, dass Frauen Lohnarbeiterinnen werden müssen, um die Unabhängigkeit und Selbstachtung zu erlangen, die die ersten Schritte zur Gleichheit sind.“

beitröung und die spezifischen Formen, die unsere Revolte dagegen annehmen muss. Wenn wir feststellen, dass wir Kapital produzieren, stellen wir letztlich fest, dass wir das Kapital zerstören können und wollen, und dass wir lieber das tun wollen, als einen aussichtslosen Kampf für unsere Verlegung von einer Form und Stufe der Ausbeutung auf eine andere zu führen.

Wir müssen auch klarstellen, dass wir uns keine „Kategorien aus der Welt des Marxismus borgen.“¹¹ Wir gestehen jedoch ein, dass wir weniger als Lopate dazu bereit sind, Marxens Werk zu verabschieden, da es uns eine Analyse geboten hat, die für das Verständnis unserer Funktion innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft unverzichtbar bleibt. Wir vermuten auch, dass es historische Gründe für Marxens scheinbare Gleichgültigkeit gegenüber der Hausarbeit gibt. Wir meinen nicht nur den gewissen Anteil an männlichem Chauvinismus, den Marx fraglos mit seinen Zeitgenossen teilt (und nicht nur mit ihnen), sondern auch die Tatsache, dass Kernfamilie und Hausarbeit zu dem Zeitpunkt, als Marx schrieb, erst noch vollständig hergestellt werden mussten.¹² Was Marx vor Augen hatte, war einerseits die proletarische Frau, die gemeinsam mit ihrem Mann und ihren Kindern in der Fabrik beschäftigt war, und andererseits die bürgerliche Frau, die ein Hausmädchen hatte und nicht selbst die Ware Arbeitskraft produzierte, unabhängig davon, ob sie sonst arbeitete oder nicht. Die Abwesenheit der Kernfamilie bedeutete nicht, dass Arbeiter_innen keine Paare bildeten und kopulierten. Es bedeutete jedoch, dass Familienbeziehungen und Hausarbeit unmöglich waren, da jedes Mitglied der Familie fünfzehn Stunden in der Fabrik verbrachte und weder Zeit noch Raum für ein Familienleben vorhanden waren.

In der Folge dezimierten Epidemien und Überarbeitung die Arbeiter_innenschaft. Wichtiger noch war, dass schubweise verlaufende proletarische Kämpfe England in den 1830er und 1840er Jahren an den Rand einer Revolution brachten. Erst dann ging das Kapital aufgrund seines Bedürfnisses nach einer

11 Lopate, S. 11.

12 Wir arbeiten jetzt zur Entstehung der Kernfamilie als einer Stufe in der Entfaltung kapitalistischer Verhältnisse.

stärker gefestigten und disziplinierten ArbeiterInnenenschaft dazu über, die Kernfamilie zu organisieren, und zwar als Zentrum der Arbeitskraftproduktion. Weit davon entfernt, eine vorkapitalistische Struktur zu sein, wurde die Familie, wie wir sie im „Westen“ kennen, vom Kapital und für das Kapital geschaffen: als eine Institution, die die Quantität und Qualität der Arbeitskraft ebenso gewährleisten soll wie deren Kontrolle. Daher gilt: „Wie die Gewerkschaft schützt die Familie den Arbeiter, aber gewährleistet gleichzeitig, daß weder er noch sie jemals etwas anderes als Arbeiter sein werden. Und das ist der Grund, warum der Kampf der Frauen der Arbeiterklasse gegen die Familie entscheidend ist.“¹³

Unsere nicht entlohnte Arbeit als Disziplinierung

Die Familie ist im Wesentlichen die Institutionalisierung unserer nicht entlohten Arbeit sowie unserer im Fehlen eines Lohnes begründeten Abhängigkeit von Männern und folglich auch die Institutionalisierung einer ungleichen Machtverteilung, die uns nicht weniger diszipliniert hat als die Männer. Denn unsere Lohnlosigkeit und unsere Abhängigkeit haben Männer an ihre Arbeit gebunden, indem sie sichergestellt haben, dass diese Männer immer dann, wenn sie ihre Arbeit verweigern wollten, mit den von ihrem Lohn abhängigen Frauen und Kindern konfrontiert sein würden. Hier liegt die Grundlage jener „alten Gewohnheiten – der Männer, aber auch von uns Frauen“, von denen Lopate feststellt, dass sie schwer zu überwinden seien. Es ist kein Zufall, dass es für einen Mann schwierig ist, „besondere Zeitpläne einzufordern, damit er sich im gleichen Ausmaß wie die Frau an der Kindererziehung beteiligen kann.“¹⁴ Ein Grund, weshalb Männer keine Teil-

13 Dalla Costa, Die Frauen und der Umsturz der Gesellschaft (wie Anm. 2), S. 48.

14 Lopate, S. 11: „Die meisten von uns Frauen, die in ihrem eigenen Leben für eine solche Umstrukturierung gekämpft haben, sind periodisch verzweifelt. Zunächst waren da die alten Gewohnheiten – der Männer, aber auch von uns Frauen – die überwunden werden mussten. Und dann waren da noch die realen Zeitprobleme. [...] Man frage einen beliebigen Mann, wie schwierig es ist, Teilschichtverhältnisse durchzusetzen oder besondere

zeitarbeitsverhältnisse durchsetzen können, liegt darin, dass der männliche Lohn für das Überleben der Familie entscheidend ist, auch dann, wenn die Frau einen zweiten Lohn erhält. Und wenn wir „festgestellt haben, dass wir weniger aufzehrende Arbeit bevorzugten oder gefunden haben: Arbeit also, die uns mehr Zeit für die Haushaltspflege lässt“,¹⁵ dann liegt das daran, dass wir uns einer verstärkten Ausbeutung widersetzt haben: Wir wollten nicht erst in der Fabrik und dann zusätzlich noch (und viel schneller) zuhause aufgezehrt werden.

Dass wir für die Arbeit, die wir im Haushalt leisten, keinen Lohn erhalten, ist bisher auch der Hauptgrund für unsere schwache Position auf dem Lohnarbeitsmarkt gewesen. Die Arbeitgeber wissen, dass wir es gewohnt sind, umsonst zu arbeiten, und wir streben so verzweifelt nach etwas eigenem Geld, dass sie uns zu einem günstigen Preis bekommen. Da „weiblich“ und „Hausarbeit“ mittlerweile synonym sind, begleiten uns diese Identität und die „häuslichen Fertigkeiten“, die wir uns von Geburt an aneignen, überall hin. Das ist der Grund, weshalb weibliche Lohnarbeit so häufig eine Verlängerung der Hausarbeit darstellt. Am Ende unseres Weges zum Lohn steht oft nur zusätzliche Haushaltspflege. Die Tatsache, dass Hausarbeit nicht entlohnt wird, hat diesem gesellschaftlich vorgegebenen Zustand einen Schein von Natürlichkeit („Weiblichkeit“) verliehen, von dem wir betroffen sind, was wir auch tun. Lopate muss uns also nicht erklären, dass „die wesentliche Tatsache, die wir uns in Erinnerung rufen sollten“, darin besteht, „dass wir ein Geschlecht sind.“¹⁶ Seit Jahren schon sagt uns das Kapital, das wir nur zum Sex und Kinder machen taugen. Das ist die geschlechtliche Arbeitsteilung, und wir weigern uns, sie zu verewigen, wie es unweigerlich geschieht, wenn wir fragen: „Was bedeutet es wirklich, weiblich zu sein? Beinhaltet das überhaupt irgendwelche spezifischen, nonwendigen und dauerhaften Ei-

Zeitpläne einzufordern, damit er sich im gleichen Ausmaß wie die Frau an der Kindererziehung beteiligen kann.“

15 Ebd.

16 Lopate, S. 11: „Die wesentliche Tatsache, die wir uns in Erinnerung rufen sollten, besteht darin, dass wir ein GESCHLECHT sind.“

genschaften und wenn ja, welche?“¹⁷ Wer diese Frage stellt, lädt zu einer sexistischen Antwort ein. Wer soll bestimmen, wer wir sind? Alles, was wir jetzt wissen können, ist, wer wir nicht sind, und zwar in dem Ausmaß, in dem wir durch unseren Kampf die Macht erlangen, mit unserer vorgegebenen gesellschaftlichen Identität zu brechen. Die herrschende Klasse und diejenigen, die Herrschaft anstreben, sind es, die die Existenz einer natürlichen und für alle Zeit geltenden menschlichen Persönlichkeit annehmen – um ihre Macht über uns zu verewigen.

Glorifizierung der Familie

Es überrascht nicht, dass Lopates Suche nach dem Wesen der Weiblichkeit in einer unverhohlenen Glorifizierung nicht entlohnter Arbeit mündet, sowohl im Haushalt als auch im Allgemeinen:

„Traditionellerweise sind Haushalt und Familie die einzige Nische innerhalb des kapitalistischen Lebens gewesen, in der Menschen sich aus Liebe oder Fürsorge um einander kümmern können, auch wenn sie es oft aufgrund von Angst und Herrschaft tun. Eltern pflegen ihre Kinder zumindest teilweise aus Liebe. [...] Ich glaube sogar, dass wir die Erinnerung daran bewahren, wenn wir erwachsen werden, so dass uns die Arbeit und Fürsorge, die aus Liebe erwachsen, anstatt auf monetärer Vergütung zu beruhen, stets als eine Art Utopie begleiten.“¹⁸

Die Literatur der Frauenbewegung hat die verheerenden Auswirkungen aufgezeigt, die solche Liebe, Fürsorge und Dienstbarkeit auf Frauen gehabt haben. Dies sind die Ketten, die uns an einen Zustand gebunden haben, der fast schon einer der Sklaverei ist. Wir weigern uns also, das Elend unserer Mütter und Großmütter, und auch unser eigenes Elend als Kinder, zu bewahren und zur Utopie zu erheben! Wenn das Kapital oder der Staat keinen Lohn zahlen, dann müssen die Geliebten und Gepflegten, die auch nicht entlohnt werden und sogar noch machtloser sind, mit ihrem Leben bezahlen.

17 Ebd.

18 Lopate, S. 10.

Wir weisen auch Lopates Behauptung zurück, die Forderung nach einer Vergütung der Hausarbeit führe nur dazu, „dass die Möglichkeiten freier und unentfremdeter Arbeit für uns noch schwieriger zu erkennen werden.“¹⁹ Das bedeutet nichts anderes, als dass der schnellste Weg, den „entfremdeten“ Zustand der Arbeit aufzuheben, darin besteht, die Arbeit umsonst zu leisten. Präsident Ford würde diesen Hinweis sicherlich begrüßen. Die freiwillige Arbeit, auf der der moderne Staat zunehmend beruht, gründet auf dieser Art von wohlthätiger Bereitstellung unserer Zeit. Uns scheint jedoch, dass unsere Mütter, wenn sie sich nicht auf Liebe und Fürsorge hätten verlassen müssen, sondern eine monetäre Vergütung erhalten hätten, weniger verbittert, weniger abhängig, weniger erpresst und zugleich auch weniger erpresserisch gegenüber ihren Kindern gewesen wären, die ja ständig an die Opfer der Mutter erinnert wurden. Unsere Mütter hätten mehr Zeit und Macht gehabt, um gegen diese Arbeit zu kämpfen, und infolgedessen würden wir diesen Kampf heute auf einer weiter fortgeschrittenen Stufe führen.

Es gehört zum Wesen kapitalistischer Ideologie, die Familie als „private Welt“ zu glorifizieren, als letzten Freiraum, wo Männer und Frauen ihre „Seelen am Leben erhalten“,²⁰ und es ist auch kein Wunder, dass sich diese Ideologie heute, in Zeiten der „Krise“, der „Austerität“ und der „Not“, bei den kapitalistischen Planern neuer Beliebtheit erfreut. Wie Russell Baker kürzlich in der *New York Times* geschrieben hat:²¹ Es war die Liebe, die uns während der Großen Depression warm gehalten hat, und wir wären gut beraten, sie auf unserer gegenwärtigen Reise in schwere Zeiten mitzunehmen. Diese Ideologie, die die Familie (oder die Community) der Fabrik entgegenstellt, so wie sie auch das Private dem Öffentlichen und die produktive

19 Ebd.: „Die Abschaffung des einen größeren Bereiches des kapitalistischen Lebens, in dem nicht alle Vorgänge Tauschwert haben, würde nur dazu führen, dass die Möglichkeiten freier und unentfremdeter Arbeit für uns noch schwieriger zu erkennen werden.“

20 Ebd.: „Ich glaube, dass unsere Privatwelten der Ort sind, an dem wir unsere Seelen am Leben erhalten.“

21 Russel Baker, *Love and Potatoes*, New York Times, 25. November 1974.

der unproduktiven Arbeit entgegenstellt, ist funktional für unsere Versklavung an den Haushalt, die in Abwesenheit eines Lohnes stets als Akt der Liebe erschienen ist. Diese Ideologie ist tief in der kapitalistischen Arbeitsteilung verankert, wie sie in der Organisation der Kernfamilie mit am deutlichsten zum Ausdruck kommt.

Die Art und Weise, auf die das Lohnverhältnis die soziale Funktion der Familie mystifiziert hat, verlängert den Mechanismus, durch den das Kapital die Lohnarbeit und die Unterordnung unserer gesellschaftlichen Beziehungen unter den „Cash Nexus“ betrieben hat. Wir haben von Marx gelernt, dass der Lohn die unbezahlte Arbeit verbirgt, die in den Profit eingeht. Doch die Quantifizierung der Arbeit über den Lohn verbirgt auch das Ausmaß, in dem unserer familiären und gesellschaftlichen Beziehungen den Produktionsverhältnissen untergeordnet worden sind – sie sind selbst zu Produktionsverhältnissen geworden –, so dass nun jeder Moment unseres Leben der Akkumulation des Kapitals dient. Der Lohn und seine Abwesenheit haben es dem Kapital erlaubt, die tatsächliche Länge des Arbeitstags zu verschleiern. Die Arbeit erscheint als ein Bereich unseres Lebens unter anderen: als etwas, das nur zu bestimmten Zeiten und in bestimmten Räumen stattfindet. Die Zeit, die wir in der „gesellschaftlichen Fabrik“ darauf verwenden, uns auf die Arbeit vorzubereiten, indem wir „Muskel, Nerv, Hirn usw.“²² mit kurzen Imbissen, kurzem Sex und Filmen wiederherstellen, erscheint als Muße, Freizeit, individuelle Wahl.

Mehr als ein Arbeitsmarkt

Der kapitalistische Gebrauch des Lohnes verschleiern auch, wer die Arbeiter_innenklasse ist, und erhält die Spaltung der ArbeiterInnen aufrecht. Vermittels des Lohnverhältnisses organisiert das Kapital verschiedene Arbeitsmärkte (einen Arbeitsmarkt für Schwarze, einen für Jugendlichen, einen für Frauen und einen für weiße Männer) und stellt der „Arbeiter_innenklasse“ ein „nicht arbeitendes“ Proletariat gegenüber, dessen Verhältnis zur Arbeit der „Arbeiter_innenklasse“ ein

parasitäres sei. So wird uns als Empfänger_innen von Wohlfahrtsleistungen gesagt, wir würden von den Steuern der „Arbeiter_innenklasse“ leben, und als Hausfrauen werden wir als das bodenlose Fass dargestellt, in dem die Lohnschecks unserer Männer verschwinden.

Letztlich aber war und bleibt die gesellschaftliche Schwäche der nicht Entlohten die Schwäche der gesamten Arbeiter_innenklasse gegenüber dem Kapital. Die Geschichte des *runaway shops* (der Standortverlagerung) zeigt, dass das Vorhandensein unbezahlter Arbeit, sowohl in den „unterentwickelten“ Ländern als auch in der Metropole, dem Kapital die Möglichkeit verschafft hat, jene Regionen, in denen die ArbeiterInnen ihren Preis zu weit in die Höhe getrieben haben, zu verlassen, um so die Macht, die ArbeiterInnen sich in solchen Regionen erkämpft haben, zu unterlaufen. Immer wenn das Kapital nicht in die „Dritte Welt“ ausweichen konnte, hat es die Fabriktore für Frauen, Schwarze und Jugendliche aus der Metropole geöffnet, oder aber für Migrant_innen aus der „Dritten Welt“. So ist es kein Zufall, dass mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung nicht entlohnt wird, obwohl es doch heißt, der Kapitalismus beruhe auf Lohnarbeit. Lohnlosigkeit und Unterentwicklung sind wesentliche Bestandteile der kapitalistischen Planung, sowohl auf der nationalen als auch auf der internationalen Ebene. Sie sind machtvolle Mittel, um die Arbeiter_innen auf den nationalen und internationalen Arbeitsmärkten gegeneinander konkurrieren zu lassen, und um uns glauben zu machen, unsere Interessen seien unterschiedlich und unvereinbar.²³

Hier liegen die Wurzeln des Sexismus und des Rassismus, aber auch des *welfarism* (der Geringschätzung jener Arbeiter_innen, denen es gelungen ist, dem Staat in Form von Wohlfahrtsleistungen etwas Geld abzunötigen), die Ausdruck der Existenz verschiedener Arbeitsmärkte und damit verschiedene Mittel zur Regulierung und Spaltung der ArbeiterInnenklasse sind. Wenn wir diesen Gebrauch der kapitalistischen Ideologie und ihre Wurzeln im Lohnverhältnis ignorieren, dann führt uns das nicht nur dazu, Rassismus, Sexismus und *welfarism* als

moralische Pathologien oder Ergebnisse eines „falschen Bewusstseins“ zu begreifen, sondern wir werden auch auf eine rein „pädagogische“ Strategie zurückgeworfen, so dass wir uns „zur Stärkung unserer Position nur noch auf moralische Imperative berufen können.“²⁴

Schließlich kommen wir zu einem Punkt, in dem wir mit Lopate einer Meinung sind. Sie schreibt, unsere Strategie befreie uns aus der Lage, uns im Streben um Befreiung darauf verlassen zu müssen, dass sich „Männer als ‚gute‘ Menschen“ verhalten.²⁵ An den Kämpfen der Schwarzen in den 1960er Jahren sehen wir, dass die Schwarzen-ihre_Bedürfnisse nicht durch gute Worte „verständlich gemacht“ haben, sondern durch die Organisierung ihrer eigenen Macht. Im Fall der Frauen hat der Versuch, Männer aufzuklären immer nur bedeutet, dass unser Kampf privatisiert und in der Einsamkeit unserer Küchen und Schlafzimmer ausgetragen wurde. Macht klärt auf. Erst werden die Männer sich fürchten, dann werden sie lernen, weil sich das Kapital fürchten wird. Denn wir kämpfen nicht um eine gleichmäßigere Verteilung derselben Arbeit. Wir kämpfen darum, dieser Arbeit ein Ende zu bereiten, und der erste Schritt besteht darin, sie mit einem Preisschild zu versehen.

Lohnforderungen

Unsere Macht als Frauen beginnt mit dem gesellschaftlichen Kampf um den Lohn, nicht um uns Zugang zum Lohnverhältnis zu verschaffen (denn wir waren noch nie außerhalb davon), sondern um aus ihm entlassen zu werden, so wie jeder Sektor der Arbeiter_innenklasse aus ihm entlassen werden soll. An dieser Stelle müssen wir uns Klarheit darüber verschaffen, worin das Wesen des Lohnkampfes besteht. Wenn die Linke behauptet, Lohnforderungen seien „ökonomistisch“ und „Gewerkschaftsforderungen“, dann ignoriert sie, dass der Lohn, ebenso wie seine Abwesenheit, der unmittelbare Maßstab unserer Ausbeutung und damit auch unmittelbarer Ausdruck von Machtverhältnissen ist: des Machtverhältnisses zwischen

24 Lopate, S. 11.

25 Ebd.

23 Selma James, *Sex, Race and Class*, Bristol 1975.

dem Kapital und der Arbeiter_innenklasse sowie des Machtverhältnisses innerhalb der Arbeiter_innenklasse. Sie ignoriert dann auch, dass der Lohnkampf viele Formen annimmt und sich nicht in Lohnsteigerungen erschöpft. Reduzierung der Arbeitszeit, bessere Sozialleistungen und mehr Geld – all das sind Lohnsteigerungen, die bestimmen, wie viel Arbeit uns genommen wird und wie viel Macht wir über unser eigenes Leben ausüben können. Das ist der Grund, weshalb der Lohn historisch das wichtigste Terrain des Kampfes zwischen Arbeiter_innen und Kapital gewesen ist. Und der Lohn hat, als Ausdruck des Klassenverhältnisses, immer zwei Seiten: die Seite des Kapitals, das den Lohn einsetzt, um die Arbeiter_innen zu kontrollieren, indem es dafür sorgt, dass jeder Lohnsteigerung eine Produktivitätssteigerung entspricht, und die Seite der Arbeiter_innen, die immer häufiger um mehr Geld, mehr Macht und weniger Arbeit kämpfen.

Wie die Geschichte der gegenwärtigen kapitalistischen Krise zeigt, sind heute immer weniger Arbeiter_innen bereit, ihr Leben zu opfern, indem sie es in den Dienst der kapitalistischen Produktion stellen und auf die Rufe nach höherer Produktivität hören.²⁶ Wenn aber der „gerechte Tausch“ von Lohn gegen Produktivität gestört wird, dann wird der Kampf um den Lohn zu einem direkten Angriff auf den kapitalistischen Profit und auf die Fähigkeit des Kapitals, Mehrarbeit abzapfen. So ist der Kampf um den Lohn zugleich auch ein Kampf gegen den Lohn: ein Kampf um die Macht, die sich im Lohn ausdrückt und gegen das kapitalistische Verhältnis, das er verkörpert. Im Fall der nicht Entlohnten, also in unserem Fall, gibt sich der Kampf um den Lohn noch deutlicher als Angriff auf das Kapital zu erkennen. Lohn für Hausarbeit bedeutet, dass das Kapital die ungeheure Menge an sozialen Dienstleistungen bezahlen muss, die Arbeitgeber_innen heute noch – und zwar auf unsere Kosten – einsparen können. Wichtiger noch: Lohn für Hausarbeit bedeutet, dass wir uns weigern, unsere Arbeit als biologisches Schicksal zu akzeptieren, was eine unverzichtbare Voraussetzung für unseren Kampf gegen die Arbeit darstellt. Tatsächlich

hat nichts so machtvoll auf die Institutionalisierung unserer Arbeit, der Familie und unserer Abhängigkeit von Männern hingewirkt wie die Tatsache, dass unsere Arbeit nie mit einem Lohn, sondern stets mit „Liebe“ vergütet worden ist. Doch für uns ist der Lohn genauso wenig wie für Lohnarbeiter_innen der in einem Produktivitätsabkommen ausgehandelte Preis. Wir werden als Gegenleistung für den Lohn nicht genauso viel oder sogar noch mehr arbeiten als vorher, sondern wir werden weniger arbeiten. Wir wollen einen Lohn, um über unsere Zeit und unsere Kräfte verfügen zu können, um kämpfen zu können und um nicht durch eine zweite Arbeit eingeengt zu werden, vermittelt über unser Bedürfnis nach finanzieller Unabhängigkeit.

Unser Kampf um den Lohn wirft für die Entlohnten und die Nichtentlohnten gleichermaßen die Frage nach der wirklichen Länge des Arbeitstages auf. Bis jetzt ist der Arbeiter_innenklasse, sowohl den Männern als auch den Frauen, der Arbeitstag vom Kapital vorgegeben worden – er dauerte vom Einstempeln bis zum Ausstempeln. So wurden die Zeiten bestimmt, zu denen wir dem Kapital oder aber uns selbst gehörten. Doch wir haben noch nie uns selbst gehört, sondern stets, zu jedem Augenblick unseres Lebens, nur dem Kapital, und es ist Zeit, dass wir das Kapital für jeden dieser Augenblicke bezahlen lassen. In der Begrifflichkeit des Klassenkampfes ausgedrückt bedeutet dies, einen Lohn für jeden Augenblick zu fordern, in dem wir im Dienste des Kapitals leben.

Das Kapital zahlen lassen

Das ist die Klassenperspektive, die die Kämpfe der 1960er Jahre sowohl in den USA als auch international geprägt hat. In den USA waren die Kämpfe der Schwarzen und der von wohlhabenden staatlichen Leistungen abhängigen Mütter (*welfare mothers*) – die Kämpfe der „Dritten Welt“ der Metropole – Ausdruck der Revolte der nicht Entlohnten sowie von deren Verweigerung der einzigen vom Kapital angebotenen Alternative: noch mehr Arbeit. Diese Kämpfe, die ihr Machtzentrum in der Commu-

26 Fortune, Dezember 1974.

nity hatten, waren nicht Kämpfe um Entwicklung, sondern um die Wiederaneignung des gesellschaftlichen Reichtums, den das Kapital ebenso sehr über die nicht Entlohnten wie über die Entlohnten akkumuliert hat. Sie stellten die kapitalistische Organisation der Gesellschaft in Frage, die die Arbeit zur einzigen Bedingung unserer Existenz macht. Sie stellten aber auch das linke Dogma in Frage, die Klasse könne ihre Macht nur in den Fabriken organisieren.

Es ist aber nicht nötig, eine Fabrik zu betreten, um von der kapitalistischen Organisation der Arbeiter_innenklasse betroffen zu sein. Wenn Lopate argumentiert, die „ideologischen Bedingungen der Solidarität der Arbeiterklasse“ bestünden in „Netzwerken und Verbindungen, die aus gemeinsamer Arbeit erwachsen“, um dann hinzuzufügen, diese Vorbedingungen könnten nie von „isolierten Frauen, die in getrennten Haushalten arbeiten“ geschaffen werden,²⁷ dann schreibt sie damit die Kämpfe ab, die diese „isolierten“ Frauen in den 1960er Jahren geführt haben (Mietstreiks, Kämpfe um wohlfahrtsstaatliche Leistungen usw.). Sie geht davon aus, dass wir uns nicht organisieren können, wenn wir nicht zuerst vom Kapital organisiert werden, und da sie bestreitet, dass das Kapital uns bereits organisiert habe, bestreitet sie auch die Existenz unseres Kampfes. Wer jedoch die Organisation unserer Arbeit durch das Kapital, sei es in den Küchen oder in den Fabriken, mit der Organisation unseres Kampfes dagegen verwechselt, befindet sich auf einem sicheren Weg zur Niederlage. Für die Arbeit zu kämpfen ist bereits eine Niederlage, und wir können uns sicher sein, dass jede neue Form der Arbeitsorganisation uns noch stärker zu isolieren versuchen wird. Denn die Vorstellung, das Kapital spalte uns nicht, wenn wir nicht isoliert voneinander arbeiten, ist eine Illusion.

Wir müssen uns, in Abgrenzung von den für die kapitalistische Arbeitsorganisation typischen Spaltungen, nach unseren Bedürfnissen organisieren. In diesem Sinne verweigert Lohn für Hausarbeit nicht nur die Vergesellschaftung der Fabrik,

sondern auch eine mögliche kapitalistische „Rationalisierung“ des Haushalts, wie sie von Lopate vorgeschlagen wird:

„Wir müssen uns die Aufgaben, die „norwendig“ sind, um einen Haushalt am Laufen zu halten, ernsthaft ansehen. [...] Wir müssen die zeit- und arbeitssparenden Geräte untersuchen und entscheiden, welche von ihnen nützlich sind und welche nur zu einer weiteren Degradierung der Hausarbeit führen.“²⁸

Es ist nicht die Technik an sich, die uns degradiert, sondern der Gebrauch, den das Kapital von ihr macht. Darüber hinaus hat es „Selbstverwaltung“ und „Arbeiter_innenkontrolle“ im Haushalt stets gegeben. Wir haben uns immer entscheiden können, ob wir montags oder samstags die Wäsche waschen, oder ob wir uns lieber eine Spülmaschine oder einen Staubsauger kaufen wollen (vorausgesetzt, dass wir uns diese Geräte überhaupt leisten können). Wir sollten also nicht vom Kapitalismus fordern, dass er den Charakter unserer Arbeit verändert, sondern wir sollten durch unseren Kampf verweigern, uns selbst und andere als Arbeiter_innen zu reproduzieren, als Arbeitskraft, als Waren. Und eine Vorbedingung dessen ist, dass diese Arbeit durch einen Lohn anerkannt wird. Natürlich besteht der Kapitalismus fort, so lange es das kapitalistische Lohnverhältnis gibt. Wir behaupten daher nicht, dass es die Revolution sei, wenn wir uns einen Lohn erkämpfen. Wir behaupten, dass es sich dabei um eine revolutionäre Strategie handelt, da es die Rolle unterläuft, die uns innerhalb der kapitalistischen Arbeitsteilung zugewiesen wird, wodurch sich die Machtverhältnisse innerhalb der ArbeiterInnenklasse zu unseren Gunsten und zugunsten der Einheit der Klasse verändern.

Was nun die finanzielle Aspekte von Lohn und Hausarbeit angeht, so sind sie nur dann „hochgradig problematisch“, wenn wir den Standpunkt des Kapitals einnehmen, den Standpunkt des Schatzamtes, das sich immer als arm ausgibt, wenn es zu den Arbeiter_innen spricht.²⁹ Da wir nicht beim Schatzamt arbeiten und das auch nicht anstreben, können wir uns nicht

28 Ebd.

29 Ebd.

27 Lopate, S. 9.

vorstellen, die Zahlungssysteme, Lohngefälle und Produktivitätsabkommen zu planen. Es ist nicht unsere Aufgabe, unsere eigene Macht zu beschränken, und es ist auch nicht unsere Aufgabe, unseren eigenen Wert zu messen. Unsere Aufgabe besteht nur darin, einen Kampf zu organisieren, damit wir alle das bekommen, was wir wollen, und zwar zu unseren Bedingungen. Unser Ziel ist es, unbezahlbar zu sein. Wir wollen einen Preis, der unsere Marktfähigkeit aufhebt. Wir wollen, dass Hausarbeit, Fabrikarbeit und Büroarbeit „unökonomisch“ werden. Wir weisen auch das Argument zurück, ein anderer Sektor der Arbeiter_innenklasse werde das bezahlen müssen, was wir uns erkämpfen. Würden wir dieser Logik folgen, dann könnten wir ebenso gut sagen, dass Lohnarbeiter_innen heute mit dem Geld bezahlt werden, das uns vom Kapital vorenthalten wird. So aber spricht der Staat. Tatsächlich ist es schlichtweg rassistisch zu behaupten, die in den 1960er Jahren von Schwarzen formulierten Forderungen nach wohlfahrtsstaatlichen Leistungen hätten eine „verheerende Wirkung auf jede langfristige Strategie [und] auf die Beziehungen zwischen Weißen und Schwarzen gehabt“, da „die Arbeiter_innen wussten, dass sie, und nicht die Konzerne, diese Leistungen schlussendlich bezahlen würden.“³⁰ Wenn wir davon ausgehen, dass jeder Kampf in einer Umverteilung der Armut münden muss, dann gehen wir von der Unvermeidbarkeit unserer Niederlage aus. Tatsächlich ist Lopates Artikel im Zeichen des Defätismus verfasst. Defätismus bedeutet, kapitalistische Institutionen als unvermeidbar zu akzeptieren. Lopate kann sich nicht vorstellen, dass Arbeiter_innen, deren Löhne das Kapital senkt, um uns zu entlohnen, zugleich ihre und unsere Interessen verteidigen könnten. Sie geht auch davon aus, dass „Männer für ihre Hausarbeit natürlich die höchsten Löhne erhalten würden“ – kurzum, sie geht davon aus, dass wir niemals gewinnen können.³¹

Schließlich warnt uns Lopate, das Kapital werde Aufseher_innen entsenden, um unsere Arbeit zu kontrollieren, wenn wir tatsächlich Löhne für Hausarbeit durchsetzen. Da sie Hausfrau-

30 Lopate, S. 10.

31 Ebd.

en nur als Opfer wahrnimmt, als unfähig zum Kampf, kann sie sich nicht vorstellen, dass wir uns kollektiv organisieren könnten, um den Aufseher_innen die Tür zu weisen, sobald sie eine solche Kontrolle durchzusetzen versuchen. Sie geht auch davon aus, dass unsere Arbeit heute nicht kontrolliert wird, da wir keine offiziellen Aufseher_innen haben. Doch selbst wenn Entlohnung bedeuten würde, dass der Staat unsere Arbeit un-mittelbarer zu kontrollieren versucht, wäre das unserer jetzigen Situation vorzuziehen. Denn ein solcher Versuch würde sichtbar machen, wer unsere Arbeit kommandiert. Es wäre besser zu wissen, wer unser Gegner ist, als uns selbst zu beschuldigen und zu verachten, weil wir „aufgrund von Angst und Herrschaft“ angehalten sind, „Liebe und Fürsorge“ zu bieten.³²

Brooklyn, November 1974

32 Lopate, S. 10. Siehe das längere Zitat von Lopate, das wir oben im Abschnitt über die Glorifizierung der Familie angeführt haben.

mit Folgendem!

DREI ZU EINS - Klassenwiderspruch, Rassismus und Sexismus

Klaus Viehmann u.a., 1993

geholt von: <https://www.nadir.org/nadir/initiativ/id-verlag/BuchTexte/DreiZuEins/DreiZuEinsViehmann.html> am 16. Oktober 2024

I.

Wenn du argumentierst, entscheidest du dich für das Risiko zu entdecken, daß einem Argument eine Struktur zukommt, die weitgehende Implikationen für deine eigene Existenz hat. (Denkverhältnisse, 553)

In diesem Sinn ist das Papier gerne Risiko. Als Diskussionspapier auch nur vorläufig und mit dem Risiko von Irrtümern behaftet das ist der zweifelhaften Sicherheit des Schweigens jedoch vorzuziehen.

Die Vorgeschichte dieses Papiers ist eine lange Diskussion zwischen linken Frauen (v.a.) und Männern, meist über Knastpost geführt. Letztlich nur zusammengefaßt im Knast mit dem »Blick aus der Ferne«, der viele alltägliche Details übersieht, aber (deshalb?) auch mal weiter über den Tellerrand reichen kann.

Thema der Diskussion war die Kritik eines überkommenen Klassenbegriffs, der patriarchalisch vorgeprägt und dominiert ist und voller Rassismen steckt. Die Analyse von globalen oder lokalen Unterdrückungs- und Ausbeutungsverhältnissen war immer ökonomistisch verzerrt und machte die Existenz von Patriarchat und Rassismen »unsichtbar«. Sie trennte Kämpfe in Haupt- und Nebenwidersprüche und stülpte der Welt ein weißes, eurozentristisches Raster über.

Ereignisse wie der 1. Mai 1987 in West-Berlin mit seiner aktiven Zusammensetzung von Kiezarmut, türkischen Jugendlichen beiderlei Geschlechts und Autonomen, der Rheinhausen-Streik 87/88 und die autonomen Nicht-Reaktionen darauf sorgten zwar für Anstöße. Größere Konsequenzen in der autonomen Theorie und Praxis blieben aber aus. Selbst die Kampagne zum IWF-Gipfel im Herbst 1988 hatte außer der plakativen Erwähnung von Patriarchat und Rassismus in Texten und Flugblättern wenig wirkliche Folgen.

Die sexistischen Binnenstrukturen der Linken, die durch das Bekanntwerden häufiger Angriffe auf Frauen nicht mehr geleugnet werden können, die eher schwache linke Reaktion auf die staatliche Hetze gegen »Asylantenfluten« (abgesehen von wenigen Ausnahmen wie der RZ-Kampagne »Freies Fluten«) sowie aktuell die traditionell und defensiv bleibende Thematisierung von wachsenden, sich nicht mehr nur verbal äußernden Rassismen im Einigvaterlandstaumel spiegeln das etwas wider. Auf der Suche nach einer radikalen Kritik dieser globalen und lokalen Gewalt- und Ausbeutungsverhältnisse war in der Theorie der BRD-Linken wenig zu finden. Die Bedeutung von Kapitalismus/Imperialismus, Patriarchat, Rassismen und der Zusammenhang zwischen allen wird von ihr noch eher nebenbei und formal behandelt.

Viel weiter sind feministische Genossinnen und Schwarze besonders Schwarze Frauen was selbstverständlich kein Zufall ist. Die Betonung einer »triple oppression«, einer dreifachen Unterdrückung durch Kapital, Patriarchat und Rassismen ist in der »militant left« Englands,

Amerikas und im Trikont kräftig vernehmbar. (Gelegentlich wird zur Kennzeichnung der metropolitanen Ausbeutung des Trikont »Imperialismus« als vierte Unterdrückung hinzugenommen, »triple oppression« aber doch als feststehender Begriff beibehalten.)

Je länger du dich mit der dreifachen Unterdrückung auseinandersetzt, desto sichtbarer werden ihre Elemente und Wechselwirkungen in Theorien, Geschichte, Alltag und linker (Nicht-)Praxis. Diesen Erkenntnisprozeß will dieses Papier auch rüberbringen.

Wenn wir von Befreiungskampf sprechen, meinen wir den Kampf gegen alle diese drei Arten von Unterdrückung. Wir sprechen nicht von drei verschiedenen Stadien oder drei verschiedenen Kämpfen; nein, wir sprechen von einem einzigen Kampf! Ich sagte bereits, daß Freiheit unteilbar ist. Du kannst dich nicht frei nennen, solange noch die eine oder die andere dieser Unterdrückungsformen weiterbesteht. (Neville Alexander)

Die BRD-Linke ist privilegiert: Je männlicher und je weißer und je weniger auf den Verkauf von Arbeitskraft angewiesen, desto mehr. Privilegien machen blind. Blind für Wirklichkeiten außerhalb der eigenen Erfahrungen und gängigen Bewußtheiten. So müssen Typen vieles erst von feministischen Genossinnen lernen, und alle ähnlich viel aus Texten von Schwarzen. Antisexistisch und antirassistisch ist ein Linker ja eh aber eben nur »eh« und selten mit bewußtseinsmäßigen und praktischen Konsequenzen. (»Eh« heißt meist auch, daß ein Linker sich nicht mehr speziell damit auseinandersetzt, weil er meint, in diesen Hinsichten ja gar nicht Täter sein zu können. Im »Privaten« schon gar nicht.)

Verhältnisse, in denen du privilegierter Teil bist, sind nicht ohne eigenen Machtverlust revolutionierbar das ist der Ausgangspunkt.

Die autonome Linke und ihre Theorie ist in solch einem Zustand der Beliebigkeit und des Utopienmangels, ihre Praxis oft so voll von stillen oder handfesten Sexismen, von Rassismen und von »weißen Flecken«, daß die Diskussion der »triple oppression« nur gut sein kann. Der Mangel an Utopien ist der Mangel an Vorstellungen von etwas, für das es sich zu kämpfen lohnt und von dem, was erreicht werden muß. Utopien auf die Möglichkeiten des unmittelbaren Umfeldes zurückzuschrauben, läßt Fragen der Macht und der aufzubauenden Gegenmacht zu reinen Tagesaufgaben werden. Langfristige Mobilisierung ist aber nur möglich mit Zielen von Befreiung vor Augen, die über die aktuelle (eigene) Lebenssituation hinausreichen.

Eine der härtesten Lektionen, die wir zu lernen hatten, war, daß revolutionärer Kampf eher wissenschaftlich (scientific) als emotional ist. Ich sage nicht, daß wir nichts fühlen sollten, aber Entscheidungen können nicht auf Liebe oder Wut basieren. Sie müssen sich begründen auf den objektiven Bedingungen und danach richten, was rational und emotional (notwendig) zu tun ist. (Assata Shakur)

Nach dieser Einleitung geht's um den alten Klassenbegriff und seine Grenzen; damit begann die Diskussion auch einmal. Danach eine Definition von Rassismen und deren Beziehungen zu Klassenkämpfen und Patriarchat. Patriarchat und seine feministische Kritik und deren Beziehung zu Klassenkämpfen folgen. Als besonderer Abschnitt dann längere Zitate aus Texten Schwarzer Frauen; als konkreter Bezug auf BRD-Verhältnisse Auszüge aus einer Kritik einer philippinischen Frau an der bundesdeutschen Frauenbewegung. Beide bekommen so viel Raum, weil sie wichtig und authentisch sind. Im Anschluß eher Trocken-Theoretisches zur »triple oppression«. Dann ein Exkurs zum NS-Faschismus und dem Widerstand der KPD. Danach ein längeres Kapitel mit Kritik an autonomer Theorie und Praxis, gefolgt von ein paar Vorschlägen. Als Anhang eine teilweise kommentierte Literaturliste; die werden alle brauchen, die die »triple oppression« genauer studieren wollen.

Bei diesem komplexen Thema ist es unvermeidlich, daß sich im Text Überschneidungen über verschiedene Kapitel hinweg ergeben. Sie ergänzen sich aber auch. Also bitte nichts aus dem Kontext des Papiers herausreißen.

Vorab noch ein paar Begriffsdefinitionen:

- Klassenkämpfe als Kämpfe gegen kapitalistische Ausbeutung, getragen von (Lohn-) ArbeiterInnen und denen, die sich mit ihnen solidarisieren.
- Antipatriarchalische Kämpfe getragen von Frauen und denen, die sich mit ihnen solidarisieren.
- Antirassistische Kämpfe getragen von Schwarzen und denen, die sich mit ihnen solidarisieren.
- (»Schwarz« als politischer Begriff für all die, die weißen Rassismen ausgesetzt sind.)
- Antiimperialistische Kämpfe getragen von trikontinentalen Bewegungen und denen, die sich mit ihnen solidarisieren.

Daß diese Kämpfe in der Realität nicht so sauber zu trennen sind, wird gleich noch Thema sein. Diese Definitionen sind so aber richtig und wichtig, weil gerade die Diskussion der »triple oppression« sich im Kreise drehen würde, wenn sie in unklare Begriffe gezwängt bzw. mit unklaren Begriffen geführt wird.

II.

Was ist heute die arbeitende Klasse? Welches Geschlecht hat sie? Und welche Hautfarbe? (Paul Gilroy)

Diese Fragen zielen als Kritik auf einen Klassenbegriff, der behauptet, alle Kämpfe erklären und auf einen Hauptwiderspruch zwischen Lohnarbeit und Kapital zurückführen zu können und der damit die Arbeiterklasse zum revolutionären Subjekt bestimmt. Dieses traditionelle linke Konzept läßt keinen Raum für die historisch-authentischen Unterdrückungen von Frauen und Schwarzen und für qualitative, materielle Unterschiede zwischen Metropole und Trikont. Es läßt auch keinen Platz für kollektive Gegenwehr in diesen Dimensionen; es ist patriarchalisch und weiß-eurozentristisch.

Die marxistische Theorie ist unverzichtbar zur Erkenntnis kapitalistischer Ausbeutung und zur Entschlüsselung der Kämpfe, die sich entlang des Widerspruchs zwischen Kapital und Lohnarbeit abspielen. Die Klassenanalyse, die aus diesem (ökonomischen) Widerspruch heraus die Arbeiterklasse als den alleinigen Träger revolutionärer Prozesse nennt, ist unzulänglich, da sie Patriarchat und Rassismen als Nebenwidersprüche sieht und damit ihr politisches und gesellschaftliches Gewicht verkennt. Indem sie die Bedeutung von rassistischer und sexistischer Unterdrückung herunterspielt oder sie bestenfalls als Spaltungsmechanismen des Kapitals analysiert und sie damit ausschließlich an dessen Existenz bindet, fehlt ihr im politisch-praktischen Prozeß das, was gesellschaftlicher Umsturz verspricht und die Mobilisierung der dazu notwendigen Gegenmacht auszulösen vermag: die Aussicht auf Befreiung von jeglicher Unterdrückung und Ausbeutung.

Revolutionäre Absichten und revolutionäres Verhalten lassen sich nicht ökonomistisch aus der Stellung im Produktionsprozeß ableiten (womit nicht behauptet werden soll, die ökonomische bzw. gesellschaftliche Position im Klassenverhältnis sei kein Kriterium). Revolutionäre Bewegungen haben sich immer in erkämpften und erlittenen Erfahrungen, bewußter Verarbeitung und organisatorischer Erhaltung formiert. Darin liegt auch die Aufgabe der Linken.

Dies ist kein »Abschied vom Proletariat«, aber die Feststellung, daß Klassenkämpfe nicht nur von der männlichen, weißen Arbeiterklasse in den Metropolen gemacht werden und daß in Frontstellung zum Imperialismus, zum Patriarchat und zu Rassismen ebenso wichtige Widersprüche und Kämpfe existieren. Allen diesen Kämpfen liegen historische und strukturell verankerte Gewaltverhältnisse zugrunde, die gleichzeitig und in wechselseitiger Durchdringung und gegenseitiger Stabilisierung vorhanden sind.

Eine Theorie, die all diese Kämpfe sowohl erfaßt (bzw. erst einmal in die Lage versetzt, sie zu erkennen) als auch die objektiven Bedingungen feststellt, die diesen Kämpfen Ursachen und Grenzen geben, hat die (autonome) Linke nicht. Ebenso wenig einen Begriff von den gesellschaftlichen AkteurInnen, die die objektive Macht haben (können), die herrschende Ordnung umzuwälzen. Wer diese Frage vernachlässigt, klärt nicht, wie diese Herrschaft mit ihren ideologischen Schützengräben, produktiven Reichtumsquellen und ihrer militärischen Macht jemals erschüttert werden soll. Getrennt von objektiv vorhandener Macht bleibt revolutionäres Wollen ziemlich folgenlos.

Den Begriff Arbeiterklasse durch (Unter-)Klasse(n) zu ersetzen, ist kein Fortschritt. Entweder wird (Unter)Klasse(n) ökonomistisch definiert und erklärt auch nicht, wieso speziell aus dieser materiellen Lage heraus revolutionäre Kampfbereitschaft entstehen soll; oder (Unter-)Klasse(n) wird einfach auf alle, die kämpfen, angewendet, und das verschleiert dann deren unterschiedliche Klassenlage, deren Geschlecht, deren Nationalitäten und »Rasse« sowie das unterschiedliche Spektrum an Kampfmotiven.

(Die alte Verelendungstheorie, die Revolution aus Hunger erwachsen sah, ist historisch widerlegt. Und dennoch schwirren Versatzstücke von ihr auch heute in autonomen Vorstellungen herum: Wer arm ist, kämpft, ist quasi automatisch revolutionär. Sie verkennen, daß Marginalisierung primär andere, existenzielle Probleme hervorbringt, die real wenig Raum lassen für die Verwirklichung der Träume von einem besseren Leben.) Wenn sogar trikontinentale Aufständische und BRD-Unterklassen zu einem einzigen Weltproletariat zusammengeschrieben werden, wenn Gleichzeitigkeiten von Riots in Sao Paulo, Gaza, Seoul, Brixton oder Kreuzberg zu Gemeinsamkeiten hochstilisiert werden, dann dient das zwar einem runden Weltbild, ist aber dennoch eine Abstraktion übelster Art. Trotz des zunehmenden relativen Elends der Metropolenarmut ist sie qualitativ verschieden vom Massenhungertod im Trikont und fallenden Bomben »made in USA«. Die Situation zwischen Metropolen und Trikont und deren Hinnahme durch die Masse der metropolitanen ArbeiterInnen kennzeichnet nicht nur eine (nebenwidersprüchliche) Spaltung des behaupteten Weltproletariats, sondern sie beweist seine Inexistenz.

Weiter mit den Fragen nach dem Geschlecht und der Hautfarbe der arbeitenden Klasse: Im Begriff Arbeiterklasse ist das weibliche Geschlecht unsichtbar gemacht. Arbeiterinnen werden durch Vernachlässigung ihrer zusätzlichen Rolle als Haus/Ehefrau auf das Lohnarbeitsverhältnis reduziert. Die zusätzliche Ausbeutung durch den (Arbeiter-) Mann verschwindet in einer von Marxisten/Leninisten oft propagierten »Proletarischen Familie«. Der der Arbeiterklasse zugrundeliegende Begriff von Arbeit ist auf die des Lohnarbeiters zugeschnitten. Die Bereiche der gesellschaftlichen Produktion, in denen hauptsächlich Frauen besonders trikontinentale arbeiten, fallen unter den Tisch. Die ganze geschlechtliche Arbeitsteilung und deren enormer Wert für Kapital und Männer verliert sich als quasi naturgegebene Quelle im Reproduktionsbereich, dem dann keine revolutionäre Sprengkraft zugerechnet wurde.

Daß Frauenunterdrückung kein Nebenwiderspruch sein kann, der mit der Überwindung des »Hauptwiderspruchs«, dem »Sieg des Proletariats« von selbst verschwindet, beweist alleine schon die von Arbeiterklassenmännern genauso wie in allen anderen Klassen ausgeübte Gewalt gegen Frauen. Die historische Hartnäckigkeit dieses Gewaltverhältnisses und die Blindheit der

Arbeiterbewegung und ihrer Theoretiker ihm gegenüber sprechen klar gegen die alte linke Annahme, die Frauen könnten durch den Kampf der Arbeiterklasse befreit werden. Die Frage nach der Hautfarbe der arbeitenden Klasse entblößt eine weitere unzutreffende Zuweisung an die Arbeiterklasse als angeblichem Vertreter aller Unterdrückten.

Um Rassismen geht es ausführlicher im nächsten Abschnitt und im Exkurs zum Nationalsozialismus (NS) um die rassistische Spaltung von ArbeiterInnen in ihrer besonderen Brutalität.

Hier nur einige Punkte zur Bedeutung der »Hautfarbe« bei ArbeiterInnen: »Rassen«- und Nationalitätenunterschiede sind zugleich Unterschiede in der Ausbeutungsintensität. Falls die ImmigrantInnen nicht auch Kämpfe importieren was oft genug der Fall war rentiert sich diese rassistische Klassenspaltung für das Kapital, weil sie als Individuum stärker ausgebeutet werden können, weil sie als Schicht insgesamt eine variable Reservearmee darstellen und weil ihrem Herkunftsland die gesellschaftlichen Kosten ihrer Arbeitskraftherstellung und evtl. ausbildung nicht bezahlt werden müssen.

Zur aktuellen Zusammensetzung der Klasse, die eher eine Klassenzerstückelung ist, ein Zitat: »Mit dieser 'freiwilligen' multinationalen Zusammensetzung der Arbeitskräfte (ImmigrantInnen aus Osteuropa, der EG und dem Süden, Anm.) in der BRD seit Kriegsende wurde das blutige, auf unmittelbarer militärischer Gewalt begründete Modell des differenzierten Rassismus der Nazis entschärft und auf »saubere« Art und Weise durchgesetzt: Die Spitze bilden die gehobenen Weiße-Kragen-Jobs (Forschung, Konstruktion, Verwaltung) mit deutscher überwiegend männlicher Arbeitskraft Es folgen die Meister (sie sind überwiegend männlich und deutsch) Dann die Facharbeiter und Vorarbeiter in den Fabriken; sie setzen sich zusammen aus deutschen Männern und der obersten Sprosse der ausländischen Arbeitskräftehierarchie, nämlich Italienern, Spaniern, Jugoslawen, ebenfalls männlichen Geschlechts Darunter kommen die Türken, Marokkaner und die ausländischen Frauen insgesamt (in der industriellen Massenarbeit und im Dienstleistungssektor) Ganz unten die Flüchtlinge beiderlei Geschlechts« (aus einem Flugblatt der 'Aktionsgruppe Günter Sare' vom Sommer 1989) Damit wäre die vom Kapital installierte rassistische (und sexistische) Spaltung des Arbeitsmarktes grob skizziert. Das ist die eine Seite. Mit ihr ist noch nicht ausgedrückt, daß Rassismen in der ArbeiterInnenklasse selbst real existieren. Die funktionierende (!) rassistische Spaltung der arbeitenden Klasse im NS-Faschismus bis hin zur stumm tolerierten oder gar begünstigten Vernichtung von KlassengenossInnen, stellt noch einen schwerwiegenden Grund gegen die Annahme der einen, alle befreienden Arbeiterklasse dar.

Nach den internationalen Widersprüchen und nach den arbeitenden Frauen würden auch noch die Privilegien der weißen Arbeiterklasse und die wegen ihrer »Rasse« und Nationalität ermordeten ArbeiterInnen unsichtbar werden.

III.

Es ist der Rassist, der die Minderwertigen schafft. (Fanon)

Rassismen, die inzestuösen Kinder von Patriarchat und Kapital (Pratibha Parmar)

Die Rassismen sind zur Selbständigkeit herangewachsen. Ihnen hat viel Aufmerksamkeit und genaueste Beachtung zu gelten.

Es gibt nur eine Rasse: die menschliche.

»Rassen« sind eine Konstruktion, bei der soziale und kulturelle Unterschiede in angeblich biologisch bedingte Wesenseigenschaften übersetzt werden. »Rasse« ist eine offene Kategorie, die in der Geschichte unterschiedlich gefüllt wurde. Deshalb ist es besser, von Rassismen anstatt von

Rassismus zu sprechen. (Biologisch-genetisch sind übrigens die Unterschiede zwischen Weißen genauso zahlreich und groß wie zwischen Schwarzen und Weißen und wie zwischen Schwarzen.)

Allen Rassismen gemeinsam ist, daß den Opfern ein Platz auf der Werteskala unterhalb des eigenen zugewiesen wird, und sie dort als »von Natur aus Minderwertige« bleiben sollen. »Natur« meint: geschichtslos und auf Ewigkeiten festgeschrieben. Rassismen versuchen über »Abstammung« und »Reinheit des Blutes« Identitäten quer zu den Klassenlagen und auch quer zu den Geschlechtern herzustellen. Real ist nicht die Existenz von »Rassen«, sondern die Existenz von Rassismen.

»Es gibt nicht den geringsten logischen Grund, von der Tatsache rassistischer Vorurteile auf das Vorhandensein von »Rasse« oder »ethnischer Gruppe« zu schließen. Muß es, weil eine große Zahl von Menschen an Geister glaubt und sich daher so verhält, als gäbe sie es wirklich, z.B. nachts Friedhöfe meidet, Geister geben?« (Neville Alexander, 128) Damit sind zwei wesentliche Prozesse benannt, auf denen die Konservierung und Fortentwicklung von Rassismen basiert: Physische Charakteristika werden mit sozialen und kulturellen Unterschieden in eine kausale Verbindung gestellt. Diese sozialen und kulturellen Tatsachen werden dadurch naturalisiert und damit als allgemeingültig interpretiert.

Rassismen sind eine authentische Form, die eigene untergeordnete Stellung innerhalb eines Macht- und Ausbeutungsgefüges zu leben. Sie werden immer wieder neu ideologisch und materiell genährt und sind mehr als »falsches Bewußtsein«:

Wir müssen begreifen lernen, wie Gruppen, die von den Reichtümern der Wohlstandsgesellschaft ausgeschlossen sind, die aber gleichwohl zur Nation gehören, sich mit ihr identifizieren wollen, im Rassismus eine authentische Form der Identitätsgewinnung und des Selbstbewußtseins finden. (Hall)

Rassismen nur als »Schein«, nur als Machenschaften und Einredungen der Herrschenden anzusehen, verkennt ihre Popularität und ihre materiell wirksamen jahrhundertealten Traditionen. Rassismen sind zu Strukturen geworden, die sich nicht auf andere soziale Verhältnisse reduzieren lassen. Sie lassen sich auch nicht völlig ableiten aus anderen sozialen Verhältnissen, sie haben eine relative Autonomie gegenüber Patriarchat und Klassenherrschaft. Eine getrennte Analyse von »Rasse« und Klassenkampf kann z.B. rassistisch organisierten Kapitalismus/Imperialismus nicht erklären.

Als Gewaltverhältnisse prägen sich Rassismen bis in die Köpfe hinein. Sie »gerinnen« zu Vorstellungen, Haltungen und Emotionen. Es ist typisch, daß sich antirassistische Ansichten oft mit spontanen rassistischen Gefühlen paaren. Die Verinnerlichung von Gewaltverhältnissen bedeutet, daß Weiße, bildlich gesprochen, heute auf den Schultern ihrer sklavinInnenhaltenden Vorfahren stehen und Deutsche auf den Schultern der NS-Herrenmenschen. (Das gilt im Prinzip auch für die, die sich bewußt und militant davon absetzen!). Schwarze Frauen und Männer stehen aber vor ihren versklavten und ausgerotteten Vorfahren und JüdInnen oder PolInnen vor den im Holocaust Vernichteten.

»Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirn der Lebenden.« (18. Brumaire, 1) Marx hätte genauer sagen können: auf dem der Überlebenden und deren Nachgeborenen.

Durch Zuschreibung bestimmter, angeblich biologisch-natürlicher Eigenschaften, Hierarchien und Ausbeutung zu legitimieren und festzuklopfen, ist ein übereinstimmender Mechanismus bei der Entstehung von Sexismen und Rassismen. Die im Mittelalter aufkommenden Rassismen entsprangen der Verfolgung aller, die den kirchlichen Normen nicht entsprachen und auch nicht entsprechen wollten: Kreuzzüge gegen Heiden, Pogrome gegen jüdische Gemeinden, gegen KetzerInnen und die lange Kette der Hexenverfolgungen.

Mit der Eroberung Amerikas und Afrikas stellte sich für die Kolonisatoren das Problem, dort eine loyale Herrschaft zu etablieren. Um Kolonisierte zuverlässig vom Zugang zur Macht auszuschließen so fähig und reich sie auch werden sollten griff man auf die »Reinheit des Adels«, also auf die »Reinheit des Blutes« zurück. Die Macht blieb auf diese Art weiß, also in der Hand der europäischen Mächte. Das aufkommende Bürgertum mit seiner naturwissenschaftlich determinierten »Aufklärung« griff bei Rassismen auf entsprechende »Begründungen« zurück. Ein Forscher behauptete z.B. Neger entspringen einer Verbindung zwischen Affen und Frau (!).

Und Voltaire, der in Schulbüchern immer viel netter wirkt, meinte: »Es gibt in jeder Menschenrasse wie bei Pflanzen ein Prinzip, das sie differenziert. Deshalb sind Neger Sklaven der anderen Menschen.« In den Nationalstaaten des 19. und 20. Jahrhunderts wurden diese groben Rassismen verändert zu »Volkscharakteren«. »Gallische« Franzosen gegen »germanische« Deutsche usw. In der Kriegshetze des 1. Weltkriegs spielte dieser Wahnsinn eine wichtige Rolle. In derselben Zeitspanne bekam der koloniale Rassismus eine »humane« Seite, die den »Negern« die Segnungen der deutschen, französischen, englischen usw. Zivilisation nahebringen sollte. »Wir werden bestimmte Methoden der Unterwerfung der Wilden verurteilen und bekämpfen, aber nicht, daß man Wilde unterwirft und ihnen gegenüber das Recht der höheren Kultur geltend macht.« (SPD-Theoretiker Bernstein) Ansonsten blieb es bei Peitsche und Kanonenbooten gegen die Schwarzen, denen es nicht gefiel, ihre Freiheit und ihr Land gegen »höhere Kultur« einzutauschen.

Antisemitismus ist ein besonderer Rassismus. In einem wichtigen Punkt wird das Muster aller anderen Rassismen durchbrochen: JüdInnen sind gerade das Gegenteil der üblichen »Rasse«-Konstruktion, da sie keinerlei gemeinsame äußerliche Merkmale aufweisen, die sie von ihrer gesellschaftlichen Umgebung unterscheiden. (Und die sind ja der Aufhänger aller anderen rassistischen Konstruktionen.)

JüdInnen »werden in ihrer konfessionellen Persönlichkeit, in ihrer Geschichte, in den Beziehungen getroffen, die sie mit ihren Vorfahren unterhalten« (Fanon). Für AntisemitInnen stellt die Assimilierung und »rassische« Merkmallosigkeit eine besonders perfide Gefahr für die »Reinheit der Rasse« dar. Schon die Judenghettos waren Produkt dieses antisemitischen Rassismus, der seine Opfer erst durch räumliche Einschließung und dann durch den gelben Stern mit Kennzeichen ausstatten mußte!

(Angebliche Merkmale eines »jüdischen Aussehens« waren nur propagandistische Konstruktionen die allerdings den jüdischen Menschen, deren Äußeres diesen zufällig entsprach, noch zusätzliche Schwierigkeiten bereiteten.)

Für alle rassistischen Absichten »eignen« sich JüdInnen als Opfer besonders, weil nicht mal für das »gesunde Volksempfinden« eine »Verschwörung der Neger gegen Deutschland« oder eine »negerbolschewistische Verschwörung« plausibel geklungen hätte. Aber ein paar JüdInnen in der KPD, im Ausland oder gar in Moskau, die ließen sich schon (er-)finden. Es ist dabei völlig egal, ob die Propagandisten dieser Hetze selbst an sie glauben. Sie war massenwirksam und mitursächlich für den Holocaust.

Antizionismus, das sei kurz erwähnt, ist eine politische Kategorie, keine rassistische. Pointiert ausgedrückt: »In der BRD gibt es weit mehr glühende leidenschaftliche Zionisten als Juden, besonders in den staatstragenden Parteien.« So die von JüdInnen gemachte Zeitschrift »Semit« 2/90 im Rückblick auf Strauß, Adenauer und Springer.

Die Wirksamkeit von Rassismen gerade bei sozial deklassierten Weißen läßt sich z.T. durch Konkurrenzdenken erklären. (Für Reiche sind ImmigrantInnen keine ökonomische Konkurrenz, sie wohnen eh in anderen Vierteln; Reiche können sich Liberalität im Wortsinne besser leisten.)

Je weniger linke Alternativen vorhanden sind, je schwächer Frauenbewegung und AntirassistInnen sind, desto mehr kann Deklassierung sich in Frauenhaß und Rassismus austoben. Auf der Basis von

real existierenden rassistischen Mustern führt Deklassierung nicht zur Solidarisierung gegen die Herrschaft, sondern zu einem patriarchalisch vorgeprägten Treten nach unten. Dies ist ein Ansatz, die »konjunkturelle« Entwicklung von Rassismen und Sexismen zu verstehen. Er beinhaltet jedoch keineswegs die Zurückweisung der (eigenen) Verantwortung für die Entscheidung zwischen Rebellion und Treten nach unten. Noch weniger soll er den Eindruck erwecken, Rassismen und Sexismen könnten allein durch den gesellschaftlichen Druck einer starken bzw. stärkeren Linken aus der Welt geschafft werden. Sie existieren ständig, latent oder offen. D.h., mit und in der Linken muß gegen sie gekämpft werden; auch zu Zeiten, in denen sie weniger offen wirksam sind. (Was weder 1968 noch 80/81 getan wurde!)

Wie schon gesagt, ist »Rasse« (ursprünglich) nur eine Konstruktion zu rassistischen Zwecken. Die Zuschreibung einer »Rasse« ist die Zuschreibung einer Position: herrschend oder beherrscht. »Rasse« ist ein (zusätzlicher) Faktor zur Stabilisierung ungleicher politischer, ökonomischer und patriarchalischer Verhältnisse.

Sie ist aber auch, weil diese Zuschreibung als Lebenserfahrung sehr real verspürbar ist, als »Rassenbewußtsein« von Schwarzen aufgenommen und umgedreht worden gegen die innere und äußere Kolonisation. »Rasse« wird dann zur Klammer für die Organisation von Widerstand gegen rassistische Unterdrückung. (Die Black Panther Party oder das Black Consciousness Movement sind wichtige Beispiele dafür.) Klassenunterdrückung und staatliche Gewalt werden als »Rassenbeziehung« erlebt und der Kampf gegen sie verläuft unvermeidlich ziemlich genau entlang der Grenze »weiß und schwarz«.

Dies etwa als Rassismus unter Rassismen zu verstehen, würde die unterschiedlichen Ausgangspunkte leugnen: Weiße Rassismen dienen der Aufrechterhaltung der imperialistischen Ordnung. Sie haben eine lange und blutige Geschichte. Generationen von Weißen haben in unterschiedlichem Ausmaß davon profitiert. Siedlerstaaten wie die USA, Israel, Südafrika, Nordirland haben durch institutionalisierte Rassismen und der Teilhabe an Eroberungen und Positionen die gesamte (weiße) SiedlerInnenbevölkerung, ArbeiterInnen eingeschlossen, profitieren lassen, wenn sich dagegen Widerstand entwickelt, sich Schwarzes Bewußtsein und Schwarze Organisationen konstituieren, von SklavInnenaufständen über Harlem bis Soweto, dann steht das in der Stoßrichtung gegen den imperialistischen Status Quo und gegen die weiße Geschichte. Von »Rassenbewußtsein« motivierte Kämpfe sind als Schwarze Kämpfe antirassistisch!

So lange wie nicht alle Rassismen besiegt sind, sind Organisationen um den Unterdrückungspol »Rasse« unverzichtbar:

Es hieße, sich in strategischer und taktischer Hinsicht selbst entwaffnen, wollte man die Realität von Vorurteilen und wahrnehmbaren Unterschieden, gleich welchen Ursprungs, leugnen. Es würde unmöglich vielleicht abgesehen von einigen tausend Studenten eine Massenbewegung zu organisieren. (Neville Alexander, 54)

So sind Schwarze Befreiungsbewegungen im nationalen Unabhängigkeitskampf antiimperialistisch und antirassistisch, aber nicht unbedingt auch antikapitalistisch oder antipatriarchalisch. Fanon schreibt, daß nach einer langen Phase kolonialistischer und imperialistischer Ent-Identifikation der trikontinentale Nationalismus die einzige Möglichkeit ist, zu einer kollektiven Identität und praktischen Vereinigung der vordem gespaltenen Unterdrückten zu kommen. Das ist vermutlich wirklich unausweichlich, aber es steht in der Tradition des alten Stufenmodells, bei dem die nationale Befreiung vor der der Arbeiter und die vor der der Frauen kommen soll. Klassenkämpfe und Patriarchat existieren zunächst weiter, werden aber für das nationale Ziel »stillgelegt«. Diese »Stillegung« ist aber nur eine scheinbare, von der Befreiungsbewegung im Programm festgelegte.

Während die Arbeitermassen und die Frauen als KämpferInnen in der Befreiungsbewegung deutlich präsent sind, und das auch einen wichtigen Unterschied zu Kolonial- und Marionettenarmeen

ausmacht, verschwinden sie nach dem nationalen Sieg wieder in der aufzubauenden Wirtschaft des Landes bzw. wieder in den patriarchalischen Strukturen der Gesellschaft, die nun zum Nationalstaat geworden ist: der nationale Sieg selbst wird nicht unbedingt über eine sexistisch-reaktionäre Mobilisierung gemacht. Das Alte stürzt wirklich mit den Kämpfen der Frauen. Aber danach wie im Iran erfolgt der Rückschlag; der zweite Schlag der nationalen »Revolutionäre« trifft dann »fundamentalistisch« oder stalinistisch die Frauen. (siehe auch Mies, 225 ff.)

Selbstverständlich sind Schwarze nicht nur in aus Befreiungsbewegungen entstandenen Nationalstaaten in Klassen und Geschlechter getrennt. Diese Trennungen nehmen in jedem Fall andere Formen an als zwischen Weißen, da sie durch eine lange Geschichte erfahrener weißer Rassismen und im Widerstand gegen diese überdeterminiert worden sind.

Bei der Kritik des Begriffs Arbeiterklasse ging es schon um die patriarchalischen und rassistischen Dimensionen in Klassenkämpfen.

Daß Schwarze antirassistische Organisation und Theorie nicht unbedingt antikapitalistisch sein muß und erst recht nicht antipatriarchalisch, entspricht dem.

IV.

Der Begriff Patriarchat ist von der neuen feministischen Bewegung als Kampfbegriff wiederentdeckt worden, weil die Bewegung einen Begriff brauchte, mit dem die Gesamtheit wie auch der systemische Charakter der unterdrückerischen und ausbeuterischen Verhältnisse ausgedrückt werden konnte, von denen Frauen betroffen sind. Patriarchat bezeichnet die historischen und gesellschaftlichen Dimensionen (...) und ist so weniger offen für biologische Deutungen, im Gegensatz zum Begriff Männerherrschaft. Geschichtlich sind patriarchalische Systeme keine universellen, zeitlosen Systeme, die immer existiert haben. (...) Wenn das Patriarchat einen bestimmten Anfang in der Geschichte besaß, kann es auch ein Ende haben. (Mies, 55/56)

Das lange Zitat über diesem Abschnitt teilt die hier verwendete Definition des Begriffs Patriarchat mit und hat zudem den Grund, daß Orientierung antipatriarchalischer Kritik unvermeidlich von (feministischen) Frauen vorgegeben wird. Dieser Abschnitt bringt keine Darstellung der feministischen Theorie und Praxis. Beides füllt inzwischen Regale und Realität. Der Verweis auf die Bücherliste im Anhang ist da wirklich ernstgemeint: Mann lese, was frau schon lange interessiert und kennt.

Einige Aspekte aus der feministischen Theorie und Praxis seien aber stichwortartig in Erinnerung gerufen: Die Gewalt gegen Frauen wurde aus dem privaten Bereich geholt und als strukturelle quer durch alle anderen sozialen Verhältnisse entschleiert; der humanistische Menschheitsbegriff zerfiel als männliche Abstraktion in Frauen und Männer und machte Frauen sichtbar; der herrschende Naturbegriff in der Wissenschaft wurde seiner behaupteten Neutralität entrissen und die Subsumierung der Frau unter Natur zurückgewiesen; die gesamte Philosophie inklusive der linken Denker als auf patriarchalen Prämissen beruhend kritisiert; die Aufdeckung des Zusammenhangs von Sexualität und Herrschaft; die Kritik aller Dichotomien (Zwei-Spaltungen) wie Körper/Geist, Natur/Mensch(Mann); die Kritik des Arbeitsbegriffs wie gesagt; die Bedeutung der Hausfrauenarbeit und der Subsistenzproduktion im Trikont durch Frauen; die Forderung nach Selbstbestimmung über den eigenen Körper gegen alle Reproduktionstechnologie oder § 218; und als letztes Beispiel hier noch: der generelle Nachweis, daß trotz aller Klassen- und »Rassen«-Hierarchien jeder Mann vom System die Kontrolle über zumindest eine Frau zugesprochen bekommt und es seine Verantwortung ausmacht, dies zurückzuweisen.

Viele dieser Kritiken und erst recht die damit verbundene Praxis (dazu im VII. Kapitel noch etwas) richten sich direkt gegen die traditionelle und die autonome Linke, da sie deren theoretische Voraussetzungen, Binnenstrukturen und auch deren Utopien (be-)treffen. (auch dazu in VII. noch weiteres) Noch etwas genauer zur Gewalt gegen Frauen: »Ich glaube, die Bedeutung von sexueller und physischer (psychische ist noch mal was anderes, weil deren Wirksamkeit oft an diese beiden gebunden ist) Gewalt gegen Frauen ist auch von uns selbst in seiner ganzen gesellschaftlichen Dimension noch nicht begriffen worden. Viel zu wenig haben wir deshalb (?) erfaßt und richtig durchdacht, was es wohl an Veränderung beinhaltet, daß zwar nur langsam, aber doch, Stück für Stück immer mehr an das sog. Licht der Öffentlichkeit kommt, auch wenn die Schwierigkeiten, Lösungen zu finden wegen des individuellen Charakters der Mißhandlung groß sind. Sexueller Mißbrauch als kleines Mädchen und Vergewaltigung, davon sind nicht einzelne Mädchen und Frauen betroffen, sondern Millionen. Gerade die Mißhandlung in der Kindheit ist wie sich allmählich abzeichnet ein Massenphänomen und zwar weltweit. Und wir können deshalb davon sprechen, daß dieses Phänomen die gesellschaftliche Rolle von Frauen prägt. Wer sich kundig gemacht hat, die/der ahnt zumindest, welche schrecklichen v.a. unbewußten Folgen für die Rollenconditionierung die (sexuelle) Gewalt in der Kindheit hat. Es ist für dein weiteres Leben als Frau ein Faktor, der immer eine Rolle spielt.« (aus einem Brief einer MitdiskutantIn).

Das Patriarchat existiert, wie eingangs definiert, nicht im luftleeren sozial-ökonomischen Raum. Es steht mit den anderen Unterdrückungen in Beziehung und in einer gemeinsamen Geschichte gegenseitiger Stabilisierung.

So kann es unter den Bedingungen der Klassengesellschaft die Frauen als abstrakte Wesen jenseits der Klassen, denen sie angehören, nicht geben. Die Formen der Frauenunterdrückung und des Widerstands dagegen! sind verschieden; bei der Bürgerin ist es eine andere als bei ihrer Putzfrau; bei der eine andere als bei einer Sweat-Shop-Näherin in Malaysia oder bei einer afrikanischen Subsistenzbäuerin. Auch die historische Spaltung in eine bürgerliche und eine proletarische Frauenbewegung folgte u.a. entsprechenden Klassenlagen. Beiden fehlte aber im Unterschied zur neuen Frauenbewegung eine feministische Theorie und wirkliche Autonomie. Die eine war oft gebunden an staatliche Reformpolitik und die andere bekam z.B. 1935 von der Kommunistischen Internationalen noch bescheinigt, daß es keine besondere Frauenfrage gäbe.

Heutige Auseinandersetzungen zwischen linken Feministinnen und kulturellen Feministinnen spiegeln z.T. auch verschiedene Klassenlagen und -bezüge wider. (Lynne Segals Buch darüber wird im Anhang etwas rezensiert und empfohlen.)

Die Unterdrückung der Frauen kennt weder ethnische noch rassische Grenzen, das ist richtig, aber das bedeutet nicht, daß sie innerhalb dieser Grenzen identisch ist. Und die Reservoirs unserer alten Macht kennen ebenfalls diese Grenzen nicht, sich mit dem einen zu beschäftigen, ohne das andere auch nur zu erwähnen, heißt, unsere Gemeinsamkeiten ebenso zu verkennen wie unsere Unterschiede. (Audre Lorde)

Es gibt den universellen patriarchalen Rahmen nicht... es sei denn, jemand postuliert eine internationale männliche Verschwörung oder eine monolithische unhistorische Machthierarchie. Es gibt jedoch ein weltweites Machtgefüge, innerhalb dessen jede Analyse von Kultur, Ideologie und sozio-ökonomischen Bedingungen notwendigerweise angesiedelt werden muß. (Chandra Talpade Mohanty)

Im Papier wurde schon neben Beispielen für die patriarchalische und rassistische Dimension kapitalistischer Ausbeutung die Durchdringung von Rassismen durch Klassenlage und -kämpfe erwähnt. Um die Dimension der Klassenunterschiede in der patriarchalischen Unterdrückung ging es eben.

Jetzt fehlt noch die Frage nach der Bedeutung von Rassismen und Eurozentrismus im Patriarchat.

Die Diskussion von Schwarzen und weißen Feministinnen darüber griff erst während der Zeit, in der die dem Papier zugrundeliegende Diskussion schon lief, auf die BRD-Frauenbewegung über.

Daß sie überall zuerst in Frauenzusammenhängen geführt wird und das heftig ist sicher kein Zufall. Linke Männer haben vergleichsweise schwerere Angriffe oder Themen hingegen abgeblockt oder ausgesessen. Dabei betrifft gerade sie die Kritik, eurozentristisch/rassistisch zu sein ohne jede Einschränkung und zwar zusätzlich zur Kritik an ihren patriarchalischen Privilegien.

Die Kritik Schwarzer Feministinnen ist ganz wesentlich für die triple oppression sie ist ja auch in gewisser Weise die Summe ihrer Erfahrungen. Ihre Kritik greift von einem feministischen Standpunkt aus Rassismen an und berücksichtigt auch die Klassenunterschiede und die Widersprüche zwischen Metropole und Trikont sowie deren Wahrnehmung und Verarbeitung.

Vor kurzem ist als Nr. 27 der 'Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis' ein Sammelband erschienen, der diese Kritik Schwarzer Feministinnen zusammenfaßt. In der Diskussion, aus der dieses Papier hervorgeht, spielten aber etwas ältere Texte u.a. aus England eine Schlüsselrolle und die sollen deshalb ausführlich zitiert werden. Sie sprechen ohnehin für sich.

Ein in deutscher Sprache erschienenes Zitat zu Beginn: »Zwei Drittel der Menschheit sind farbige, das müssen weiße Feministinnen sich bewußt machen. Sie müssen sich die Bedingungen ansehen, unter denen Menschen leben und über Machtverhältnisse sprechen. Wer hat die Macht, Unterdrückung durchzusetzen? In welcher Position befinden sich farbige Frauen? Jede unterdrückte Gruppe muß ihren Weg zur Befreiung selbst beschreiten und definieren.

Aber weiße Feministinnen sollen erkennen, daß sie einen Teil des ökonomischen, kulturellen Imperialismus und einer ethnozentristischen Sichtweise bilden und häufig meinen, ihr Intellekt stünde über dem anderer Bevölkerungsgruppen. Wieviele der weißen Feministinnen wären bereit, die intellektuelle Führung von afrikanischen Frauen zu akzeptieren? Wie können Frauen über irgendeine andere Art Freiheit sprechen, ohne nach Südafrika zu blicken? Feminismus muß sich mit Imperialismus, mit Fragen von Landrechten, den Maoris, den Native Americans, den Schwarzen Frauen in Südafrika befassen sonst ist es ein kurzsichtiger Feminismus ohne globale Vision.« (Gloria Joseph, Interview in TAZ v. 29.2.1988)

»Es wird behauptet, daß Rassismus und Sexismus als Prozesse ähnlich sind. Ideologisch z.B. werden beide durch Rückgriff auf natürliche und biologische Unterschiede konstruiert. Es wird auch gesagt, daß die Begriffe »Rasse« und Geschlecht beide soziale Kategorien darstellen. Aber sobald eine historische Analyse gemacht wird, wird es offensichtlich, daß die beiden Sachen verschieden sind und auch die Analyse unterschiedlich sein muß.

Die Tatsache, daß Schwarze Frauen gleichzeitig von Patriarchat, Rassismus und Klassenherrschaft unterdrückt werden, ist der Hauptgrund dafür, nicht Parallelen einzuführen, die die dreifache Unterdrückung unsichtbar machen würden.

Wir können keine alleinige Quelle von Unterdrückung festlegen. Wenn weiße Feministinnen das Patriarchat alleine bestimmen, wollen wir ein komplexeres Konzept. Wir finden es auch schwierig, Klassenzugehörigkeit vom Sexismus zu trennen, da wir beides gleichzeitig erfahren in unserem Leben. Als Schwarze Frauen sind wir notwendigerweise solidarisch mit Schwarzen Männern gegen den Rassismus. Eine Solidarität, die weiße Frauen mit weißen Männern selbstverständlich nicht haben können. Wir kämpfen zusammen mit Schwarzen Männern gegen Rassismus aber genauso gegen ihren Sexismus. (...)

Die weiße feministische Theorie und Praxis muß erkennen, daß weiße Frauen in einer Machtrelation als Unterdrückende zu Schwarzen Frauen stehen. Das kompromittiert jede feministische Theorie, die von der Gleichheit aller Frauen ausgeht. Drei zentrale Bestandteile

feministischer Theorie (Familie, Patriarchat, Reproduktionsarbeit) werden problematisch, wenn sie auf Schwarze Frauen angewendet werden. Die Art und Weise, in der das Geschlecht von Schwarzen Frauen sozialisiert wird, unterscheidet sich von der Herstellung weißer Weiblichkeit, weil die rassistische Komponente hinzukommt. (...) Die Begrifflichkeit der Abhängigkeit der Hausfrau ist für Schwarze Feministinnen problematisch. Die Behauptung, daß dieses Modell die Lücke zwischen der materiellen Situation im Haushalt und der Ideologie der Weiblichkeit verbindet, übersieht, daß Schwarze Frauen sehr oft Haushaltsvorstand sind. Schwarze Männer sind sehr oft arbeitslos und Frauen von ihnen so nicht abhängig. Wie kann behauptet werden, daß Schwarze Männerherrschaft in der gleichen Art existiert und funktioniert wie weiße Männerherrschaft? Die Geschichte des Sklaventums, Kolonialismus und Imperialismus haben weiße Männerrollen systematisch für die Schwarzen Männer unmöglich gemacht (...) Machtstrukturen der Sklaverei sind offensichtlich auch patriarchalisch. Jedoch sind Schwarze Frauen auf verschiedene Arten patriarchalisch behandelt worden von weißen und von Schwarzen Männern (...). Das Konzept der Reproduktionsarbeit muß auch problematisiert werden. Was bedeutet dieses Konzept in einer Situation, in der Schwarze Frauen die Hausarbeit für weiße Frauen erledigen? In diesem Fall sind sie nicht Lohnarbeiterinnen, aber in einer Rolle, in der sie gleichzeitig die Reproduktion Schwarzer Arbeiterinnen und von Weißen im weißen Haushalt erledigen. (...)

Die Tendenz, die Unterdrückung von (einer so unbestimmten Kategorie wie) 'Drittweltfrauen' bis zur Aussagelosigkeit hin zu verallgemeinern, ist typisch dafür, wie Weiße mit der Besonderheit all unserer Erfahrungen und Unterdrückungen umgehen in ihren Konzepten und Theorien. Der Begriff Patriarchat wurde eingeführt um sexistische Kräfte von anderen sozialen Mächten wie z.B. dem Kapital zu unterscheiden. Aber der Gebrauch des Patriarchatsbegriffs verdeckt wiederum andere Unterschiede.« (Hazel V. Carby, in: The Empire Strikes Back, 1982)

Die Art und Weise, in der Kapital, Patriarchat und 'Rasse' die Ausbeutung und Unterdrückung Schwarzer Frauen strukturieren, läßt es unmöglich und nicht wünschenswert erscheinen, einen vornehmlichen Grund von Unterdrückung auszusondern: Alle drei sind der täglichen Erfahrung Schwarzer Frauen immer eigen. (Pratibha Parmar)

Die folgenden Zitate stammen aus einem Vortrag einer Philipina, den sie auf einem Treffen von »Agisra« (AG gegen internationale sexuelle und rassistische Ausbeutung) in Frankfurt/M. hielt und beziehen sich direkt auf die BRD-Situation.

Ihre Kritikpunkte stehen im konkreten Kontext der Frauenbewegung, sie müssen aber voll auf die weiße Linke insgesamt gerichtet werden. Deshalb stehen sie hier.

»Zum Alltag einer Ausländerin in der BRD gehört unausweichlich das Erleiden des weißen Rassismus, gekoppelt mit Sexismus. Es wird ihr ständig klargemacht: Das Land gehört dir nicht. Sie fühlt sich verloren, ungewollt, minderwertig, isoliert. Und sie schämen sich, die ausländischen Frauen, da man sie als 'gekaufte' Frauen ansieht: schmutzig, ohne Moral. 'Wie können sie sich nur verkaufen lassen?' steht auch auf den Gesichtern von deutschen Frauen. Was habt ihr für eine Ahnung davon, was bei uns zu Hause läuft? Was es heißt für die Multis, ausgebeutet zu werden. (...) Ihr betrachtet uns als Opfer. Opfer? Als Opfer will ich nun ganz gewiß nicht gesehen werden, weil ich Angst hätte, ihr würdet mich 'retten', mir mitleidig helfen wollen. Wir brauchen nicht euer Mitleid, sondern eure Mit-Betroffenheit. Danach können wir über Solidarität reden. Solidarität setzt Gleichgewichtigkeit voraus, equal footing: daß wir auf gleicher Ebene stehen, und nicht die eine oben und die andere unten (...). Und in den Köpfen vieler von euch steht: Warum lassen sie sich von den blöden deutschen Männern so behandeln? Warum lassen sie sich nicht scheiden? Ihr werdet es nicht verstehen, nicht akzeptieren, weil ihr sie mit euren eigenen Maßstäben beurteilt, bewußt oder unbewußt. Weil ihr keine Ahnung habt, worum es ihr geht, wie ihre Bedingungen zu Hause sind, wie gering ihre Möglichkeiten. Vor allem aber: Weil ihr es nicht akzeptieren könnt, daß es

viele Wege zur Emanzipation gibt (...). Was heißt deutsche Frauen? Sie nennen sich unsere Schwestern. Unsere großen Schwestern... Sie sind unsere Gesprächspartnerinnen, die mit uns unsere Probleme diskutieren. (Haben deutsche Frauen keine Probleme? Warum sind immer wir es, die erzählen?) (...) Sie sind auch die herrschenden Frauen, aufgrund ihrer Zugehörigkeit, ihrer Nationalität, als Mittäterinnen in der Ausbeutung der unterentwickelten Länder der Dritten Welt. Sie sind uns gegenüber sehr solidarisch, machen auch Kampagnen (mit), um die Unterdrückung der Frau in unseren Ländern zu bekämpfen. Länder, in denen oft der Krieg Alltag ist. Was wißt ihr wirklich von unseren Ländern? Warum seid ihr solidarisch mit uns? Was steckt dahinter? (...)

Sie sind auch die Frauen, die in Ländern der Dritten Welt gewesen waren, zum Urlaub oder zu einem Studienprojekt, und die, wenn sie zurück sind, sich als Expertinnen geben. Sie sind dann Referentinnen und Sprecherinnen für uns und unsere Frauenbewegungen. Und bei manchen von euch gelten sie sogar als glaubwürdiger als wir selbst. (...)

Ein anderer Grund, warum deutsche Frauen Projekte für Ausländerinnen unterstützen, ist die Begeisterung vieler linker Frauen für die Stärke der sozialen Bewegungen und die Befreiungskämpfe in der sog. Dritten Welt. Die Ausgangsbedingungen sind klar: die soziale Lage in bestimmten Ländern der Dritten Welt, Ausbeutung, Korruption, Feudalismus, US-Imperialismus schaffen Voraussetzungen für die Befreiungsbewegungen. Die Unterdrückungssituation in den Ländern ist so klar wie nur möglich. In den Ländern des Reichtumsmonopols dagegen kann sich eine solche Stärke nicht oder nur schwer entwickeln. Dennoch ist da bei vielen Frauen die große Sehnsucht nach der Begeisterung der Massen, ihrer Stärke, ihrem Kampf, wie sie ihn hier nicht erleben können. Dies hat auch mit dem Begriff zu tun, daß das, was fremd ist, exotisch ist. Die Sehnsucht kann ich verstehen. Schwer allerdings ist für uns zu ertragen, wenn die weißen Frauen anfangen, uns zu lehren, wie wir unsere Kämpfe führen sollen. Schwierig, wenn sie uns gegenüber in alter kolonialistischer Art ihre feministische Theorie durchsetzen wollen. Schwierig, wenn sie zugleich als Geldgeberinnen Anerkennung von uns verlangen.« (Liclic Orben-Schmidt, TAZ vom 10.7.1989)

Nochmal: Alles hier Gesagte betrifft linke Theorie und linkes Verhalten mindestens genauso und linke (weiße) Männer noch viel mehr. Wenn die hier ausführlich zitierten einen starken Bezug auf Frauenzusammenhänge haben, so liegt das schlicht daran, daß sonst wenig darüber diskutiert wird und anderswo keine so überzeugenden Texte zu finden sind.

V.

Der Zweck des Theoretisierens besteht nicht darin, unsere intellektuelle oder akademische Reputation zu erhöhen, sondern darin, uns Möglichkeiten zu erhoffen, die historische Welt und ihre Prozesse zu erfassen, zu verstehen und zu erklären, um Aufschlüsse für unsere eigene Praxis zu gewinnen und sie gegebenenfalls zu ändern. (Stuart Hall, 173)

Theorie, die auf Erkennen und Bekämpfen von Unterdrückungsverhältnissen abzielt, ist keine hohle Kopfrockerei. Theoriefeindlichkeit ist eine teilweise Selbstentwaffnung, weil ohne Theorie nur noch unmittelbar erfahrene Herrschaft registriert wird, ohne deren Struktur, Geschichte und globale Reichweite. Zu deren Erkennen sind Vorstellungen, Begriffe und eine vermittelnde Sprache erforderlich. Gemeinsame Sprache eint, Begriffswirrwarr und unklare Vorstellungen trennen.

In allen Befreiungsbewegungen ist die Aneignung von Wissen unter meist schwierigen Bedingungen ein zentraler Teil des Kampfs; Theorie ist eine Waffe und Waffen werden nicht freiwillig liegengelassen.

Die Gesamtheit der Unterdrückungen, die hier Thema sind, kann gar nicht durch unmittelbare

Erfahrung von allen erkannt werden. Je weißer, je männlicher, je reicher, je metropolitane, desto weniger, und desto größer die solidarische Verpflichtung, sich diese Realitäten als Lernprozeß anzueignen, um dann effektive Solidarität üben zu können.

Herrschaft ist ein zentraler Begriff. Sie als eine Seite der Dualität zwischen Männern und Frauen, zwischen Weißen und Schwarzen, zwischen Lohnarbeit und Kapital zu definieren, greift viel zu kurz. Das unterstellt eine Ausschließlichkeit und völlig getrennte Existenz der jeweiligen Seiten, wie sie jeder Dialektik völlig fremd ist. Herrschaft zum Zweck von Ausbeutung und Machterhalt ist vielmehr eine vielgestaltige Praxis von Unterdrückungen auf der Grundlage mehrerer sich überlagernder Bedingungen.

Die Ausübung von Herrschaft verändert sie im Verlauf der Geschichte ständig und formt ihre materiellen und verinnerlichten Strukturen ständig neu. Es gibt nicht geschichtslos den Kapitalismus oder das Patriarchat oder die Rassismen. Sie selbst und ihre Verbindungen sind Prozesse ständiger Veränderungen.

Bei diesen Unterdrückungen zwischen materieller Basis und ideologischem Überbau zu unterscheiden, ist eher akademisch. So »ist es in letzter Zeit ziemlich schwer geworden, ein simples ökonomisches Klasseninteresse zu finden, das nicht von Ideologie durchsetzt ist.« (Hall) Und Gramsci weist darauf hin, daß es eine »rein didaktische Unterscheidung von Form und Inhalt« ist, »die materiellen Kräfte als Inhalt und die Ideologie als Form« anzusehen. Denn »die materielle Gewalt ist historisch nicht ohne Form begreifbar, und die Ideologien würden ohne die materielle Gewalt Schrullen von Einzelnen bleiben.« (Philosophie der Praxis, 170) Die materielle Gewalt von »Ideologien« wie Rassismen und Frauenhaß ist allzu offensichtlich.

Herrschaft ist niemals vollkommen, sie hat Risse und ihre Verinnerlichung verläuft nicht widerspruchsfrei. Unterdrückungen werden nicht getrennt voneinander ausgeübt und alle werden in den Metropolen anders als im Trikont praktiziert. Sie werden unterschiedlich erfahren, abhängig davon, welchen Unterdrückungen die Beherrschten ausgesetzt sind, abhängig davon, welche sie eventuell selbst ausüben oder nutzen und vor allem: abhängig davon, ob sie sich wehren.

Nicht die Getrenntheit von Unterdrückungen ist wesentlich, sondern ihre Artikulation zueinander. Keine wird völlig auf eine andere zurückgeführt oder völlig vereinnahmt von anderen, sie bilden eine zusammenhängende Wirklichkeit. Das Denkmodell einer netzförmig angelegten Herrschaft ist als Vorstellungsbehelf gar nicht schlecht: Die Maschen des Netzes sind weiter (Metropole) oder enger (Trikont). Die Fäden älter (Patriarchat) oder neuer (Kapitalismus). Stabiler (in der BRD z.B.) oder schwächer (in Mittelamerika z.B.). Die Fäden bilden unterschiedliche Knoten (Rassismen sind anders mit Kapitalismus verbunden als das Patriarchat usw.) und das Netz wird von manchen repariert und neu geknüpft (Kapital, Staat, Weiße, Männer), um andere zu fesseln (Frauen, Schwarze, ArbeiterInnen) und sie zerreißen es, so gut sie können.

Die Vorstellung einer netzförmigen Herrschaft, in der jeweils bei jedem Faden und Knoten Oben und Unten erhalten bleibt, aber keine alleinige Ursache, kein Hauptwiderspruch mehr vorausgesetzt wird, berührt auch die Frage nach dem revolutionären Subjekt.

Wenn es nicht mehr aus einer Dualität, aus einer einzigen letztlichen Ursache abgeleitet werden kann, dann kann auch keiner Gruppe von Unterdrückten mehr eine privilegierte Avantgardeposition zugewiesen werden.

Ein revolutionäres Subjekt aber nun etwa per Addition der Unterdrückungen bestimmen zu wollen (Wer ist am meisten unterdrückt? Die müssen sich am meisten wehren!) wäre eine abstrakte Konstruktion aus der Mengenlehre, deren Schnittmenge Schwarzen ArbeiterInnen eine Rolle zuwies, um die sie nicht gebeten haben (siehe auch »Brotrevolten...«, 2/3). Ihre Auspreisung als revolutionäres Subjekt wäre für die metropolitane Linke ziemlich bequem, da konsequenzlos. Das Leben und die Forderungen Schwarzer Frauen und Arbeiterinnen können aber sehr wohl Maßstab

sein bei der Frage, wie die Utopie von Befreiung beschaffen sein muß, die alle Unterdrückungen beendet. Dabei wird keine einzige Unterdrückung relativiert, sondern ihre Gesamtheit macht die Bestie vollständig sichtbar!

Die Frage, welche Unterdrückung die wichtigste ist, hat meist den (Hinter-)Sinn gehabt, strategische Konsequenzen festzuklopfen; die sozialdemokratischen und stalinistischen ArbeiterInnenorganisationen haben so die Ausbeutung der Lohnarbeiter jahrzehntelang als die wichtigste gegen alle »Nebenwidersprüche« behauptet. Abstrakt läßt sich diese Frage gar nicht beantworten, ohne bei unerträglichen Vergleichen anzukommen (Ist Hexenverfolgung schlimmer als Sklaverei? Ist Gewalt gegen Schwarze Männer schlimmer als gegen weiße Frauen? Sind Kriege in den Metropolen schlimmer wie Kriege im Trikont?).

Die Frage stellt sich konkret aber anders. Denn die Feststellung der globalen Gleichzeitigkeit verschiedener Unterdrückungen und die Vorstellung einer netzförmigen Herrschaft verlangen nach der Anwendung auf die jeweilige unmittelbare Situation, auf die konkret erfahrene und ausgeübte Unterdrückung. Dort treten Unterschiede in der Zusammensetzung der Unterdrückung zu Tage. Und diese kann sehr/mehr patriarchalisch, mehr/sehr rassistisch, mehr/sehr imperialistisch oder kapitalistisch sein.

Ein paar Beispiele zur Illustration: Gewalt eines Weißen gegen die weiße Ehefrau hat nur peripher etwas mit kapitalistischer/imperialistischer Ausbeutung zu tun und eigentlich nichts mit Rassismen; ein weißer Malocher am Fließband wird nicht rassistisch und schon gar nicht sexistisch ausgebeutet; ein Schwarzer Malocher neben ihm aber zumindest auch noch rassistisch unterdrückt; wenn weiße Arbeiter einen Schwarzen zusammenschlagen, ist das in allererster Linie rassistisch auch wenn es Ursachen in der kapitalistischen Ausbeutung aller Beteiligten haben kann; wenn Schwarze Arbeiterinnen gegen einen weißen Chef streiken, dann kommen ganz andere Komponenten zusammen; die Liste der Beispiele ist so unendlich wie die Wirklichkeit.

Daß gegen alle Unterdrückungen zu kämpfen ist, versteht sich; und von dem Erkennen der konkreten Zusammensetzung der Unterdrückungen hängt ab, wie gekämpft wird.

Daß dabei der Kampf gegen eine Unterdrückungskomponente das Netz auch anderswo löchert (wie z.B. im britischen Miners' Strike die Bergarbeiterfrauen sich organisierten) ist willkommen und ebenso möglich wie das Zuziehen des Netzes an einer anderen Stelle durch einen falsch oder unvollständig geführten Kampf (Arbeiterkämpfe richteten sich oft gegen »doppelt«-verdienende Frauen oder gegen Schwarze).

Das Risiko, Kämpfe falsch oder unvollkommen zu führen, ist ein Grund, die linke Selbstgewißheit und Selbstzentriertheit aufzugeben. Juliet Mitchell hat das mal so ausgedrückt: »Eine ausgebeutete Klasse, eine unterdrückte Gruppe kann so lange kein politisches Bewußtsein erlangen, so lange sie nicht die Beziehungen aller Klassen und Gruppen dieser Gesellschaft zueinander erkannt hat; durch In-sich-gekehrt-sein wird sie niemals zu diesem Bewußtsein kommen.« (nach Argument, Nr. 165, 365)

VI.

Exkurs: NS-Faschismus und Kommunistischer Widerstand Der ist weniger unvermittelt zum Thema als es scheinen mag, denn der NS-Faschismus ist das historische Lehrstück für eine spezifisch deutsche Kombination von Kapitalismus/Imperialismus, Patriarchat und Rassismen. Sich im Angesicht des neuen großdeutschen Imperialismus den alten etwas zu vergegenwärtigen, ist sicher notwendig. An zurückliegenden historischen Phasen läßt sich ohnehin manches besser erklären und verstehen als beim bloßen Ansehen der Aktualitäten.

Die linkstraditionelle Analyse des NS als Diktatur der reaktionärsten Fraktionen des Finanzkapitals

erfaßt zwar die dann entscheidende Unterstützung der Monopole für die Nazis, stellt aber nur einen Aspekt des NS heraus. Das »Versagen der Arbeiterklasse« wird dadurch ebensowenig erklärt wie die relativ große Massenbasis des NS-Faschismus in Deutschland.

Wie bei jedem Nationalismus beruhte die Popularität des NS auf dem Versprechen, aufgrund der Zugehörigkeit zu einer Nationalität oder »Rasse« Privilegien zu erhalten gegenüber denen, die nicht dazugehörten. Er illusionierte auch eine Identität, die die reale Existenz überhaupt nicht hergab, die aber einem Streben gegen Isolation und nach Ein- und Unterordnung entgegenkam. Die Mobilisierungskraft der Nazi-Ideologien knüpfte an bereits vorhandene an: rassistische Vorstellungen einer deutschen Überlegenheit gegenüber anderen Völkern; Forderungen (von Ärzten) nach Ausschaltung »lebensunwerten Lebens« in der sozialdarwinistischen Tradition; männerbündische Freikorpsideale, die sehr gereizt auf die sich verändernden Frauen der 20er Jahre reagierten; Ideologien von der Notwendigkeit von »Lebensraum« und Rückgewinnung der Kolonien mittels Revision des Versailler Friedensvertrages; und nicht zuletzt ständische Ideologien gegen die Klassenkämpfe und für eine »Volksgemeinschaft«. Die Wirksamkeit dieser Ideologien vervielfachte sich im NS durch ihre Materialisierung in einem staatlichen Apparat. Das führte zu der kurz erwähnten Tolerierung der Vernichtung von »nichtarischen« oder linken KlassengenossInnen.

Der NS war ein ganz besonderer Fall rassistischer Arbeitsorganisation. Speziell in der Kriegswirtschaft reichte die Palette der Ausbeutungsformen von Lohnarbeit industriellen Typs über fast unbezahlte Zwangsarbeit bis zu ArbeitssklavInnen und Vernichtung durch Arbeit. Die Unterteilung entsprach streng der Nazi-»Rassen«-Skala: Die Leitung deutsch-»arisch«, ebenso die Meister und Techniker. Unfreiwillig »angeworbene Zivilarbeiter« aus dem Westen oder der Tschechei nahmen die Stufe darunter ein. Tiefer standen die polnischen ArbeiterInnen und ganz unten sowjetische Kriegsgefangene. Neben ihnen, je nach aufgenähtem Winkel, arbeiteten KZ-gefangene Frauen und Männer, die je nach ihrer »Nützlichkeit« und ihrem Auspowerungsgrad früher oder später umgebracht wurden.

Mit dieser Kombination von ArbeiterInnen wurden wohlgemerkt nicht irgendwelche einfachen Güter produziert, sondern es wurden Hochtechnologieprojekte in zentralen Sektoren betrieben! Im IG-Farben-Werk Auschwitz lagen z.B. Ausbeutungsformen, die sonst durch Kontinente oder ganze historische Epochen voneinander getrennt sind, Hand in Hand (siehe auch »1999«, 4/89).

Widerstand gab es vor allem in den unteren Hierarchieebenen, aber die Gefangenen, die PolInnen, RussInnen oder JüdInnen wurden von der großen Masse der deutschen ArbeiterInnen allein gelassen. Die verhielten sich nicht als KlassengenossInnen, sondern ihrer Stellung in der Hierarchie entsprechend als Herrenmenschen. Die, die sich solidarisierten, waren Linke oder einfach noch mitleidige ArbeiterInnen, aber das waren nur Prozente von Millionen.

Mag es nach NS-Logik ökonomische Gründe auch für die Massenvernichtungen der JüdInnen und der Bevölkerung im Osten gegeben haben, so war insgesamt nur rassistische Ideologie wirksam. Die regelte die Reihenfolge der Vernichtung, die regelte die Auswahl zu Menschenversuchen. In gewisser Weise hat der NS alle historischen Rassismen in 12 Jahren komprimiert angewendet: die Verfolgung der Kranken und geistig Behinderten bis zu ihrer Ermordung, die Pogrome gegen JüdInnen bis zum Holocaust, die Kriege zur Gewinnung von Kolonialraum und die Ausbeutung und Ausrottung der dort Lebenden (Programme für den afrikanischen Raum lagen fertig in den Schubladen).

Die NS-Ideologien mobilisierten ihre AnhängerInnen nicht nur über Angriffsziele, sondern auch über die Brutalität, über die »rassistische Reinheit« und den Führerkult der Parteiorganisationen. Der Wunsch nach eigener Macht in deutlichen Verhältnissen konnte sich im Treten nach unten austoben.

Im privaten Bereich bot der NS zumindest dem Programm nach die abgesicherte Kontrolle über

mindestens eine Frau.

Im gesellschaftlichen Bereich haben Rassisten an der Macht ein unmittelbares Interesse an der Kontrolle »ihrer« Frauen, weil die für die Reinheit und den Fortbestand der »Rasse« unverzichtbar sind. Alle Verbesserungen, die vom NS den Frauen versprochen wurden, dienten nur dem Zweck, sie in dieser Rolle zu halten. Diese Rolle galt aber nur für »arische« Frauen die rassistische Trennung durchzog beide Geschlechter, Jüdinnen, Polinnen oder Russinnen wurden wegen ihrer Nationalität und »Rasse« und gerade deshalb verfolgt, weil ihre »fremdrassigen« Nachkommen unerwünscht waren. Sie wurden nicht als Mütter heroisiert, sondern als »Untermenschen« behandelt. In Ravensbrück oder anderen Frauen-KZ von deutschen Aufseherinnen, soweit diese die Macht von der SS dazu bekommen hatten (siehe u.a. Ebbinghaus, Opfer und Täterinnen).

Deutsche Frauen, die gegen den NS gekämpft haben, haben dies getan, weil sie Kommunistinnen waren, weil sie Jüdinnen waren und als solche zum Kampf bereit sein mußten.

Daß etwa 800.000 Soldatinnen in der Roten Armee und weitere bei den PartisanInnen im Westen und Osten gekämpft haben, ist in letzter Zeit bewußter geworden (siehe Strobl, Sag nie, du gehst den letzten Weg oder Alexijewitsch, Der Krieg...).

Die Trennung aller Frauen entlang ihrer »Rasse« und Nationalität, entlang ihrer politischen Überzeugungen und entlang ihrer Klassenlage überdeckte im NS und im Zweiten Weltkrieg insgesamt gesehen die patriarchalischen Widersprüche ihrer jeweiligen Gesellschaften. Frausein an sich entschied nicht über die Seite der Barrikade.

Es ist nicht der Wortlaut des Statuts, sondern der von den tätigen Kämpfern in diesen Wortlaut hineingelegte Sinn und Geist, der über den Wert einer Organisation entscheidet. (Rosa Luxemburg)

Es soll nicht behauptet werden, die Geschichte wäre 1933 anders verlaufen, hätte die KPD eine andere Politik gemacht. Die (revolutionäre) Linke war schwach, hatte wenig Geld, noch weniger Waffen und stand gegen eine breite Front bürgerlicher und faschistischer Kräfte. Aber ein paar Aspekte fallen doch (vielleicht lehrreich) auf.

In Entsprechung zur Bolschewisierung in der Sowjetunion wurden auch in der KPD ab Anfang der 20er Jahren strikte Hierarchie, Fraktionsverbot und die Parteilinie als einzig Richtige dogmatisch festgeklopft und etwaige Abweichungen mit Ausschlüssen bestraft. Daß in solchen Strukturen kulturrevolutionäre oder Frauenansätze, die von vornherein als kleinbürgerlich-anarchistisch oder als Nebenwiderspruch abqualifiziert wurden, keine Chance hatten, die Parteilinie zu beeinflussen, versteht sich. Mit der Stalinisierung der KPD verschwanden die Frauen vollständig aus Parteivorsitz und Vorstand (Politbüro). Um der Nazipropaganda Angriffsflächen zu nehmen, wurden auch Kommunisten jüdischer Herkunft aus der ersten Reihe entfernt. Die KPD war nicht rassistisch, aber sie hatte da weiße Flecken. Im Programm war die KPD Frauen gegenüber fortschrittlicher als andere Parteien (Abschaffung des §218 z.B.), aber sie sagte eben auch: Nebenwiderspruch. Und Rosas Frage an die russische KP galt ja auch noch für die KPD.

Der Solidaritätsbegriff meinte den klassenbewußten Proletarier, die KPD war auf männliche Werte ausgerichtet. Nie mehr als 15% Frauen hatte sie in ihren Reihen, nur die halb karitative Rote Hilfe wurde etwa zur Hälfte von Frauen gemacht. Das ganze Private wurde vom Klasseninteresse abgespalten und damit verschwand die patriarchalische Unterdrückung in der Proletarischen Familie, der die KPD-Propaganda gern saubere Mädels, starke Genossen und Heldenmütter andichtete. Das war die Parallele zur UdSSR, wo nach ersten fortschrittlichen Gesetzen die beginnende Frauenemanzipation vom Stalinismus gekippt wurde (siehe u.a. Mahaim/Holt/Heinen, Frauen und Arbeiterbewegung).

»Die psychische Struktur einer Klasse ist ein Moment ihrer objektiven Situation.« Dieser Satz ist

einer Studie entnommen, die 1929/30 unter einigen hundert Arbeitern (nur ganz wenige Arbeiterinnen nahmen daran teil) u.a. KPDler und Sozialdemokraten, durchgeführt wurde.

Ein Ergebnis war, daß die tatsächlichen Einstellungen vieler Linken in speziellen Fragen vom offiziellen Parteiprogramm und einer fortschrittlichen Auffassung ganz erheblich abwichen. Die stabilen antifaschistischen Kräfte waren viel geringer als es MitgliederInnenzahl und Propaganda der SPD und KPD vermuten ließen. Sicher haßten alle Linken den Krieg, sie wünschten Freiheit und Glück. Sie folgten auch ihrer Partei aber sie waren nicht unbedingt bereit zu persönlichem Risiko und privaten Konsequenzen. Ihre politischen Ansichten beschränkten sich oft auf den öffentlichen Bereich und waren auch nicht emotional in ihrer Persönlichkeit verankert.

Die Untersuchung arbeitete mit Fragen. »Wodurch kann die Welt verbessert werden?« wurde vom KPDler natürlich mit »Durch die Zerschlagung der herrschenden Klasse!« beantwortet. Ja gut, nur wenn derselbe die Frage, ob man bei der Kindererziehung ohne Prügel auskommen sollte, mit der Antwort »Kinder brauchen Prügel, um Respekt zu bekommen« kontert, oder wenn er, wie immerhin 23% aller KPDler entgegen dem KPD-Parteiprogramm gegen die Berufstätigkeit von Frauen ist, dann stimmt da was nicht. (Das wird in der Untersuchung genauer gemacht, als es hier geht.)

Von allen KPDlern, Sozialdemokraten und Linksozialisten in der Untersuchung hatten nur 15% ein sowohl politisch-programmatisch als auch privat-persönliches revolutionäres Verhalten. Nur von ihnen konnte erwartet werden, daß sie in kritischen Zeiten »den Mut, die Opferbereitschaft und die Spontaneität aufbringen würden, die zur Führung der weniger aktiven Elemente und zur Besiegung des Gegners notwendig sind.« Weitere 25% galten als »verlässlich, aber nicht aktiv« und der Rest war entweder indifferent oder im Privaten stockreaktionär. In der KPD waren relativ viermal so viele wirkliche Revolutionäre mit den privaten Konsequenzen wie in der SPD, besonders bei den »Kadern« war der Prozentsatz hoch (siehe Fromm, Arbeiter und Angestellte...). Der Eindruck, daß nur Kader gute Revolutionäre waren, wäre allerdings etwas schief, da grade die nicht stalinistischen KommunistInnen nicht (mehr) in der KPD waren und von der Untersuchung nicht genau erfaßt wurden. Viele Mitglieder waren zum Untersuchungszeitpunkt hingegen erst ein paar Monate in der KPD und die Fluktuation zwischen den Parteien der Linken und Rechten war sehr hoch.

(Eine erforderliche Anmerkung noch zu dem Zusammenhang zwischen politischem Bewußtsein und persönlichem Verhalten: es handelte sich bei der Studie lediglich um eine Befragung; eine Untersuchung des tatsächlichen Verhaltens auch der »privat-persönlichen« Revolutionäre hätte das Ergebnis mit Sicherheit noch miserabler ausfallen lassen.)

Wen juckt nun nicht die Frage, wie eine vergleichbare Untersuchung linker Organisationen und Gruppen heute ausfallen würde?

VII.

Versuche, das Kollektivsubjekt einer gesamtgesellschaftlichen Veränderung zu benennen, sind noch und noch in einen von zwei Holzwegen geraten. Entweder man benennt eine Organisation Partei, Gewerkschaft o.ä. und darin ist das revolutionäre Subjekt keines aus Fleisch und Blut, sondern eine Institution, die ihren Mitgliedern äußerlich gegenübersteht, die aber genau identifizierbar ist nämlich durch ihr Programm, ihre Verwaltungsregeln, ihre Mitgliederlisten.

Oder man benennt nicht eine Organisation, sondern eine Tendenz, eine Wolke von individuellen Subjekten, deren Bestand nicht verlässlich identifizierbar ist und deren Programm nicht vorliegt, sondern durch Interpretation erschlossen werden muß. (Ruedi, Schweizer autonomer Genosse)

Die beiden Holzwege können vermieden werden, wenn hier von der autonomen Linken gesprochen wird. Denn sie ist eindeutig eine Tendenz und keine festgefügte Organisation mit festgelegtem Programm. Dennoch existierende Zusammenhänge sind eher punktuell und zeitlich fließend. Wer und was nun gemeint ist mit der autonomen Linken, wird beim Lesen schon jede/r merken.

Die autonome Linke ist keine fertige Formation für revolutionäre Veränderungen, und große Teile der Autonomen wollen auch keine festeren organisatorischen Strukturen. Sie ist eher Ausdruck von Rebellion als von Widerstand gegen Herrschaft. Sie ist trotz gelegentlicher Initiative und anderslautenden Behauptungen eine defensive Richtung was bei den Kräfteverhältnissen in der BRD kein Wunder ist.

Sie trägt selbst an der Geschichte, sie ist nicht um 1980 aus dem nichts entstanden. Es ist kein Zufall, daß sie nicht in den Fabriken von ArbeiterInnen ins Leben gerufen wurde. Es ist kein Zufall, daß sie sich nie als antipatriarchale Kraft mit Frauen an ihrer Spitze realisierte. Es ist kein Zufall, daß sie weiß und fast rein deutsch ist.

All das setzt sich in Form von weißen Flecken fort bis in ihre Theorie und Praxis. Unterdrückungsverhältnisse in den eigenen Reihen bleiben unsichtbar und einige global vorhandene werden nur sehr abstrakt und folgenlos registriert. Das fällt selten oder nie auf, da der eben durch diese weißen Flecken schmaler gewordene Erfahrungshorizont durch die Bereiche, in denen die autonome Linke stark war/ist (z.B. Häuserkämpfe, Anti-WAA, Hafenstraße usw.) prall gefüllt werden kann.

Die Wirkung von unsichtbar (gemachten) Unterdrückungen ist nun leider auch die, die eigenen Erfolge und die dazugehörigen Kampagnen zu überschätzen. Anstatt sich am Erfolg der Bekämpfung aller Unterdrückungen zu messen, dreht sich vieles oft nur um sich selbst und die eigenen Projekte.

Eine breite Kluft zwischen dem Zustand des eigenen Nahraums und sehr fernen Globalzielen/Utopien ist typisch für selbstzentrierte Bewegungen, denn die Verwirklichung von Utopien setzt das Erkennen von Unterdrückungen anderer voraus und das Einlassen auf kämpferische Potentiale außerhalb der eigenen Zusammenhänge.

Je weniger das gemacht wird, desto hartnäckiger wird die Selbstzentriertheit und desto weniger fällt sie auf. Linkssein würde dann nur noch die Zustimmung zum eigenen Projekt oder Lebensstil bedeuten und nicht mehr die gemeinsame Gegnerschaft zu allen Unterdrückungen und Solidarität mit allen Unterdrückten.

(Die Kampagne zum IWF-Kongreß 1988 war ein gutes Beispiel für die zumindest teilweise Überwindung von Selbstzentriertheiten!)

Die Autonome Linke: Welcher Klasse gehört sie an? Welches Geschlecht hat sie? Und welche Hautfarbe/Nationalität?

Dazu jetzt nacheinander: Klassenlage: Hier soll nicht durch die Hintertür der vorne kritisierte Ökonomismus wieder eingeführt werden, revolutionäre »Wahrheiten« lassen sich nicht aus der Stellung im Produktionsprozeß herausrechnen. Klassenlage bedeutet aber noch viel mehr. Sie ist eine wesentliche Vorprägung von Verhaltensweisen. Jemand aus einer ArbeiterInnenfamilie macht andere Erfahrungen und verarbeitet sie auch anders als ein Mittelklassekind. Fabrik ist je nach Klassenlage normales oder externes Terrain; Geldmangel zu Hause erlebte oder abstrakte Kenntnis; auch die Art der Patriarchatserfahrung und die Art der Rassismen hängen von der Klassenlage ab. Politische Angriffsziele werden von ihr geprägt: ArbeiterInnen kämpfen als Linke oft im Alltagskrieg gegen Chefs und Kapitalkommando die, die studieren können, haben mehr Raum für globalere Aktivitäten (gegen beides ist nichts einzuwenden!). Von der Klassenlage hängen auch Lebensstile ab (die Autonomen oft wichtig erscheinen). Fabrikarbeit läßt früher schlafen gehen, wer

tagsüber Blaumann oder VerkäuferInnenkittel tragen muß, steht sonst auf anderen Klamotten als autonom wohl üblich, wer mit 16 Lehrling wird, hat kaum Gelegenheit, sich jahrelang in einer linken Großstadtszene zu etablieren. Die autonomen Lebensstile auch die autonomer Frauen sind für manche Klassenlagen nicht zugänglich.

Ausnahmen gibt's wohl, aber die Gestalt der autonomen Linken und ihre Zusammensetzung haben die nicht bestimmt.

Die ziemlich diffuse autonome Klassenlage, die jedenfalls keine ArbeiterInnenklasse ist, erzeugt oder perpetuiert weiße Flecken. Die Schwierigkeiten in politischen Beziehungen zur metropolitanen wie trikontinentalen ArbeiterInnenklasse beruhen z.T. auch auf ideologischen Elementen der Autonomen, die sich oft als nichtarbeitend sehen oder verstehen (was ebenso oft nicht den realen Verhältnissen entspricht). Auf der anderen Seite hat dieses Selbstverständnis auch etwas mit der Finanzierung der autonomen Lebensverhältnisse durch das Anzapfen staatlicher Gelder oder denen der Eltern zu tun und letzteres sehr viel mit der Klassenlage.

IndustriearbeiterInnenstreiks werden als externe Ereignisse angesehen, solange nicht die Medien groß drin sind oder es Putz gibt; die Bedeutung staatlicher Repression wird eher überbetont und die ökonomische Gewalt eher unterschätzt. Was an Rationalisierung oder Kleinkrieg und Sabotage in Klitschen und Großfabriken läuft, ist nur autonomen SpezialistInnen bekannt. Die (internationalen) Kapitalverflechtungen und Umstrukturierungen werden eher dem Wirtschaftsteil entnommen als aus der Sicht von Malocherinnen betrachtet. Die anderen Kampfformen und andere Arten von Solidarität, die bei Arbeitern und Arbeiterinnen üblich sind, verschwinden auch meist in den weißen Flecken, was oft genug dazu führt, daß ArbeiterInnen in Bausch und Bogen als blöde Normalos denunziert werden, die selber schuld sind, wenn sie arbeiten gehen.

Ein patriarchaler Typ kann kein Linker sein.« (jede Feministin)

Das Geschlecht der autonomen Linken. Wenn die Klassenlage in ihrem Bewußtsein kein Thema ist und auch ihr Weißsein wenig problematisiert wird, so ist das bei ihren patriarchalen Strukturen etwas anders.

Dafür haben Frauenorganisation und feministische Kritik gesorgt. Die angebliche Geschlechtsneutralität der Linken wurde als männerbündische kenntlich; die Befreiung der Arbeiter als wirklich nur deren Befreiung; die Linke als vorgeblich befreiter Raum und Modell der Utopien auf den Boden der realen (privaten) Verhältnisse zwischen linken Frauen und Männern heruntergeholt. Es ist angesichts der Reichweite dieser Kritik kein Wunder, daß sie sich immer gegen die Linke, auch autonome, Gehör und Geltung verschaffen mußte. Drei Beispiele aus den letzten 20 Jahren: »Wir sehen, welche Bretter ihr vor dem Kopf habt, weil ihr nicht seht, daß sich ohne euer Dazutun plötzlich Leute organisieren, an die ihr überhaupt nicht gedacht habt, und zwar in einer Zahl, die ihr für den Anbruch der Morgenröte halten würdet, wenn es sich um Arbeiter handeln würde.« (Helke Sander, Ende der 60er Jahre auf einer Delegiertenkonferenz des SDS; »die Leute« meint die neue Frauenbewegung.)

»Ein Feministinnenaufzug, der sich Pop-Musik spielend, kostümiert, Farbe klecksend und ideologisch einen üblen Gestank verbreitend durch die Gegend bewegt«, so die damals größte ML-Gruppe KBW über eine Frauendemo. Feministinnen, so der KBW, seien »tatsächlich reaktionär« und müßten »schonungslos bekämpft« werden. (Die alten KBW-Kader sind heute oft bei den grünen Realos ...)

Und 1989 konnte ein umfassend gemeintes Strategiepapier für eine »Radikale Linke« ohne jede Erwähnung feministischer Theorie auskommen. Die wurde erst nach Protesten eingebaut; beim Kongreß für eine »Radikale Linke« sollte es zwar besser werden, aber laut TeilnehmerInnen wurden feministische Beiträge zumindest von den altlinken Vornschwitzenden nicht sonderlich beachtet.

Die Konsequenzen aus solchen Widersprüchen faßt noch ein Zitat zusammen: »Autonome Organisation wurde v.a. gegenüber den traditionellen linken Organisationen betont, die immer den Führungsanspruch über Organisation, Ideologie und Programme erhoben. Der feministische Anspruch auf Autonomie in diesem Sinne bedeutet die Zurückweisung aller Tendenzen, die Frauenfrage und die Frauenbewegung unter andere, scheinbar allgemeinere Themen oder Bewegungen zu subsumieren. Die autonome Organisation von Frauen ist Ausdruck ihres Wunsches, sowohl den qualitativ unterschiedlichen Charakter als auch die Identität, ebenso eine unabhängige Machtbasis der feministischen Bewegung zu erhalten.« (Mies, 60) Wenn autonomes Männerverhalten nicht gerade offen in irgendwelchen Ritualen auftritt und dann oft von Frauen angegriffen wird dann ist neutrales Verhalten gegenüber Frauenpositionen angesagt. Dieses neutrale Verhalten vermeidet Zoff mit stärker gewordenen Frauenzusammenhängen, verändert aber wenig an den Strukturen und auch nicht am Bewußtsein. Altes Verhalten wird eher maskiert und Einfallstore für Gewalt bleiben geöffnet, dafür gibt's leider viele Beispiele. »Bis jetzt ist die Denunziation dessen eher moralisch und dieser Bereich wird gerne den Sozialarbeiterinnen und Psychologinnen überlassen und abgeschoben. Ein Politikum ist es jedenfalls nicht. Schon gar nicht in der Linken insgesamt, für Typen sowieso nicht. Ich kann mir aber vorstellen, die Diskussion in unseren gemischten Zusammenhängen dahingehend voranzutreiben, daß wir Frauen von den Typen verlangen, daß sie sich politisch/organisiert zu der von ihnen selbst und ihren Geschlechtsgenossen in der Gesellschaft ausgeübten Gewalt gegen Frauen verhalten, sich auseinandersetzen und sich etwas einfallen lassen und sich entscheiden müssen, ob sie Teil des Problems oder Teil der Lösung sein wollen.« (aus einem Brief einer MitdiskutantIn) Antipatriarchale Kritik, von Männern übernommen, hat die gleichen Mängel in der Glaubwürdigkeit wie sie gleich im Zitat von Benard in bezug auf das antirassistische Verhalten von Weißen noch erwähnt werden wird. Dennoch müssen Positionen geäußert werden, da erst daran Kritik geübt werden kann. Und Kritik ist eine Voraussetzung der Veränderung. Betretenes Schweigen oder softiemäßiges Anschleimen hält nicht in kritischen Zeiten.

Wo Frauenzusammenhänge weniger wirksam sind, sind auch die weißen Flecken besonders groß. Da spielt aber auch Theoriefeindlichkeit eine Rolle, denn die Unterdrückungsverhältnisse, die man selbst nicht erlebt, kann er sich nur theoretisch aneignen (mit nachfolgenden praktischen Konsequenzen, klar). Theoriefeindlichkeit rächt sich sonst sehr geschlechtsspezifisch mit unmittelbaren Auswirkungen auf das Verhältnis zwischen Frauen und Typen in der Linken.

Die abstrakteren Theorie-Texte von autonomen (Kopfrockern) zu Strategien und Globalem nehmen feministische Elemente auch nur in genau dem Maß auf, wie sie von Frauen eingebracht werden.

Meistens bleibt es bei ein paar Anmerkungen zum Patriarchat (»Rasse« kommt fast nie als Kategorie dort vor), die mehr drangeklatscht als verarbeitet aussehen. Die Bedeutung und das Ausmaß patriarchalischer Unterdrückung gehen dort eher unter.

Der Weiße bietet seine Ablehnung der herrschenden Werte als Beweis der Gemeinsamkeit der Interessen an, stellt die Problematik in allgemeinere Kategorien, die beide »Rassen« umfassen (Entfremdung, Kapitalismus usw.), ist aber nur begrenzt glaubwürdig denn: Seine Verpflichtung kann nie der der Schwarzen gleich sein, weil ihm die Privilegien seiner »Rasse« immer noch verfügbar sind. Der Schwächere ist dann von der Einsicht der Mächtigen abhängig anstatt von deren Gewalt. (Cheryl Benard, 181/182)

Die autonome Linke in der BRD ist mit den Privilegien ihres Weißseins, ihres Deutschseins ausgestattet, ob sie will oder nicht. Daß in der Frauenbewegung wie gesagt zur Zeit die möglichen rassistischen weißen Flecken heftig diskutiert werden, hat die autonome Linke insgesamt bisher völlig kalt gelassen. Daß ihre weißen Flecken etwa weniger korrekturbedürftig wären, wird ja niemand behaupten wollen.

Antirassistische Kampagnen wie gegen Shell und Daimler in Südafrika sind allemal wichtig und richtig aber kein Gegenbeweis. Denn diese Solidarität wird aus einer Distanz heraus ausgeübt, bei der die AdressatInnen kaum direkt an einzelne Linke mit ihren Forderungen und ihrer Kritik herantreten können. Diese Solidarität wird nach hiesigen Regeln und unter Einhaltung hier üblicher Verhaltensweisen praktiziert. Sie erfordert keine hautnahen Reflexionen, weil sie nur wie jedes andere neue Kampagnenthema sonst auch verstanden wird.

Das ist der Unterschied zur Solidarität mit denen, die im Kiez nebenan Rassismen ausgesetzt sind. Die könnten bis in die Plena und Hütten hinein die praktizierte Politik und auch die Lebensstile in Frage stellen (wie jener chilenische Illegale im Exil, der sich darüber wunderte, daß Leute sich hier freiwillig per Lederjacke und Kefiye als Linke zu erkennen geben).

An ihnen würden auch weiße Flecken und rassistisch geprägte Vorstellungen aufbrechen. Z.B.. so: »Für die Linken war es undenkbar, daß man (als Flüchtling/EmigrantIn, Anm.) etwas anderes in Anspruch nehmen könnte als ihnen zu gleichen: Sie hätten wohl einen freigeistigen, sozialistischen und internationalistischen Kolonisierten gewollt, aber keinen Mohammedaner, Fetischisten oder Juden!« (Memmi, Rassismus, 53) Seit über 20 Jahren leben Millionen ImmigrantInnen und Flüchtlingsfrauen und -männer in der BRD. Sie sind nie entsprechend in der 68er-Bewegung oder der autonomen Linken vertreten gewesen. Zum Teil sicher aus ihrem eigenen Wunsch heraus und aufgrund ihrer Klassenlage. Viele ImmigrantInnen verschwanden nach der Maloche eh im privaten Bereich und in den auf ihr Herkunftsland bezogenen Organisationen. Aber die unproblematisierte »rassische« Neutralität der BRD-Linken hat sie auch unsichtbar gemacht, und ihre besondere Unterdrückung hat nur in einzelnen Gruppen und Kampagnen eine Rolle gespielt.

Gebunden an eurozentristische Analysemuster wurden Rassismen nur als Folge von kapitalistischen Einflüsterungen oder als Neo-Nazi-Ideologie erwähnt daß diese Rassismen aber authentische Unterdrückung darstellen und ebenso authentische Lebensweisen erzeugt haben, das fiel flach.

Die Communities der ImmigrantInnen hier sind als Resultate auch von Rassismen zu verstehen und die Kommunikation mit ihnen wird nicht gesucht oder forciert. Der Grund dafür ist wahrscheinlich, daß die autonome Linke und nicht nur sie ein paternalistisches Verhalten z.B. den »Türkis« gegenüber an den Tag legt. Ohne Kenntnis ihrer Zusammenhänge, ihrer Aktionsgewohnheiten und ihrer berechtigten Ängste vor den Ausländerbullen werden Kampagnen angeschoben und durchgesetzt (siehe z.B. »Rassismus in der Linken«, Schwarzer Faden 32).

Das übliche Argument, daß die meisten TürkInnen gar keinen Kontakt zur BRD-Linken haben wollen, übersieht wenn es nicht eine Verdrehung von Ursache und Wirkung ist daß solidarischer Kontakt zwischen gleichberechtigten Seiten möglich ist, die sich auch kennen müssen. Und nicht jeder persönliche Kontakt muß auch gleich ein politischer sein. Freundschaft basiert auf Respekt. Und genau den haben viele für »die Türkis« z.B. nicht, und die spüren das sehr genau.

Ein paar Beispiele noch für gängige Wahrnehmungsverzerrungen durch rassistische weiße Flecken und eurozentristischen Sichtwinkel: bei Rationalisierungen fliegen nicht (»rassen«neutrale) ArbeiterInnen auf die Straße, sondern zuerst die Nicht-Deutschen; im Trikont (der eigentlich auch viel besser differenziert werden müßte als es hier getan wird) verhungert nicht eine (»rassen«neutrale) Unterklasse, sondern Schwarze Arme; es gibt die Feminisierung der Armut, aber das ist zuerst eine »Türkisierung der Armut«; staatlicher Gewalt sind nicht (»rassen«neutral) Alle-die-Widerstand-Leisten ausgesetzt, sondern AusländerInnen in erster Linie, die kriegen mehr Ärger und mehr Knast. Die Liste der Beispiele ließe sich verlängern.

Das Problem der Einheit beruht auf der Definition des Feindes. Das heißt, nur Leute, die ihren Feind in einer zumindest sehr ähnlichen Weise identifizieren, können darauf hoffen, ihre Kräfte zu vereinigen. (Neville Alexander, 21)

Aus der seitenlangen Darstellung und Kritik von weißen Flecken ergibt sich die Forderung nach Konsequenzen von selbst. Der alte Fehler, schlaue Pläne auszufeilen und dann deren Befolgung zu erwarten, kommt jetzt aber nicht. Nur ein paar mehr allgemeine Gedanken und Vorschläge, um das Papier als nicht nur für die Ablage Geschriebenes klarzustellen.

Die Definition des Feindes gelingt mit der triple oppression-Anwendung vollständiger. Unvollständiges Erkennen hatte immer eine Verkürzung der Befreiungskämpfe und ihrer Utopien zur Folge. Entweder wurde der Feind um seine rassistische Seite verkürzt, und die Befreiung der Schwarzen fiel unter den Tisch oder die patriarchalische Seite des Feindes wurde übergangen, und die Frauenunterdrückung blieb oder die kapitalistische Seite des Feindes wurde nicht wahrgenommen, und (nicht nur) die ArbeiterInnen hatten es auszubaden.

Vordringlich als Konsequenz aus der triple oppression: Das Bewußtsein von der Unteilbarkeit der Kämpfe gegen alle Unterdrückungen. Das Bewußtsein vom Vorhandensein von Unterdrückungen, deren privilegierter bzw. selbst unterdrückender Teil mann (auch frau) selbst ist. Das Abgehen von der Orientierung an den eigenen Interessen (Betroffenheitspolitik) in dem Maße wie Unterdrückungen, von denen die Linke (hierzulande) nicht so sehr betroffen ist, als wichtiger erkannt werden.

Der Anspruch auf persönliches Glück muß sich an dem der weniger Privilegierten messen. Der alte Widerspruch zwischen einer Strategie, die schon mal in befreiten Nahräumen eigene Lebensweisen verwirklichen will und einer uneigennützig revolutionären Arbeit gegen auch fernere Unterdrückungen, der ist in der autonomen Linken immer spürbar gewesen.

Eine Konsequenz aus dem Ernstnehmen der triple oppression wäre die Verfolgung der zweiten Richtung.

Was die Binnenstrukturen der autonomen Linken betrifft, so ergibt sich aus der triple oppression die Notwendigkeit autonomer Organiserungen entsprechend den Unterdrückungen in/neben der autonomen Linken.

Die Frauenbewegung hat sich diese Autonomie längst erkämpft und sich nicht auf einvernehmliche Überzeugungsarbeit bei den Linken verlassen, sondern sie hat sich eine Machtbasis geschaffen. Das ist Vorbedingung für Veränderung, denn auch interne Unterdrückungsverhältnisse sind Gewaltverhältnisse. Und die lassen sich nie harmonisch, sondern nur durch Kräfteverschiebungen lösen. Ohne die würden sich Frauenpositionen bis heute nicht durchsetzen.

Die Anerkennung der triple oppression würde auch eine autonome Organisation von ArbeiterInnen in/neben der autonomen Linken erfordern, damit auch sie ihre Positionen durchsetzen können und die autonome Linke insgesamt sich mehr an der Front gegen das Kapital bewegen muß. Die bereits vorhandenen ArbeiterInnengruppen sind leider viel zu klein.

Und nicht zuletzt erfordert die Anerkennung der triple oppression Organisation von Nicht-Deutschen, von Schwarzen und ImmigrantInnen.

Erst auf der Basis von Autonomien wären dann wieder Einheiten möglich, die nicht vereinnahmbar, umarmend oder ungleichgewichtig sind, Bündnisse sind besser aus eigener Stärke heraus einzugehen als aus einer durch eigene Schwäche bedingten Not. Auch hier wieder: Freundschaft basiert auf Respekt.

Die weiße Linke in ihrer Gesamtheit hat traditionell die Tendenz, davon überzeugt zu sein, im Besitz einer ziemlich umfassenden, oft starren Wahrheit zu sein. Die Anerkennung der triple oppression hat die Folge, zur Kenntnis zu nehmen, daß »andere« (je nach Geschlecht, »Rasse« und Klassenzugehörigkeit) ebenso über Erfahrungen an Unterdrückung und Widerstand verfügen, Erfahrungen aber, die »uns« subjektiv gar nicht zugänglich sind und es objektiv auch nur eingeschränkt werden können.

Autonomie bedeutet ja eben gerade das Selbstverständnis, daß jede/r (Gruppe) nur selbst bestimmen kann, wie sie/er sich wehren will und kann. Umgesetzt bedeutet dies das Ende jeglichen eurozentristischen und ideologischen »Sendungsbewußtseins«.

Die eingeforderte »Uneigennützigkeit« ist wenn auch zum Teil, da in einer revolutionären Bewegung eine ebensolche Moral ihren Wert haben sollte also nicht nur eine moralische Kategorie. Sie sollte eher Ausdruck der Erkenntnis sein, daß Befreiung nur in der Aufhebung aller Unterdrückungen bestehen kann, also eine politische und inhaltliche Kategorie.

Konkreter: Der Feind in Gestalt des westdeutschen Systems verändert sich an der Spitze der neuen Supermacht Europa zu größter Kenntlichkeit. Die kapitalistische Ausbeutung im Land (in der gerade-noch-DDR besonders) und die imperialistische Durchdringung nehmen sehr stark zu. Obwohl kaum vorstellbar, wird sich die des Trikonts noch verschärfen. Die Rassismen verändern sich, werden insgesamt stärker. Gegen TürkInnen, gegen Roma und Sinti, gegen PolInnen und VietnamesInnen und MozambiquanerInnen. Auch weiße Frauen sollen Positionen wieder verlieren und in die Unsichtbarkeit der Malocherin/Hausfrau zurückgedrängt werden.

Das alles ist so offensichtlich und auch bekannt, daß es hier nicht weiter beschrieben werden muß.

Alle diese Veränderungen können als Unterdrückungen im Sinne der triple oppression analysiert und als Gesamtheit verstanden werden, die bekämpft werden kann. Wobei das Können von dem schon eingeforderten Bewußtsein von der Unteilbarkeit der Kämpfe und auch den dazugehörigen (organisatorischen) Konsequenzen mit abhängen wird.

Das erkennen zu lassen und vielleicht auch etwas mitanzuschieben, ist der praktische Sinn dieses Papiers.

Und dieser Sinn ist ihm hoffentlich anzumerken.

IX.

Einige Lesetips und etwas von der verwendeten Literatur: Neville Alexander: Wer Wind sät, wird Sturm ernten. ISP-Verlag. Er ist aus Kapstadt, hat zehn Jahre auf Robben Island gesessen und gehört zum sozialistischen Flügel in Südafrika. Das Buch enthält Reden und Aufsätze zu aktuellen Aufgaben der Schwarzen Bewegung und Theoretisches zu »Rasse«. Besonders lesenswert sind die Kapitel Nation und Ethnie in Südafrika; Rasse, Ethnie und Nationalismus in den Sozialwissenschaften des südlichen Afrika und Die Rolle von Frauen in der Gesellschaft.

Maria Mies: Patriarchat und Kapital. Rotpunkt-Verlag, Zürich. Zusammenstellung der »Bielefelderinnen«-Theorie. Von der Situation des Feminismus über die Entstehung des Patriarchats und Kolonisierung und Hausfrauisierung bis hin zu feministischen Utopien. Ein Kapitel über Frauen und nationale Befreiung. Das Buch lohnt sehr. Einzige Einschränkung: Ihre Schlußfolgerung für eine Konsumbefreiungsbewegung von Hausfrauen sieht sehr nach Mittelklassestrategie aus.

Anja Meulenbelt: Scheidelinien Über Sexismus, Rassismus und Klassismus. Rowohlt-Verlag. Das Buch ist ganz anders, als ihre alten Bücher vermuten ließen. Es ist die m.W. einzige längere deutschsprachige Darstellung der triple oppression in Theorie und (niederländischer) Wirklichkeit. Viele Schwarze Frauentexte sind wirklich eingearbeitet worden. Als Buch zum Thema triple oppression sehr lesenswert. Einschränkung: Ihre Problemlösungen sind sehr pädagogisch-individuell; daß es anders zu behandelnde Machtfragen sind, kommt nicht so richtig heraus.

Stuart Hall: Ausgewählte Schriften. Argument Verlag. Er ist Mitbegründer des »Centre for Contemporary Cultural Studies« in England, sowas wie einer antirassistischen Linken Denkfabrik. Im Buch sind ganz verschiedene Aufsätze, einer zum Politischen und Ökonomischen in der Marxschen Klassentheorie, der für die Kritik des Klassenbegriffs gut ist, und einer, der sich mit

Gramscis Erneuerung des Marxismus und den Folgerungen für »Rasse« und Ethnizität beschäftigt. Eher theoretisch und manchmal schwierig zu lesen, aber sonst gibt es wenig aus der Richtung auf deutsch.

Lynne Segal: Ist die Zukunft weiblich? Fischer Taschenbuch Der Wert dieses Buches das sei vorausgeschickt liegt im ersten Viertel von ca. 300 Seiten, das zu lesen jedoch ein Vergnügen ist. Sie arbeitet sehr gut die im Kern reaktionären Elemente des auch hierzulande populären kulturellen Feminismus (bekannte Vertreterinnen sind z.B. Andrea Dworkin, Robin Morgan, Adrienne Rich) heraus und kritisiert ihn als biologistisch, indem er die Unterschiede und Widersprüche zwischen den Geschlechtern auf ihren natürlichen Charakter, nicht aber auf ihre gesellschaftlichen und historischen Prämissen zurückführt. Die zentrale Kritik Segals besteht darin, daß diese dichotomische Weltsicht (der Mann ist von Natur aus böse, die Frau gut), mit ihren mythologischen und spiritistischen Reisen, die nur Frauen mit genügend Geld und Zeit teilen können, keinerlei Aussicht auf eine Veränderung oder gar Aufhebung patriarchaler Unterdrückung offenläßt (Rezension einer MitdiskutantIn).

Angela Davis: Rassismus und Sexismus: Schwarze Frauen und Klassenkampf in den USA. Elefantentpressverlag, Berlin. Eine historische Analyse zur Situation und zum Widerstand von Schwarzen Frauen in den USA. Angefangen von der Zeit der Sklaverei über die Frauenwahlrechtsbewegung bis zu aktuellen Diskussionen, stellt sie die objektiven Bedingungen der Schwarzen Frauen in den USA dar. Gleichzeitig bezieht sie Stellung in den aufkommenden verschiedenen Auseinandersetzungen zwischen bürgerlichen und linken Frauen und gegen die verdeckten und offenen Rassismen von weißen Frauen gegenüber Schwarzen Frauen (und Schwarzen Männern). Ihre Konsequenzen gegen Ende des Buches sind stark von der Linie der USA-KP geprägt und nicht sehr überzeugend (ebenfalls von einer MitdiskutantIn rezensiert).

Hazel V. Carby, White Women Listen! Black Feminism and the Boundaries of Sisterhood Pratibha Parmar, Gender, Race and Class: Asian Women Resistance Paul Gilroy, Steppin' Out of Babylon Race, Class, Autonomy (Alle drei Texte in: The Empire Strikes Back, Hutchinson University Library London 1982) Frantz Fanon, Schwarze Haut und weiße Masken, Syndikat Verlag bzw. Suhrkamp. Albert Memmi, Rassismus, Athenäum-Verlag. Jenny Borune, Towards an Antiracist Feminism. dto. Jewish Feminism and Identity Politics, beides Race & Class, London. Leon Poliakov, Über den Rassismus, Klett-Cotta. Peripherie 24, Rassismus (Artikel von John Solomos), Lateinamerikanachrichten-Vertrieb, Berlin. Theorien über Rassismus, Argument Sonderband 164. Assata Shakur, Assata an autobiography, ZED Books, London. Jetzt in Deutsch bei Agipa Press, Bremen sehr lohnendes Buch. Das Argument 173, Geschlecht und Rassismus, Argument-Verlag. Perspektiven 4, Marxismus/Feminismus, Perspektiven Verlag, Marburg. Cheryl Benard, Die geschlossene Gesellschaft und ihre Rebellen Die internationale Frauenbewegung und die schwarze Bewegung in den USA, Syndikat Verlag. Projekt Wüstensand, Die Brotrevolten in Nordafrika. Bibabuze Düsseldorf. Ingrid Strobl, Sag nie, du gehst den letzten Weg, Fischer Taschenbuch. Swetlana Alexijewitsch, Der Krieg hat kein weibliches Gesicht, Verlag am Galgenberg, Hamburg. Anita Kalpaka/Nora Räthzel, Die Schwierigkeit nicht rassistisch zu sein, Express Edition Berlin. Angelika Ebbinghaus (Hrsg.), Opfer und Täterinnen, Greno/Volksblatt Verlag. Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis Nr. 27/1990, Geteilter Feminismus. Chandra Talpade Mohanty, Aus westlicher Sicht: Feministische Theorie und koloniale Diskurse, in: Beiträge... Nr. 23/1988. Denkverhältnisse Feminismus und Kritik, Edition Suhrkamp. Martha Mamozai, Komplizinnen, Rororo Taschenbuch. Martha Mamozai, Schwarze Frau, weiße Herrin. Frauenleben in den deutschen Kolonien, Rororo Taschenbuch. Jochen Blaschke (Hrsg.), »Dritte Welt« in Europa Probleme der Arbeitsimmigration, Syndikat Verlag. Christel Neusüß, Die Kopfgeburten der Arbeiterbewegung, Verlag Rasch und Röhrig. Mahaim/Holt/Heinen, Frauen und Arbeiterbewegung SPD und Frauen, und Frauen, sowjetische Revolution und Frauen, Spanischer Bürgerkrieg ISP-Verlag Silvia Kontos, Die Partei steht wie ein Mann, Stroemfeld Roter Stern. Marie Theres

Knäpper, Feminismus Autonomie Subjektivität, Germinal Verlag Erich Fromm/Hilde Weiß, Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches eine sozialpsychologische Untersuchung, dtv Wissenschaft Taschenbuch Sowjetische Frauenpolitik 1917/1939, in: Sowjetunion 1921-39 von Lenin zu Stalin, Reader des »Arbeiterkampf« »Sind wir uns denn so fremd?«, Schwarze Frauen in der BRD, Orlanda Frauenbuchverlag Nawal El Saadawi, Tschador, Edition Con Nawal El Saadawi, Ich spucke auf euch, Frauenbuchverlag Sandra Young, Ein Rattenloch ist kein Vogelnest Geschichte einer schwarzen Jugend, Rororo Taschenbuch Werlhof u.a.; Frauen, die letzte Kolonie, Rororo Taschenbuch. Hirsch/Roth, Das neue Gesicht des Kapitalismus, VSA Verlag. Bosold/Robrecht, Der »andere« Krieg, in TAZ v. 3.6.89, über eine Fachtagung »Frauen als Opfer des Nationalsozialismus« Rossana Rossanda, Marxismus und sexuelle Differenz, Konkret 1/90. Wildcat, besonders Nr. 44 über Erfahrungen von Flüchtlingsinns 1999 Zeitschrift für Sozialgeschichte, besonders 4/89 I.G. Auschwitz Menschenversuche, Volksblatt Verlag Köln Autonomie NF, bes. Nr. 14, Schwarze Risse Verlag Materialien zum Antiimperialismus 1 und 2 (Mittelamerika/Brasilien) Schwarze Risse Verlag »Südafrika«, Broschüre von AKAFRIK, ISSA und IZ3W. Schwarzer Faden, Nr. 32, 3/89,

Juni/Juli/August 1990

Nachbemerkung:

Im Sommer 1990 habe ich eine vorhergehende Diskussion zwischen mehreren Frauen und wenigen Männern, die mir alle seit Jahren schreiben oder mich besuchen, schriftlich zusammengefaßt. Die Diskussion fand unter Knastbedingungen statt. Sie war also zeitraubend und an manchen Punkten, gerade was praktische Konsequenzen angeht unvermeidlich vage. Die Zusammenfassung ist dann erneut diskutiert und verändert worden, bis sie von allen für veröffentlichbar gehalten wurde. Es ist aber immer noch ein Diskussionspapier, nicht alle teilen alle einzelnen Positionen im Papier in vollem Umfang.

Es war zunächst beabsichtigt, den Text ohne VerfasserInnenangabe zu verbreiten, da der Inhalt für sich sprechen sollte. Einige Nachfragen haben dann aber gezeigt, daß im autonomen linken Rahmen (VerfasserInnen-)Namen unverzichtbar zu sein scheinen bzw. deren Nichterwähnung den Eindruck erweckt, es sei geradezu geheim, von wem das Papier stammt.

Wenn nun mein Name druntersteht, soll das nicht überdecken, daß ich auf viele Probleme erst durch Anstöße von Frauen bzw. durch Frauentexte und Texte aus der Schwarzenbewegung gekommen bin.

Diese Einflüsse sind im Text so hoffe ich stark zu spüren. Auch die Überarbeitung der ursprünglichen Diskussionszusammenfassung war eine Co-Produktion; dieser Hinweis soll allerdings eine eventuelle Kritik an mir nicht abbiegen. Auch sollten Reaktionen nicht (nur) auf meinem Zellentisch landen, da die Triple-Oppression-Diskussion eine öffentliche Fortsetzung finden und nicht in irgendwelchen InsiderInnenkreisen stecken bleiben soll.

Im letzten halben Jahr ist die Diskussion der Drei zu Eins-DiskutantInnen weitergegangen; die Frage der Utopien, die über den Scenebereich hinausgehen, spielt dabei ebenso eine Rolle wie das genauere Analysieren der Beziehung Trikont-Metropole im kapitalistischen Weltsystem. Ständig problematisiert wurde und wird, inwieweit Männer bzw. Weiße fähig und berechtigt sind, Themen mitzudiskutieren, die Frauen bzw. Schwarze in erster Linie betreffen.

Ergebnisse dieser Diskussion lassen sich noch nicht zusammenfassen bzw. nicht einfach mit »Ja« oder »Nein« beantworten. Vielleicht wird es später ein weiteres Papier geben.

Ein anderer Aspekt des Textes sei noch betont: Er ist ein Beispiel für Diskussionen wie sie auch zwischen Gefangenen und Draußen geführt werden und geführt werden könnten.

Zweite Nachbemerkung

Die Neuauflage ist ein Anlaß darauf hinzuweisen, daß die Diskussionen, die vor zweieinhalb Jahren unter dem Titel »Drei zu Eins« zusammengefaßt wurden, bereits Ende der 80er Jahre liefen. Das Ende der DDR und der UdSSR, der Krieg im früheren Jugoslawien und der zweite Golfkrieg hatten noch nicht stattgefunden. Drei zu Eins entstand vor Hoyerswerda, vor Rostock, vor der faschistischen Anschlagswelle gegen Flüchtlinge, Behinderte, Obdachlose, Schwule und Linke.

In den letzten zwei, drei Jahren hat sich auch die Situation (in) der (autonomen) Restlinken verändert; die Entwicklungen bei den RZ oder der RAF sind nur ein Beispiel dafür, wie schmal der Grat zwischen Umbruch und Desorientierung ist. Ursprünglich sollte Drei zu Eins lediglich eine längere Diskussion schriftlich festhalten, die Veröffentlichung war beinahe zufällig und die DiskutantInnen haben nicht mit der relativ großen Verbreitung des Textes gerechnet. Vieles ist in Drei zu Eins nur angerissen, nur begonnen, denn triple oppression und Rassismen-Kritik waren Ende der 80er Neuland in der BRD, es gab kaum Deutschsprachiges und noch weniger Diskussionen darüber. Die eher praktisch orientierten DiskutantInnen und auch ich, als Gefangener zum Theoretischen eher gezwungen, standen oft genug ratlos vor der Komplexität der aufgeworfenen Probleme einer konsequenten Anwendung des triple oppression-Ansatzes auf die Realität der Welt, auf linke Theorie und Praxis und nicht zuletzt auf uns selbst und in unserer Diskussion. Wir hatten und haben nicht den Durchblick bei allen Aspekten der Grundstrukturen: Klassenunterdrückung, Patriarchat und Rassismen; erst recht nicht den Durchblick bei deren unendlichen Zusammenhängen.

Drei zu Eins war und ist ein Diskussionspapier und eine Kritik an linken Wirklichkeiten, also etwas nie Fertiges. Es ist bestimmt kein Nachschlagewerk, aus dem jede/r nur noch nehmen muß, was sie/er braucht.

Der Kern des Papiers, die Propagierung von triple oppression-Analyse als Mittel zum besseren Verständnis der gesellschaftlichen Totalität und als zueinander-in-Beziehung-Setzung von anti-kapitalistischer, anti-patriarchaler und anti-rassistischer Theorie und Praxis, hat sich nicht überholt. Die Umbrüche und Ereignisse der letzten Jahre zeigen eher die Bedeutung dieses Ansatzes. Nationalismen zum Beispiel entziehen sich traditionellen Analysen, und die Verirrungen, die ein humanistisch maskierter Imperialismus zur Zeit in (ehemals) linken Köpfen anrichtet, sprechen auch für sich. Das Aufkommen der Rechten und ihrer Ideologien läßt sich auch nicht mit Antifa-Vorstellungen aus den 20er und 30er Jahren bekämpfen, die von anti-patriarchaler Kritik und (neuen) Rassismen noch wenig wußten. Die in Drei zu Eins deutlich angegriffenen Binnenstrukturen der autonomen Zusammenhänge verdienen Kritik heute leider keineswegs weniger wie vor ein paar Jahren.

Die Reaktionen auf Drei zu Eins waren manchmal selektiv, so wurde es als »antirassistisches Papier« aufgefaßt und über dieses aktuelle Thema wurden Kapitalismus- und Patriarchatskritik verdrängt. Es wäre eine bitterböse Ironie, wenn die Überwindung des alten »Hauptwiderspruchs« Klassenkampf mit der schleichenden Einführung eines neuen »Hauptwiderspruchs« Rassismen bezahlt werden müßte...

Das in Drei zu Eins vorgeschlagene Denkmodell des »Netzes« war gedacht als Verbesserung gängiger bipolarer Vorstellungen und monokausalen Denkens. Selbstverständlich ist auch ein »Netz« ein aus der Mechanik entnommenes Bild, welches die Komplexität der triple oppression-Verknüpfungen nie vollständig wiedergeben kann. Als Vorstellungsbehelf ist es dennoch ein Fortschritt gegenüber simplen »oben/unten« Schemata und deshalb doch verwendbar.

In Drei zu Eins werden Begriffe verwendet, die eigentlich zuvor für die triple oppression-Analyse

neu inhaltlich zu bestimmen gewesen wären. Schlecht sind z.B. die dort eingangs aufgeführten »Definitionen« von verschiedenen Kämpfen, die so trennen, wie nicht (mehr) getrennt werden sollte. Auch der politische Begriff »Schwarz« kann keine festgefügte Zuschreibung sein, da sich manche MigrantInnen und jüdische Frauen ausdrücklich nicht als »Schwarz« in diesem Sinn definieren.

Daß solche Ungenauigkeiten im Papier und bis heute immer wieder unterlaufen, hat seine Ursache in der paradoxen Schwierigkeit, daß neue Begriffe erst mit einer neuen Praxis und einem neuen Verständnis entstehen, während mit den vorhandenen alten Begriffen eben diese neue Praxis und eben dieses neue Verständnis noch nicht völlig zutreffend erfaßt werden können.

In dieser zweiten Nachbemerkung können wegen Platzmangel und Zeitknappheit nicht alle Mängel des Drei zu Eins-Papiers ausgebessert werden. Aber ein paar davon sind dringend festzustellen und weitere können als Beispiele für mögliche Ergänzungen und Verbesserungen der triple oppression-Diskussion verstanden werden.

Zwei erhebliche Fehler zuerst: In Drei zu Eins fehlt die gesamte Kritik der Behindertenbewegung an dem Fortschrittsbegriff und Produktivismus, wie er zum Teil von Linken aus der bürgerlichen Ideologie übernommen wurde. Die linken »Utopien eines von Leid und Krankheit befreiten Menschen« enthalten eine »versteckte Gewaltförmigkeit, die spätestens da offenbar wird, wo ihr therapeutischer Elan auf Grenzen stößt, weil sich die 'Patienten' als therapieresistent erweisen. (...)

Für alte, kranke, behinderte, sozial 'abweichende' Personen ist in diesem Menschenbild kein Platz. Sie finden sich auf den unteren Sprossen einer Hierarchieleiter von Wertigkeiten wieder, an deren Ende der Status Mensch selbst zur Disposition steht. An diesem Punkt setzen die Tötungs-Phantasien und Tötungs-Pläne der neuen und alten 'Euthanasie'-Propagandisten ein. (...)

Die Dogmatisierung der Produktivkraftentwicklung als Motor des geschichtlichen Evolutionsprozesses behinderte eine Auseinandersetzung mit den konkreten Inhalten und der Qualität des 'wissenschaftlich-technischen Fortschritts'. Und wo der Mensch der Logik der geschichtlichen Entwicklung nicht folgte oder den Erfordernissen einer sozialistischen Arbeitsgesellschaft nicht genügte, erlagen auch kommunistische Wissenschaftler der Versuchung, den Menschen an diese Bedingungen anpassen zu wollen, verbessernd in ihn einzugreifen und sei es über die Indienstnahme der Vererbungslehre und Humanbiologie. Auch linke Utopien von der Vervollkommnung, von einem 'neuen Menschen' sind vor diesem Hintergrund auf ihre unterschwelligem gewaltförmigen Implikationen zu befragen.« (Zitate aus: »Tödliche Ethik Beiträge gegen Euthanasie und Eugenik«, Verlag Libertäre Assoziation). Diese Befragung hat in Drei zu Eins nicht stattgefunden.

Ein ebenso wesentlicher Fehler in Drei zu Eins ist die verkürzte Abhandlung von Antisemitismus. Im Papier wird er lediglich als ein Element des NS behandelt, wodurch seine jahrhundertealte Geschichte vor und nach Auschwitz abgeschnitten wurde. Rassismen in Deutschland sind jedoch ohne Kenntnis der Verfolgung der JüdInnen nicht, oder nur unvollständig verstehbar. Neben dem Drei-zu-Eins-Exkurs zum kommunistischen Widerstand fehlt eine ausdrückliche Darstellung des Kampfes jüdischer PartisanInnen und GhettokämpferInnen gegen die Vernichtungsmaschinerie. In den Erinnerungen von Bernard Goldstein (»Die Sterne sind Zeugen«), Marek Edelmann (»Dem Herrgott zuvorkommen«) und anderen ist er eindringlich beschrieben worden.

In nachfolgenden Diskussionen zwischen alten Drei-zu-Eins-DiskutantInnen tauchten in zwei Punkten Differenzen auf, die hier nun nur aus meiner (K.V.) Sicht beschrieben werden. Eher theoretisch bedeutsam ist die Frage, ob Antisemitismus, wie in Drei zu Eins geschehen, als ein »Sonderfall« von Rassismen richtig erfaßt werden kann, oder ob er in Form »antisemitischer Strukturen« größere Bedeutung und Ausmaße hat. Oder wird damit der Begriff überdehnt und sind die Aspekte der »antisemitischen Strukturen« doch den tripple-oppression-Grundstrukturen

zuordbar? Beim zweiten Streitpunkt spielen die unterschiedlichen politischen Biographien und Interessen der Beteiligten mit hinein. Es geht um die Bewertung des linken Antizionismus, wie er als Solidarität mit den PalästinenserInnen im Rahmen des neuen Internationalismus Ende der 60er Jahre entstand. An diesem ursprünglichen Kern muß bei aller Kritik an einigen Aktionen und Erklärungen früherer Jahre meines Erachtens festgehalten werden insbesondere gegen die GolfkriegsbellizistInnen, die die internationale Solidarität gerne als eine »68er-Sünde« abhaken würden. Ob die Bezeichnung Antizionismus noch verwendbar ist, ist eine eher sekundäre Frage.

Entscheidend bei jeder Kritik an Israel ist ihre Abgrenzung gegen antisemitisch eingefärbte Ressentiments und ihr genauer Bezug auf konkrete Fakten, wie z.B. die Vertreibungen und Landnahmen durch zionistische SiedlerInnen in Palästina, die massive Unterdrückung der Intifada, die Folter in israelischen Knästen, die Invasion des Libanon, die Bombardierung von Flüchtlingslagern, die israelische Unterstützung für Militärdiktaturen und Südafrika und die Rolle der Atommacht Israel als Vorposten der Nato. Daran muß 1993 deshalb erinnert werden, weil einige Altlinke jede Kritik an Israel mit einem pauschalen und theoretisch aufwendig hergeleiteten Antisemitismusvorwurf verunmöglichen wollen. (Um Mißverständnissen vorzubeugen: im Drei-zu-Eins-Kreis gibt es solche Altlinken nicht.)

Jenseits aller Differenzen in Einzelfragen ist unbestritten, daß der Stellenwert und die ständige Notwendigkeit einer linken (Selbst-)Kritik des Antisemitismus in Drei zu Eins nicht genug berücksichtigt wurde.

Zu weiteren, weniger gravierenden Mängeln in Drei zu Eins: Eher eine Auslassung durch begriffliche Faulheit ist die Verwendung von triple oppression (dreifache Unterdrückung) ohne Differenzierung in »verschiedene Kategorien von Unterdrückung: Ausbeutung, Marginalisierung, Machtlosigkeit, kultureller Imperialismus und Gewalt.« (siehe »Herrenvolk...«, S. 58ff.) Diese Kategorien sind nicht vollständig und können im Rahmen der Grundstrukturen nochmal unterschiedlich ausgeprägt und kombiniert sein. »Unterdrückung« ist jedenfalls zu konkretisieren in genaueren Diskussionen.

Zu Recht ist (u.a. von lupus) kritisiert worden, daß in Drei zu Eins von Unterdrückungsverhältnissen gesprochen wird, ohne die in diesen Verhältnissen lebenden und diese Verhältnisse reproduzierenden Subjekte auf ihre Innerlichkeit hin zu beschreiben. So entstand der Eindruck, als gäbe es in den Individuen einen »Ort jenseits von Widersprüchen«, als zöge sich das »Netz« nicht auch durch die Köpfe und Herzen der einzelnen Subjekte hindurch. Die Zerstörung von Verhältnissen ist in Drei zu Eins völlig zu recht gefordert, aber nicht mit einer Emanzipationsstrategie der Individuen verbunden worden. Welche individuellen Lebensentwürfe wären unter triple oppression-Voraussetzungen revolutionär? Wie hätten Revolutionen auszusehen, die emanzipatorische Lebensentwürfe zulassen würden?

Die Vorstellung monolithischer Subjekte, die eine ungebrochene Identität durch ihre gesellschaftliche Stellung quasi zugewiesen bekämen, wäre völlig falsch. Bewußtsein und Absichten sind nichts dem »politischen Prozeß Vorausgesetztes«, sondern sie werden erst durch »materielle Lagen, Erfahrungen, Weltbilder, traditionelle Situationsdeutungen (Alltagsbewußtsein) und 'Werte' so miteinander verknüpft, daß sie als politisch wirksame 'Interessen' erst zur Sprache kommen. 'Objektive' gesellschaftliche Stellungen und die damit verbundenen Erfahrungen setzen sich erst über einen sehr komplexen und widersprüchlichen Vermittlungszusammenhang in 'Interessen' um.« Und weil »jedes Individuum an einer ganzen Reihe von gesellschaftlichen Beziehungen (z.B. Privilegien und Unterdrückungen) teilhat, ist es Sitz einer Pluralität von Bestimmungen, wobei jede bestimmte Subjektpositionen aufbaut. Jedes Individuum ist daher notwendig vielgliedrig, heterogen.« (Hirsch, »Kapitalismus ohne Alternative?«, VSA). Daß Gefühle und die »Persönlichkeitsanteile hinter den Kulissen« Einfluß auf Denken und Praxis nehmen, müßte Gegenstand einer politischen Psychologie der triple oppression sein. Mit Psychologismen hätte sie

nichts zu tun, da sie den gesellschaftlichen Rahmen der Subjekt-Binnenstrukturen ständig einbezöge.

Eine andere begriffliche Faulheit mit Folgen ist die Verwendung der Formulierung »weiße Flecken« in Drei zu Eins gewesen. Zwar ist es zutreffend, daß es viele Wissenslücken gibt und schon aus Unwissenheit Fehler unterlaufen, aber es geht bei dem, was in Drei zu Eins mit »weiße Flecken« umschrieben wurde um erheblich mehr. »Wahrnehmungsfilter« (D. King) hängen an subjektiven Realitäten und sind interessengebundene Erkenntnisweisen. Diese Erkenntnisweisen sind keine fehlerhafte Widerspiegelung der wirklichen Welt in den subjektiven Gedanken, sondern eine Art und Weise der »Unsichtbar-Machung« von Realitäten.

Einen »weißen Fleck« auszufüllen bedeutet demnach nicht, ihn wie ein Bild mit hinzugelerten Informationen auszumalen, sondern ihn als bisher verschlossenes Fenster im Gedanken- und Handlungsgebäude zu öffnen und neue Welten zu begreifen und in ihnen versuchen zu leben. Es verändert sich somit nicht einfach ein Stückchen der individuellen oder linken »Landkarte«, es verändert sich die subjektive und kollektive Realität.

Die Aufforderung zur Solidarität und »Selbstlosigkeit« in Drei zu Eins ist gelegentlich als Aufforderung zu einer »Stellvertreterpolitik« verstanden worden. Mit der Verwendung des Begriffs »Selbstlosigkeit« sollte lediglich eine Betroffenheits-Politik kritisiert werden, bei der Verbindlichkeit und kontinuierliche Konsequenz immer wieder von jeweiligen subjektiven Befindlichkeiten zersplittert wird. Der Fehler am Begriff »Selbstlosigkeit« ist aber der, daß er eine unausgesprochene Teilung von »selbst« und »andere« vornimmt. Richtig wäre es, von einem »Zusammenhang von Beziehungen« zu sprechen, in dem das »selbst« immer präsent ist und sich entwickelt, weil es »die anderen« als Beziehungsteil seiner selbst erkennt. Einfach ausgedrückt: Offenheit, sich Einlassen auf und lernen von Personen und Verhältnissen jenseits des eigenen Tellerrands und das Ziehen von persönlichen, praktischen Konsequenzen daraus ist bestimmt keine »Stellvertreterpolitik«, sondern von Subjekten bewußt getragene Solidarität.

Die Angelegenheiten, Kämpfe und Wünsche der vormals »anderen« werden zu eigenen, ohne daß dabei die jeweiligen eigenen Ausgangsbedingungen und Privilegienunterschiede in Vergessenheit geraten oder gar reproduziert werden dürfen.

Es wäre auch gut gewesen, wären in Drei zu Eins längere Abschnitte zu einem neuen Internationalismus, zu den Nationalismen und zu einzelnen Metropole-Trikont-Verhältnissen gewesen. Auch eine Auseinandersetzung mit anti-patriarchalen Ansätzen von Männern und das Wissen und die Erfahrungen der ex-DDR-Linken über Rassismen und Patriarchat im realen Sozialismus hätten ihre Bedeutung gehabt. Die Drei zu Eins-DiskutantInnen haben das seinerzeit nicht geschafft oder hatten keine direkten Bezüge zu diesen Themen es ist aber auch niemand daran gehindert, die Lücken später oder in anderen Zusammenhängen noch zu füllen.

Zum Abschluß, auch wenn es nur kurz angesprochen werden kann, noch etwas Grundsätzliches, was in der alltäglichen Arbeit und hinter dem Problemberg der triple oppression-Diskussion leicht in Vergessenheit gerät. Besonders in einer Zeit, wo Rechte und ihre Ideologien auf dem Vormarsch sind, ist es unverzichtbar, den Begriff »links« erneut als Identitätsbestimmung inhaltlich auszufüllen. Der Kern dessen, was »links« bedeutet, war und ist in dem berühmten Satz von Marx enthalten: »... alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist!« Der triple oppression-Ansatz kritisiert nicht etwa den dort ausgedrückten linken Universalismus des »Umwerfens aller Verhältnisse«, er kritisiert vielmehr, daß die (alte) Linke ihrem eigenen universalistischen Anspruch nie gerecht wurde. »Der Mensch« war für sie männlich, weiß, Lohnarbeiter und Metropolenbewohner und auch nur die ihn unterdrückenden Verhältnisse suchte sie umzuwerfen.

Gegenüber einem falschen, »unsichtbar-machenden« Universalismus anerkennt der triple

oppression-Ansatz drei Grundstrukturen von Herrschaft und respektiert die Autonomien der Frauen, Schwarzen und ArbeiterInnen, ihre jeweilige Kritik an den Verhältnissen und auch ihre (Selbst)Organisationen. Es ist allerdings ein noch praktisch und theoretisch zu lösendes Problem, wo die Grenze zwischen einer erforderlichen universalistischen Strategie des »Umwerfens aller Verhältnisse« und der Respektierung der Autonomien und ihrer Wege zum Umwerfen von Verhältnissen zu ziehen ist. Wichtiger noch: wie sich diese Grenze aufheben ließe.

In dem oben erwähnten Marx-Zitat ist »der Mensch ein bislang lediglich behaupteter, jedoch nie erreichter Zustand, der sich erst realisieren kann in einer Gesellschaft, die jede Wertung von Geschlechtern, 'Rassen' und Klassen negiert. Die also die bislang herrschende Norm aufhebt, welche nicht nur das Verhalten der Menschen bestimmt, sondern auch durch tiefe Verwurzelung ihre Bedürfnisse und Träume.« (Ingrid Strobl, »Angst vor den Frösten der Freiheit«).

Knast Werl, Februar 1993

Milis tanz auf dem Eis - Von Pirouetten, Schleifen, Einbrüchen, doppelten Saltos und dem Versuch, Boden unter die Füße zu kriegen.

Rota Zora - Dezember 1993

Text

zusammengestellt aus: <http://www.freilassung.de/div/texte/rz/milis/milis1.htm> am 16. Oktober 2024

Vorwort

Nach langer Zeit des öffentlichen Schweigens melden wir uns wieder zu Wort. Um es gleich vorweg zu nehmen:

wir wollen nicht mit unserer Vergangenheit abrechnen; wir wollen aus ihr lernen und andere Frauen an dieser Erfahrung teilhaben lassen; wir wollen offen machen, welche alten und neuen Fragen sich uns stellen und welche Chancen und Aufgaben wir aus unserer Sicht auch in Zukunft sehen. Wir möchten, daß die Politik der Roten Zora weitergeht; ob uns das gelingt, wissen wir nicht. Wir wollen mit unseren Kräften dazu beitragen.

Die Kompliziertheit unserer Diskussionsstruktur bringt es mit sich, daß unsere Diskussionsprozesse sehr langwierig und mühsam sind. Der erste Entwurf für dieses Papier liegt schon über zwei Jahre zurück, was sich u.U. auf die Aktualität der Diskussion auswirkt. Wir präsentieren euch hiermit keine abgeschlossene Diskussion, sondern einen Einblick in einen laufenden Klärungsprozeß.

Wir repräsentieren nicht die Sichtweise aller Roten Zoras. Einige meldeten immense Widersprüche an - die sie aber zurückstellten, um unsere Veröffentlichung nicht zu blockieren. Auch unter uns existieren verschiedene politische Standpunkte und Schwerpunktsetzungen, die im Papier nebeneinander stehen. Unserer Auseinandersetzung liegt das Bestreben zugrunde, etwas Gemeinsames hinzukriegen.

In der Vergangenheit haben wir es oft nicht geschafft, unsere Diskussionen, Positionen und Fragen zu vermitteln. So ist dieses Papier also geschrieben, um unsere und eure Sprachlosigkeit zu durchbrechen.

Wir wünschen uns die Auseinandersetzung mit FrauenLesben, die eine revolutionär- feministische Perspektive in Kopf, Bauch und Herz haben und diese auf unterschiedlichen Ebenen umsetzen. Wir begreifen uns als Teil dieses Kampfes, in den wir unsere Positionen, unsere Erfahrungen, unsere besondere Form der Organisierung und Praxis einbringen wollen. Vorankommen werden wir darin nur, wenn wir die verschiedenen Ebenen des Widerstandes, der Entwicklung von Frauenstärke und der Angriffe auf dieses System zusammenbringen und wenn wir uns aufeinander beziehen, uns stützen, kritisieren und (mit allen Unterschieden) als Einheit begreifen. Sicherlich sind darin einige Neubestimmungen erforderlich, aber unser Handeln wird nach wie vor getragen von unserer Wut und unserem Haß auf die tagtäglichen, direkten und strukturellen Angriffe einer patriarchalen Gesellschaft und von unserer Hoffnung, die rassistische, antisemitische und sexistische Unterdrückung und Ausbeutung Weltweit abzuschaffen.

Voraussetzung dafür ist, daß wir FrauenLesben wieder zu einer frauenöffentlichen Diskussion über Ziele und Wege militanten Frauenwiderstands und zu einer stärkeren Organisierung finden, darin

auch immer wieder die durch Angst vor Repression entstehenden Grenzen aufbrechen und erweitern. In jüngerer Vergangenheit haben wir von solch einer gemeinsamen Orientierung wenig gespürt und selbst wenig dazu beitragen können. [1]

Wir hoffen auf viele Diskussionen - nicht nur im stillen Kämmerlein - und neue Anläufe.

In den vergangenen 5 Jahren, in denen von uns praktisch nichts zu hören war, waren wir auf unserer Ebene mit inhaltlichen und organisatorischen Verunsicherungen, Aufgaben und Fragen beschäftigt. Verschiedene Ereignisse und Entwicklungen führten zu dem Gefühl bzw. der Einsicht, nicht einfach nahtlos weitermachen zu können: Da waren der Repressionsangriff mit den Fahndungen, Hausdurchsuchungen, Ermittlungsverfahren und Verhaftungen am 18.12.1987, der Niedergang der Bewegung gegen Gen- und Reproduktionstechnologien, der Golfkrieg, die Einverleibung der DDR, die Auflösung des Ostblocks, die Verschärfung rassistisch / antisemitisch / faschistischer Angriffe gegen Schwarze, gegen JüdInnen, Obdachlose, Lesben und Schwule, gegen behinderte Frauen, Kinder, Männer und gegen Linke, die Zunahme sexistischer Gewalt - öffentlich und 'privat' - und die (wohl auch aus all diesen Ereignissen resultierende) Kraft- und Orientierungslosigkeit um uns herum. Parallel dazu führte die Kritik von Schwarzen und jüdischen Frauen an unserem weißen feministischen Selbstverständnis zu Verunsicherungen, mit denen wir jedoch oft nicht produktiv umgegangen sind.

Es stand (und steht) ein Nachdenken über neue/andere Welt- und Frauenbilder an und darin auch eine Auseinandersetzung über unsere Form der Organisation und unsere politischen Mittel als Bestandteil eines radikal- feministischen Frauenkampfes - was u.a. heißt, die zu Worthülsen verkommenen Begriffe in ihrer Bedeutung wieder lebendig werden zu lassen.

Im Laufe dieses Prozesses haben sich viele Mitstreiterinnen der Roten Zora erstmal verabschiedet, in diesen Zeiten neue Schwerpunkte für sich gesetzt. Eine personelle Kontinuität ist also kaum gegeben. Wir "Alten" und "Neuen", die wir uns hier zu Wort melden, knüpfen an der bisherigen Politik an und wollen diese weiterentwickeln.

Entlang der Geschichte unserer Organisation und unserer Praxis wollen wir unsere Entwicklung, unsere Vorstellungen, Ziele und Praxis von Frauenbefreiung mit all ihren Widersprüchen transparent machen und aus dieser Reflexion Schlüsse für eine zukünftige Politik ziehen.

Unsere Sprache...

Welche Schwierigkeiten wir mit bestimmten Begriffen, mit der Sprache hatten, kommt im Text selbst in den vielen Anführungszeichen zum Ausdruck. Oft fiel uns kein passendes Wort ein, obwohl die patriarchale und/ oder hierarchische Definition auf der 1-land lag, z.B.: unversöhnlich. Dritte Welt etc. Oft verwenden wir Begriffe aus der linken Terminologie (Revolution, Produktivkraft, Guerilla etc.), wohl wissend, daß auch diese vor einem patriarchalen Hintergrund entstanden sind. Eine feministische Umwandlung der Bedeutungsinhalte geht jedoch nur langsam, und allgemeinverständliche neue Begriffe, die das ausdrücken, was wir meinen und wollen, gibt es (noch) nicht.

Ein anderes Problem war es, den unterschiedlichen Lebensrealitäten von Frauen auch sprachlich Geltung zu verschaffen. Die in den FrauenLesbenzusammenhängen seit einigen Jahren geführte "Unterschiedsdiskussion" war/ist ein wichtiger und notwendiger Prozeß, um sich die Unterschiede unter uns Frauen, die ja für soziale Ungleichheiten und Machthierarchien stehen, als Voraussetzung für Unsere Widerstandspraxis bewußt zu machen. Schwarze Frauen forderten von uns, daß wir uns mit unserer Identität auseinandersetzen, unsere Täterinnenposition wahrnehmen und damit umgehen. Allerdings verkommt die Selbstdefinition (weiß. christlich säkularisiert. Mittelschicht. Lesbe/Hetera etc.) häufig zu einem ritualisierten Schuldbekenntnis und dient gleichzeitig als Entschuldigung. Die ständige Benennung unserer Herkunft läuft Gefahr, zum Identitätssiegel zu

werden, womit soziale Kategorien zur quasi biologischen Unveränderbarkeit gemacht werden, aus denen es kein Entrinnen gibt. Diese Entschuldigung tritt an die Stelle der Entwicklung eines feministischen Selbstverständnisses, das die eigenen Maßstäbe infrage stellt und die rassistischen und sexistischen Gewalterfahrungen anderer Frauen mitdenkt.

Zentral ist und bleibt die Praxis, die wir im Umgang mit und quer zu den sozialen Differenzen entwickeln. Selbstbeziehung ist kein Weg der Auseinandersetzung mit eigenen Machtpositionen.

Wir verwenden im Text den politischen Begriff "Schwarze Frauen" und meinen damit Frauen mit asiatischer, afrikanischer, pazifischer, arabischer usw. Herkunft bzw. Abstammung, obwohl wir darin eine Vereinfachung und Homogenisierung sehen. Es gibt von Schwarzen Frauen lange Ausführungen in diesem Problem, und viele Migrantinnen lehnen für sich den Begriff "Schwarze Frau" ab, weil für sie damit der Kampf der Frauen vom schwarzafrikanischen Kontinent (seit der Sklaverei) verschwindet und die Tatsache übergangen wird, daß es Unterschiede in der Konfrontation mit Rassismus gibt. Frauen nennen sich heute "women of colour" oder "Frauen aus ..." (entsprechendes Herkunftsland) oder Afro (entsprechendes Land, wo sie leben). Trotzdem benutzen wir noch den Begriff "Schwarze Frauen", um damit ihre Unterdrückung durch den Imperialismus und den Rassismus des weißen Patriarchats zu benennen, von welchem wir weißen Frauen Teil sind. Und wir beziehen uns damit auf die Selbstdefinition von nicht-weißen Frauen und Männern. Schwarz nicht als Hautfarbe, sondern als politisches Befreiungsinteresse zu verstehen.

Unterschiede benennen wir dort, wo sie von Bedeutung sind und/oder zum Selbstverständnis politischer Zusammenhänge gehören - z.B. FrauenLesben.

Den Begriff FrauenLesben finden wir - wie viele andere - nicht zufriedenstellend: es kann der Eindruck entstehen, als seien Lesben keine Frauen, ausgeklammert aus der sozialen Bedingung des Frauseins: die Differenz zwischen heterosexuellen Frauen und Lesben wird in diesem Begriff nicht auf gleicher Ebene sichtbar... "Heterosex und lesbische Frauen" jedoch betont zu sehr die unterschiedliche sexuelle Orientierung, wo doch viel mehr an sozialen und Identitätsunterschieden daran hängt. "Lesben und andere Frauen" entspricht wiederum überhaupt nicht den gesellschaftl. (Macht-)Verhältnissen.

Die mangelnde sprachliche Alternative kann aber nicht zur Konsequenz haben, Lesben gar nicht zu erwähnen. Das würde die Bedeutung verschweigen, die lesbische Existenz und Identität für unsere Zusammenhänge hatte und hat, und würde erkämpfte Positionen aufgeben. So benutzen wir an den entsprechenden Stellen den sich mittlerweile in der FrauenLesbenszene durchgesetzten Begriff FrauenLesben trotz der oben benannten Probleme.

"Wir/ Uns" steht für größere FrauenLesbenzusammenhänge, wenn aus dem Text nicht klar hervorgeht, ob mit "wir" unsere Gruppe oder der größere Zusammenhang gemeint ist. Ansonsten benutzen wir für beides das kleine "wir", weil die Bedeutung meist aus dem Kontext hervorgeht.

Unsere Anfänge als autonome Frauengruppe

Unsere Konstituierung als autonome Frauengruppe innerhalb der Revolutionären Zellen (RZ) fiel mit der Entsolidarierungswelle mit bewaffneter/ militanter Politik in der BRD 1977 und einer Polarisierung innerhalb der FrauenLesbenbewegung zusammen. Der powervolle Aufbruch der "Neuen Frauenbewegung" - mit ihrer anfänglichen Fülle militanter Aktionen gegen Sexismus und ihrem radikalen Umkrempeln der persönlichen Lebensverhältnisse - war im letzten Drittel der 70er Jahre schon verebbt. Unter dem Eindruck des "Deutschen Herbstes" 1977 wurde der Gedanke an militanten Widerstand weitestgehend aus dem FrauenLesben-Bewußtsein (wie auch aus dem GemischtLinken (der Einfachheit halber und weil wir Abkürzungen so lieben vielleicht kurz "Gemis" genannt?!) verdrängt.

Ein Teil der FrauenLesben zog sich vom offensiven Durchsetzen der politischen Forderungen und den provokativen Aktionen in die Innerlichkeit und Esoterik zurück. Zunächst noch von vielen FrauenLesben als Erweiterung für feministisch- politisches Handeln begriffen, stellte sich dieser Weg schnell für viele als bewußte Abgrenzung von radikaler, öffentlicher feministischer Politik heraus.

Andere hielten daran fest, sich und andere darin zu stärken, soziale Räume gegen die sexistischen Gewalterfahrungen zu schaffen und z.B. autonome Frauenhäuser aufzubauen. Auch diese politisch sehr wichtige und notwendige Arbeit wurde damals von vielen FrauenLesben als Alternative und in Distanzierung zu militantem Widerstand gemacht und propagiert. Damit nahm die Professionalisierung und Institutionalisierung vieler FrauenLesbenprojekte ihren Anfang. [2]

Radikale FrauenLesben fühlten sich oft vereinzelt, viele gingen zurück in die auch sehr dezimierten Gemis.

Wir sahen in dieser Situation unseren Beitrag u.a. darin, die Idee und Praxis radikalen, militanten Widerstands entgegen aller Integrations- und Repressionsmaßnahmen des Staates wachzuhalten. In dieser Zeit wurde die Fähigkeit des Systems deutlich, Proteste zu integrieren und fundamentale Opposition zu Innovationsschüben zu nutzen, außerparlamentarische Politik als Kreativspender auszunutzen, andererseits Widerstandsstrukturen mit aller Härte zu zerschlagen. [3]

Das bestätigte uns, daß die Gegnerinnenschaft zum System sich grundlegender zeigen muß, weniger kontrollierbar sein sollte und nicht ihr Ende findet an staatlich gesetzten Grenzen. Die Aufrechterhaltung klandestiner Zusammenhänge war eine Konsequenz für uns, um in dieser politischen Eiszeit "im Herzen der Bestie" die Ruhe zu stören und den Gedanken an die Angreifbarkeit der Herrschenden lebendig zu halten. Zugleich hofften wir, damit den militanten, klandestin organisierten FrauenLesbenwiderstand zu verbreitern und zu verankern.

Wir selbst empfanden das Verlassen der uns zudiktierten weiblichen Friedfertigkeit bzw. die bewußte Entscheidung für gewalttätige Mittel in unserer Politik als ungeheuer befreiend. Wir erlebten, daß wir mit unseren Aktionen Angst, Ohnmacht und Resignation durchbrechen konnten, und wollten dies anderen FrauenLesben weiter vermitteln.

Unser Widerstand war oft lautstark und explosiv und verursachte einigen Schaden, aber schwerpunktmäßig ging es um die Sichtbarmachung von FrauenLesben- Widerstand und entsprechend um symbolische Aktionen: "Gewalt wird erst sichtbar durch Widerstand."

"Bildet eure eigenen Banden" war die Parole der Anfangszeit, mit der wir zur Ausbreitung unserer Idee militanter Organisation beitragen wollten. Auch der Name Rote Zora weckt(e) diese Assoziation. Wir machten unter diesem Aspekt Aktionen mit einfachen nachahmbaren Mitteln und griffen Themen aus der FrauenLesbenbewegung auf (§ 218 und Gewalt gegen Frauen). Wichtig war es uns zu zeigen, daß das Unrecht, die Gewalt nicht nur strukturell sind, sondern daß Täter greifbar, angreifbar sind: "Die Schweine haben Namen, Frauen, sucht euch die Adressen!" (Aktion gegen die Bundesärztekammer in Köln, April 1977)

Wir sahen keine Hierarchie in verschiedenen Aktionsformen: Flugblatt verteilen, Besetzungen, Sprühaktionen, Schlösser verkleben, Steine schmeißen, Spreng- und Brandsätze legen - alles war wichtig, wenn es zusammengriff.

So ist es auch heute noch für uns richtig. Dabei haben wir allerdings die besonderen Bedingungen und Konsequenzen unserer Art der Organisation und Praxis unter den Tisch fallen lassen. Im Wunsch, zur Nachahmung und damit Verbreitung unserer Aktionsformen zu ermuntern, stellten wir zeitweise unsere Organisation so locker dar (Interview Emma, 1984), als könne jede mal eben so mit ihrer Freundin losziehen und das gleiche machen wie wir.

Auch wenn wir teilweise selbst im militanten Kleingruppensein agierten, verleugneten wir damit den anderen Teil unserer Geschichte und Praxis. Die dargestellte Lockerheit verschleierte die konkreten Barrieren/ Unterschiede. Wir unterschieden und unterscheiden uns von Kleingruppen durch die auf Langfristigkeit, Kontinuität und Verbindlichkeit ausgerichtete Organisierung. Diese ermöglicht(e) es nicht nur, einen anderen Hintergrund von Logistik aufzubauen, d.h. Kenntnisse, Fertigkeiten, Beschaffung materieller Mittel, die über einen Kleingruppenrahmen hinausgehen, sondern auch, kontinuierliche gruppen- und städteübergreifende Diskussionen zu führen und Befreiungsideen zu entwickeln. Das Primat der Praxis half uns dabei, Unterschiedlichkeiten und Differenzen teilweise stehen lassen zu können und uns einem weltweiten Befreiungsprozeß und den Frauen darin verbunden zu fühlen, aus dem wir einen großen Teil unserer Stärke bezogen.

Die Distanz, die wir mit dem Satz "wir sind nicht anders als ihr" zu überwinden glaubten, vertieften wir damit. Das unterstützte den Mythos: Rote Zoras als fröhlich umherschweifende Rebellinnen, außerhalb der konkreten Mühseligkeiten des Alltags, allzeit zu jeder Schandtat bereit und fähig. (Solche Geschichten lesen wir uns auch abends im Bett gerne vor). Abgesehen davon, daß uns das in manchen Momenten schmeicheln mag - voran bringt es nicht so recht. Die FrauenLesben, die diesen Mythos mittragen und sich vielleicht darauf ausruhen, daß wir "es ja schon machen", entziehen sich der Auseinandersetzung und der Möglichkeit, für sich selbst eine solche Form der Organisierung zu denken bzw. ihre Entscheidung dafür oder dagegen (für beides gibt es gute Gründe) auf politische Füße zu stellen.

In unserer Organisierung sind wir anders als andere FrauenLesben- Kleingruppen, als einzelne FrauenLesben sind wir es nicht. Wir sind alles andere als Heldinnen, manchmal schon zu normal, unsicher, ängstlich, manchmal kleinmütig, verboht und streitsüchtig.

Unsere Arbeit beinhaltet nicht nur die Sonnenseiten, die in erfolgreichen Aktionen zum Ausdruck kommen oder in einer emotionalen Bezogenheit aufeinander zu finden sind, in dem Wissen, uns absolut aufeinander verlassen zu können, Vertrauen zu haben, Gleiches zu wollen. Ebenso gibt es - bedingt durch die notwendige Klandestinität unserer Strukturen - eine ungeheure Vielzahl an kleinen mühseligen Schritten und Aufgaben, die uns mit unseren ganzen Schwächen und Unfähigkeiten konfrontieren und unsere Geduld auf die Probe stellen. Gefordert ist immer wieder eine gewisse Abstraktion, weil aus der Kleinarbeit und notwendigen Organisiererei oft nicht viel Identitätsstiftendes gezogen werden kann, in größeren Zeitabständen gedacht und geplant wird und werden muß. Viele Sachen macht frau alleine, oft fehlt das direkte Miteinander. Die klandestin angelegten Strukturen sind oft schwerfällig.

Unsere Identität ziehen wir zwar auch aus gelungenen Aktionen, vor allem aber aus der langfristigen Perspektive, eine militante Frauenorganisation aufzubauen.

Nach wie vor finden wir verschiedene Organisationsformen für subversiven Widerstand wichtig - also auch Kleingruppen aus der Frauenöffentlichkeit heraus, die durch die Einbindung in soziale Zusammenhänge, durch spontanere Handlungsmöglichkeiten usw. oft ausgesprochen lebendig sind, meist aber durch die Bullen einkreisbar, weshalb sie äußerst flexibel sein müssen und oft nur kurzlebig sein können. Darin alle Möglichkeiten auszuprobieren und auszureizen, ist nicht nur für die Stärkung der FrauenLesbenbewegung notwendig, es ist auch für unseren Lernprozeß wichtig.

Wir wollen aber ebenso, daß Frauen, die unsere Politik als Rote Zora richtig und wichtig finden, sich der Frage einer entsprechenden Organisierung stellen und nicht diese Art militanter Politik an unseren Zusammenhang delegieren.

wir tragen die Verantwortung, mit unserer Geschichte genau umzugehen, aber nicht die alleinige Verantwortung, diese Politik fortzuführen.

Als Feministinnen in den RZ...

FrauenLesben schufen sich in den 70er Jahren in der BRD immer mehr autonome Zusammenhänge, aus denen sie gegen die "frauenspezifische" Unterdrückung kämpften. Der Kampf gegen die "allgemeine" Unterdrückung wurde oft in gemischten Zusammenhängen geführt. Diese Trennung zwischen "frauenspezifisch" und "allgemein" machten wir zunächst auch. So drückten wir mit Aktionen gegen den Paragraphen 218 und Gewalt gegen Frauen (z.B. Sexshops, Frauenhändler) unsere Verbundenheit mit den Aktionen und Diskussionen der Frauenbewegung aus. Innerhalb der Kampagne gegen die Preiserhöhungen im städtischen Nahverkehr verteilten wir z.B. gefälschte Fahrkarten mit den Gemischten.

Mit dieser Aufspaltung waren wir keineswegs zufrieden, ging sie doch geradezu durch uns selbst hindurch: Bei der Beschränkung auf "frauenspezifische" Themen grenzten wir einen Teil unserer Identität aus, den wir noch nicht so recht als durchaus auch "frauenspezifisch" begreifen konnten. Bei den sog. "allgemeinen" Themen verschwanden wir mit unserer Frauenidentität hinter den Männern bzw. einer patriarchal eingebetteten politischen Ausrichtung.

Wir waren auf der Suche nach Ansatzpunkten, in denen wir eine allumfassende feministische Sichtweise entwickeln konnten. So formulierten wir: "Gewalt gegen Frauen nicht als Ausnahme, sondern als durchgängiges HERRSchaftsprinzip zu begreifen, hat zu der Erkenntnis geführt, daß der Kampf gegen persönlich erfahrene sexistische Gewalt nicht zu trennen ist vom Kampf gegen jede Gewalt des Systems." ("Jedes Herz eine Zeitbombe" Revolutionärer Zorn Nr.6, Jan.1981)

Nicht gemischt, sondern als Frauengruppe gegen "allgemeine" Unterdrückung zu kämpfen, sollte eine Lösung sein: "Frauenkampf ist umfassend und beinhaltet jeden Kampf gegen jede Form der Unterdrückung, Ausbeutung, Zerstörung und Menschenverachtung." (Rote Zora- Aktion gegen Kaußen- Anwalt Wagner zur Unterstützung des Häuserkampfes, 1980)

Auch mit dieser Sichtweise hielten wir indirekt die Trennung zwischen "frauenspezifisch" und "allgemein" aufrecht. Zwar blitzten Vorstellungen davon auf, wie unser Frauenkampf aussehen könnte, z.B. bei der Aktion gegen Siemens im Zusammenhang mit der Einführung neuer Technologien, die verschärfte Ausbeutung und Kontrolle gegen Frauen hier und in den Drei Kontinenten [4] bedeuteten; oder bei den Angriffen auf die Frauenhändler, deren Sexismus im direkten Zusammenhang mit imperialistischer Zerstörung und Vertreibung steht.

Konkret sahen wir uns weiterhin einer "Doppelbelastung" ausgesetzt: Die Auseinandersetzung um "allgemeine" politische Themen wie z.B. Häuserkampf, Knastkampf, Friedensbewegung, imperialistische Interventionen usw. führten wir letztendlich weiter vor dem Hintergrund eines patriarchalen Selbstverständnisses. So lange wir nicht in der Lage waren, in diesen Kämpfen auch Ansätze von Frauenbefreiung zu sehen bzw. sie direkt in antipatriarchale Kämpfe zu wenden, mußten wir uns ständig entscheiden, ob wir zugunsten einer aktuellen Beteiligung an diesen Kämpfen die Verfolgung unserer Fraueninteressen und die Entwicklung eines feministischen Widerstands hintanstellen sollten. Diese Überlegungen trugen zur späteren Trennung von den RZ bei.

Als selbständige Frauengruppe in den RZ lebten wir von Anfang an mit dem Widerspruch, daß wir im öffentlichen Rahmen die politische Autonomie von Frauen für unverzichtbar hielten, uns innerhalb unserer klandestinen Organisierung aber mit Männern arrangierten - zwar als selbständige Gruppe, aber mit der Verbindlichkeit einer gemeinsamen Organisation.

Dafür gab es verschiedene Hintergründe: Wir konnten in diesem Zusammenhang auf bereits entwickelte Strukturen und Erfahrungen zurückgreifen; wir trauten uns keine eigene tragfähige Struktur zu, da wir so wenige militante Feministinnen waren. Außerdem waren die militanten Kräfte (Ende der 70er/Anfang der 80er Jahre) innerhalb der Linken insgesamt so gering, daß wir meinten, Frauen und Männer müßten sich gegenseitig stärken.

Wir waren eng verbunden mit einer linken Geschichte und den entsprechenden Denkstrukturen und Handlungsmustern. In den Anfängen unserer militanten Frauenorganisation gelang es uns noch sehr wenig, uns von diesen zu lösen und unsere Befreiungsvorstellungen und -wege auf feministisch- revolutionäre Füße zu stellen. Dafür gab und gibt es bis heute kein umfassendes Konzept. An diesem mitzustricken, haben wir uns seitdem vorgenommen.

Einige von uns hatten zudem die Illusion, daß in der existentiellen Verbundenheit des gemeinsamen Kampfes die Geschlechtergegensätze nicht so krass seien, die Radikalität "unserer" Genossen sich auch in einer radikalen Infragestellung ihrer patriarchalen Identität ausdrücken müsse/könne; daß die Männer ihre Chance zur Erweiterung ihres Horizontes und Handlungsrahmens erkennen würden, indem sie sich an unserem feministischen Kampf orientierten. Diese Illusion wurde mit Sicherheit durch die heterosexuelle Orientierung der meisten Roten Zoras genährt.

Die zermürbenden, nie enden wollenden Streitereien, in denen wir begreiflich zu machen und durchzusetzen versuchten, daß Frauenkampf kein Teilbereichskampf sein kann, sondern daß die Befreiung vom Patriarchat grundlegend für jede Befreiung ist, und das Hinzukommen neuer FrauenLesben, die sich ganz bewußt in Frauenzusammenhängen organisieren wollten und nicht einsahen, warum wir irgendwelche Energien in Diskussionen mit Männern steckten, führten endgültig zur organisatorischen Trennung.

Erst in der Trennungsphase begriffen wir, daß nicht nur "unsere" patriarchal denkenden und handelnden Männer in ihrer Unfähigkeit und Borniertheit eine fruchtbare Zusammenarbeit verhinderten, sondern daß autonome FrauenLesbenorganisation für uns hier und heute - auch im militanten Kampf - eine grundsätzliche politische Notwendigkeit ist. Gemeinsame Organisation mit Männern bindet nicht nur unsere Energien in der ständigen Auseinandersetzung um die Behauptung von FrauenLesbenpositionen, sondern sie bindet uns auch in von Männern gesetzte Diskussionsprozesse ein, bringt uns immer wieder auf das Gleis der Orientierung an männlichen Normen, die wir selbst oft tief verinnerlicht haben. Sie blockiert uns damit in unserem Denken und unserer Entwicklung und steht der Herausbildung einer revolutionär- feministischen Perspektive ständig im Wege.

Mit dieser klaren politischen und organisatorischen Trennung der Roten Zora von den RZ brachen wir mit der sonst von uns Frauen - um den Preis unserer Selbstverleugnung - wie selbstverständlich erwarteten Solidarität. Damit verweigerten wir uns der Vereinnahmung, die in der Behauptung liegt, Feminismus sei in ein linkes Konzept einzuordnen, was immer darauf hinausläuft, Frauenkampf einer "umfassenderen linken Zielsetzung" unterzuordnen. Mit dieser völlig veränderten Voraussetzung und politischen Klarheit, die erstmal nicht von gemeinsamen Zielsetzungen ausgeht, sind punktuelle Bündnisse oder solidarische Verhältnisse mit Männern oder gemischten Gruppen nicht ausgeschlossen, werden so aber von uns bestimmt.

Frauen- Macht?

Unsere Entstehungsgeschichte ist nicht zu trennen von linken organisatorischen Vorgaben und vom politischen Klima der 70er Jahre, in denen die Befreiungsbewegungen und die Umwälzungen in der hiesigen Gesellschaft Hoffnungen auf gesellschaftliche Umbrüche greifbarer erscheinen ließen. Unsere damalige Verbundenheit mit den weltweiten revolutionären Kämpfen einerseits und mit der Frauenbewegung andererseits spiegelte sich in unserem widersprüchlichen Selbstverständnis: Sind wir eine Frauenbande, oder verstehen wir uns als Teil einer zukünftigen Frauenguerilla?

Diese beiden Pole - Orientierung auf ein Konzept von Frauenguerilla, die sich als Teil der antiimperialistischen Befreiungsbewegungen und Guerillagruppen versteht, und die Vorstellung, militanter Teil der Frauenbewegung sein und bleiben zu wollen, mit allen Beschränkungen, die das z.B. im Hinblick auf die logistischen Mittel und Möglichkeiten mit sich brachte - verkörperte sich

in den verschiedenen politischen Selbstverständnissen einzelner Frauen (natürlich nicht in Reinform, sondern mehr als Schwerpunktsetzung). An diesen unterschiedlichen Ansprüchen konnten wir uns reiben, manchmal auch unfruchtbar streiten, konnten sie aber theoretisch nicht lösen. Es war gerade die Existenz zwischen diesen beiden Polen, die die Grundlage unseres Zusammenhalts und unserer Entwicklung als Rote Zora ausmachte. Praktisch durchgesetzt hat sich darin ein eigener Weg militanter Politik, der unsere Realität als Metropolenfrauen einbezieht, immer wieder hinterfragt und an der Suche nach einer Strategie von internationaler Frauenbefreiung festhält.

Einige von uns gingen Ende der 70er/ Anfang der 80er Jahre einen anderen politischen Weg in ihrem Kontakt zu einer internationalen Gruppierung, die sich dem palästinensischen Befreiungskampf zuordnete und am Aufbau bewaffneter Gruppen in Westeuropa interessiert war, begaben sie sich in große Widersprüche zu unserem feministischen Selbstverständnis, die dann zur Loslösung der Frauen aus unserem Zusammenhang führten. Dieser Prozeß wurde aus Gründen absoluter Geheimhaltung damals auch unter uns nicht offen gemacht und konnte so erst im Nachhinein zu unserer verspäteten Auseinandersetzung führen. (In diesem Papier erscheint der Begriff Antiimperialismus als Ausdruck der Beschäftigung auch mit diesem Teil unserer Geschichte und unseres veränderten und noch nicht abgeschlossenen Verständnis davon.) Die Konsequenzen aus den Kontakten waren Angelegenheit der einzelnen Frauen und hatten keinerlei Einfluß auf unsere Politik. Daß sich hinter dem Geheimhaltungsprinzip auch hierarchische und Macht-Strukturen verbargen, politische Entwicklungen nicht als politische Entscheidungen diskutiert wurden, ist uns erst seit Mitte der 80er Jahre deutlich geworden.

Weiter oben haben wir schon beschrieben, wie wir uns von Kleingruppen unterscheiden. Das Guerillakonzept ist insofern für uns heute keine Orientierung, als es darauf ausgerichtet ist, mit militärischen Formationen die Macht zu erobern. Wir wollen die patriarchale Macht nicht erobern, sondern zerstören. Machtübernahme, durchgesetzt und abgesichert mittels eigenständiger militärischer Formationen, kennen wir in der Geschichte nur als patriarchalen Herrschaftswechsel. Ebenso war und ist Machtabsicherung an Organe gebunden, die Herrschaft gegenüber den Unterdrückten gewaltsam und mit Waffen durchsetzen (können).

Militärische Bünde tragen bereits den Kern von Herrschaft in sich. Militärische Macht wird selbst dadurch nicht legitim, daß Menschen behaupten, sie zum Wohl anderer einzusetzen.

Militär ist von der Struktur her durch und durch patriarchal, ein zentraler Ort, an dem Männermacht und Unterwerfung in Reinform aufgebaut, Männeridentität und -herrschaft nach innen und außen gestärkt und praktiziert wird.

Macht ist für uns untrennbar mit Herrschaft verknüpft. Die patriarchale Herrschaft wollen wir bekämpfen, der Macht Grenzen setzen ("Wir wollen die Macht zerstören"), uns durchsetzen/stärker werden und drücken das z.B. mit der Parole "Frauen an die Macht" aus. An dem Punkt blenden wir aus, daß Macht (haben) eben auch immer Herrschaft (ausüben) bedeutet. Die sprachliche Gleichsetzung ("Macht der Herrschenden" - "Macht der Frauen") ist einmal Ausdruck dafür, wie wenig genau von uns verwendete Begriffe inhaltlich gefüllt bzw. reflektiert sind. Darüber hinaus spiegelt sich darin unser Verhaftetsein in patriarchalen Denkmustern.

In Abgrenzung von herrschender Macht haben wir den Begriff "Gegenmacht" benutzt, der den Kampf gegen die patriarchale Macht meint. Aber auch damit lösen wir uns letztlich nicht aus dem Denk- und Handlungsschema. Wir können nicht gleichzeitig Macht abschaffen und Macht erkämpfen, auch wenn wir weibliche Macht als anders, positiv begreifen: als Überwindung von Ohn-Macht. Auch dieser Machtbegriff ist einholbar von dem, was Macht in dieser Gesellschaft heißt, nämlich Herrschaft.

In vielen Befreiungsprozessen/-kämpfen hat sich gezeigt, daß Gegenmacht faktisch die Vertreibung der Mächtigen bedeutet, um sich selbst an die Stelle im Machtapparat zu setzen. Dabei werden Machtstrukturen nicht zerstört, eher neue Herrschaftsverhältnisse eingeführt, natürlich mit der Idee, die Macht zum Wohle der Gesellschaft einzusetzen. [5]

Deshalb halten wir den Machtbegriff zur Beschreibung unserer Politik und Ziele für unbrauchbar. Das heißt in der Konsequenz, ihn nur noch in bezug auf die (be-)herrschenden Verhältnisse anzuwenden. Wir wollen weder die Machtübernahme noch unsere Kräfte mit denen des Gegners auf seiner Ebene messen. Einen Frauenhändler anzugreifen, einen Vergewaltiger zu bestrafen, ein Forschungsinstitut zu zerstören ist nicht Ausdruck unserer Macht, sondern unseres Willens, die Macht zu begrenzen.

Diese prinzipiellen Überlegungen lösen aber nicht das Dilemma, daß wir zwar Machteroberung von uns weisen, aber Macht besitzen, d.h. an struktureller Macht teilhaben, die Weiße aufgrund ihrer ökonomischen, militärischen, sozialen und politischen Herrschaft auf dieser Welt durchgesetzt haben.

Auf diese Macht können wir nicht über eine Willensentscheidung verzichten. Unser einfacherer/gesicherterer Zugang zu Geld/Einkommensquellen, Arbeitsplätzen, sozialen Leistungen und Wohnungen kann nicht "abgelegt" werden, denn er ist Ausdruck des gesellschaftlichen Gewaltverhältnisses gegen die "anderen"; wir können/müssen aber bewußt damit umgehen. Ein Festhalten an unseren Privilegien macht uns zu Gegnerinnen der Befreiung.

Anfangen können wir schon damit, Schwarzen Frauen den Job oder den Wohnraum zu überlassen; ihnen unsere Strukturen und Mittel von Öffentlichkeit und Gegenöffentlichkeit zur Verfügung zu stellen; unsere sozialen Bedingungen im Sinne einer gemeinsamen Perspektive von Befreiung zu nutzen. Wichtig ist, uns nicht abspalten zu lassen von den Erfahrungen anderer Frauen. Das bedeutet, raus aus den FrauenLesben- Ghettos, in denen wir gesellschaftliche Realitäten nur dosiert und gefiltert wahrnehmen und uns deshalb zu Vielem nicht verhalten (müssen). Wir brauchen Kontakte zu anderen Frauen, um die gesellschaftlich gewollte Distanz und Abtrennung zwischen uns bewußt und selbstverständlich zu durchbrechen.

Nicht nur als machthabende, sondern auch als unterdrückte Frauen werden wir dem widersprüchlichen Umgang mit Macht nicht entkommen", weil z.B. kurzfristige Ziele oft nur unter Ausnutzung der bzw. dem Einlassen auf die patriarchalen Rahmenbedingungen zu erreichen sind.

Nicht nur Macht ist an Herrschaft gekoppelt, sondern auch Ohnmacht, nicht nur Sieg, sondern auch Niederlage, nicht nur Krieg, sondern auch "Frieden", nicht nur Reichtum, sondern auch Armut etc. Diese Begriffspaare definieren sich jeweils über ihren immanenten Gegensatz, d.h. Macht existiert nur, weil Ohnmacht existiert und umgekehrt. Mit der Zielvorstellung, Macht zu überwinden, überwinden wir auch Ohnmacht, wenn Sieg keine Orientierung ist, kann auch die Niederlage nicht unser Denken und Handeln fesseln.

Wir wollen dieses patriarchale, immanent gegensätzliche und die Verhältnisse aus sich heraus immer wieder neu stabilisierende Begriffsdenken durchbrechen. Darin liegt vielleicht die Chance, Schritt für Schritt eine persönliche und kollektive Stärke zu entwickeln, die keine Verbindung zu Herrschaft hat.

In unserem Interesse liegt die Stärkung von politisch- sozialen Prozessen, die staatliche und andere patriarchale Macht- und Zwangsverhältnisse bekämpfen und das Leben feministischer (d.h. nicht nur antisexistischer und antirassistischer) Ideen permanent erweitern. Dabei meinen wir nicht die von staatlicher Seite geduldete Nischenpolitik, sondern den Prozeß, im Wechselverhältnis von gesellschaftlich - wie persönlich- patriarchaler Machtbeschneidung die Entwicklung, Festigung und Verteidigung von uns bestimmter Lebensverhältnisse als - Ziel zu verfolgen.

Auf diesem Weg gibt es sowohl bewaffnete Angriffe zur Blockierung des Machtapparates als auch die Notwendigkeit, erkämpfte Strukturen militant- bewaffnet zu verteidigen, aber nicht in arbeitsteiliger Form, in der etwa eine unter Waffen stehende Frauenarmee zuständig ist. Welche Struktur wir uns geben, erwächst aus dem Prozeß Unserer Kämpfe.

Diese Vorstellungen scheinen, gemessen an der Gegenwart, so unreal zu sein, sind aber für uns eine wichtige Orientierung, weil Machtzersetzung statt -eroberung schon für hier und heute konkrete Konsequenzen hat, u.a.:

- Angriffsziele nicht nach politisch- militärischen Kategorien zu wählen;
- eigene interne Machtstrukturen zu bekämpfen,
- hierarchische Strukturen aufgrund sogenannter "politischen Notwendigkeiten" nicht zu akzeptieren.

Militante Organisierung nur im Zusammenhang mit sozialen/politischen Widerstandsprozessen legitim zu finden, heißt auch, der Hierarchisierung unserer Kampfformen entschieden entgegenzutreten. Sie geschieht leicht wegen des existentiellen Einsatzes im militanten illegalen Kampf und der Entschlossenheit, die darin zum Ausdruck kommt. Dieser Einsatz, verbunden mit der Entscheidung für "bewaffneten Kampf" wird oft als revolutionäres Handeln per se mystifiziert. Die Kampfform an sich als besonders radikal zu sehen. losgelöst vom Inhalt, arbeitet einer Mystifizierung von Gewalt zu, die mit der herrschenden Definition von Gewalt nicht bricht. Diese Erfahrung haben viele Frauen/Lesben gemacht, die sich von Mackermilitanz umgeben oder sie gar gegen sich gerichtet sehen.

Im herrschenden Gewaltbegriff wird nicht die strukturelle, subtile und direkte Gewalt, die das Patriarchat ausmacht und stützt, als Gewalt definiert, sondern verschleiert und legitimiert. Vielmehr werden das Überschreiten dieses "Gewaltrahmens" und die Gegenwehr gegen Unterdrückung als Gewalt denunziert. Dieser Gewaltbegriff ist nicht unserer. Die Frage "Gewalt ja oder nein" weisen wir als Ideologie zur Legitimierung und Akzeptanz der herrschenden, die Gesellschaft durchziehenden Gewalt zurück. Die HERRschenden versuchen mit dem Aufzwingen ihres Gewaltbegriffs, den Widerstand zur Gewaltfreiheit zu verpflichten, und meinen damit vor allem die Respektierung der herrschenden Ordnung.

Sie benutzen die massive Zunahme sexistischer, rassistischer und antisemitischer Angriffe von Rechten und Neonazis und die Brutalisierung der Gesellschaft, um von der zunehmenden eigenen Gewaltsamkeit (z.B. Anti- "Sozial- Paket"; gesetzlich festgeschriebener Rassismus) und der gewollten patriarchalen und rassistischen Alltagsgewalt abzulenken und sie letztlich durchzusetzen oder Normalität bleiben zu lassen. Die heutige gesellschaftliche Realität ist stark von rechter Gewalt bestimmt. Die brutalsten rechten Terroraktionen (und nur diese) werden erst als Bild/Definition von politischer Gewalt "an sich" herausgestellt, um im nächsten Schritt die Gleichsetzung von rechts und links zu behaupten. Damit wird versucht, militantem Widerstand die Legitimation zu nehmen und ihn besonders zu verfolgen. [6] Vor diesem Hintergrund ist jede "Gegengewalt" mit einem negativen Nimbus umgeben. In dieser Situation müssen wir uns noch genauer damit auseinandersetzen und bestimmen, was und wie wir angreifen.

Gegen die Verbreitung der Parole "Keine Gewalt" betonen wir, daß wir unter militanter illegaler Politik zuerst vom Inhalt her unversöhnliche Gegnerinnenschaft zu diesem patriarchalen System meinen, die sich in der Praxis ausdrücken muß.

Mit unseren Handlungen wollen wir diese Definitionsmacht durchbrechen und Gesetze, die zur Aufrechterhaltung dieses Systems geschaffen wurden, bewußt nicht achten, um darin unsere Option auf ein anderes Leben zu behaupten. Der Angriff auf und die Zerstörung von Institutionen, die die Gewaltverhältnisse organisieren und reproduzieren, und die Bestrafung von Tätern ist unabdingbar

für die Entwicklung eines (Selbst-)Bewußtseins gegen die Akzeptanz und Verinnerlichung der herrschenden Normalgewalt - gerade auch gegen uns Frauen.

Frauenmilitanz und Stolpersteine

Im Laufe der Jahre hat es uns öfter verunsichert, daß militante Aktionen mehr aus der gemischten Szene kamen als aus FrauenLesbenzusammenhängen. Erfahrungsgemäß überlegen Frauen oft sorgfältiger als Männer das Was, Wo und Wie ihrer Aktionen, weil sie ihren Frauenstandpunkt deutlich machen und nicht in den gewohnt- gemischt- männlichen Mustern agieren wollen - vielleicht sind es auch deswegen weniger Aktionen. Oft werden Aktionen von FrauenLesben auch nicht einer breiteren Öffentlichkeit bekannt, so daß ein "Weniger" auch ein Trugschluß sein könnte. (Dabei wäre das Wissen über Aktionsideen für "Nachahmerinnen" durchaus inspirierend.) Im Hinblick auf unsere eigene Praxis und unsere geringe "Verbreiterung" haben wir immer wieder diskutiert, ob unser Weg noch zu sehr von "traditionell männlichen" Strukturen und Verhaltensweisen geprägt ist bzw. von FrauenLesben von außen so wahrgenommen und deshalb vielleicht als Weg von vielen abgelehnt wird. Es ging uns in unserem Zusammenhang und in unserer Praxis auch immer darum, patriarchale Zuschreibungen von männlichen und weiblichen Eigenschaften / Handlungsweisen aufzubrechen, sie zu überwinden und jenseits von ihnen unsere eigenen - feministischen - Möglichkeiten zu entwickeln. So wenig neu und so schwierig das ist, so sehr bleibt es eine spannende Herausforderung, eine ständige Gratwanderung: Verhaltensmöglichkeiten, die uns vorenthalten werden, aufzugreifen, ohne in eine Übernahme "männlichen" Verhaltens zu verfallen; im Bewußtsein als Frauen zu handeln, ohne damit "Weiblichkeit" zu konservieren ...

Militanz auf verschiedensten Ebenen ist uns als Frauen sicherlich nicht anezogen worden. Fällt es Frauen deshalb schwerer, bestimmte Aktionsformen aufzunehmen? Die meisten von Uns haben Schwierigkeiten mit einer direkten gewaltsamen - physischen wie psychischen - Konfrontation mit dem Gegner. List und "Heimlichkeit" sind dagegen altbewährte Frauenmittel. "Heimlichkeit" ist auch ein Merkmal unseres Agierens, aber damit verknüpfen wir Angriff und Sabotage - das haben wir als eigenes Verhalten nun überhaupt nicht erlernt.

Es sind eher "männliche" Verhaltensattribute, die mit unserer Politik und Organisationsform verbunden werden könnten: Abenteuer, Heldinnentum, Technikverständnis; vieles davon ist verbunden mit einem Mythos, weniger mit der Realität. Spannend ist es schon manchmal, ob etwas klappt, vieles ist aber eben von Geduld, Ausdauer und Kleinkram bestimmt. Technikverständnis prägt unsere Praxis ebenfalls nicht einschneidend. Meist sind es begrenzte konkrete Anforderungen und Fragen, die frau erfassen und lösen kann, wenn sie sich mit Interesse und einem Ziel vor Augen daran begibt.

Weitere Zuschreibungen/Ansprüche könnten sein: Einzelgängerinnentum, Sich- Heraushalten aus sozialen Verpflichtungen und Verbindlichkeiten in Beziehungen und Freundschaften, die verminderte Bereitschaft, sich auf diese einzulassen, Abstraktionsvermögen, nicht spontan, "aus dem Bauch heraus" handeln, sondern langfristig planen, keine kurzfristigen Erfolgserlebnisse und Aktionsmöglichkeiten, Auseinandersetzungsbereitschaft über Theorien und Strategien politischen Handelns ... Vieles davon hat Ähnlichkeiten mit dem Lebensentwurf für Männer in dieser Gesellschaft: Leben wird funktional geteilt, und man entledigt sich sozialer und reproduktiver Verantwortungen aller Art, für möglichst effiziente Leistung und Durchsetzung in voneinander isolierten Bereichen (Beruf, Freunde, Familie, Politik, Freizeit...).

Ergebnis dieses Prinzips, in das auch wir Frauen eingebunden sind, ist eine Zerstückelung des sozialen/gesellschaftlichen Lebens in lauter Einzelbereiche, die alle den Maßstäben von Funktionalität unterliegen (und die wir nicht mehr miteinander verbunden kriegen).

Dieser Zustand unserer Gesellschaft prägt auch die Art, wie hier Politik organisiert und gemacht wird: Persönliches, soziales Leben und Politik sind häufig getrennt voneinander, die politischen Anforderungen oft funktional: z.B. möglichst einplanbar und fit zu sein (Krankheit stört).

Merkmale dieses Prinzips sind eindeutig in unserer Politik enthalten.

Die Bedingungen von Klandestinität zum Schutz vor Repression verschärfen zusätzlich Trennungen zwischen unserem sozialen und politischen Alltag und unserer Rote- Zora- Realität.

Aber das ist kein Zustand.

Natürlich versuchen wir, gegen diesen Strom zu schwimmen: wir agieren kollektiv, mit einem guten Gefühl zueinander. Wir stärken uns gegenseitig in unserer Frauenidentität. Und unsere Frauenidentität bestimmt unsere Politik.

Wir leben alle möglichen persönlichen und politischen Beziehungen, schaffen uns Raum für Persönliches, Lebendiges, Schönes, Reproduktives in unserer Politik, die davon nicht unbeeinflusst bleibt. All das läßt Aktionen gelingen.

Langfristige Planungen, Durchhaltevermögen und Geduld gehören zu unserem politischen Selbstverständnis und sind gleichzeitig zu unserem Schutz notwendig, was sich eindeutig öfter gegen die Spontaneität richtet.

Sind diese Widersprüche, die zu unserem Leben gehören, ein Grund, warum wenige FrauenLesben den Schritt zu uns oder zu einer ähnlichen Organisation machen? Widerspricht das einer 'ganzheitlichen' Vorstellung von Politik/Leben? und/ oder liegt es auch daran, daß viele Frauen sich lieber in gemischten Zusammenhängen organisieren, um den gewohnten durchstrukturierten Rahmen linker Politik nicht zu verlieren, anstatt sich in FrauenLesbenzusammenhängen auf neue Gleise, auf Auseinandersetzungen unter Frauen und einen eigenverantwortlichen Umgang mit Unseren Zielen als FrauenLesben, aber auch mit Unterschieden unter uns einzulassen?

Viele Fragen, die uns weiter beschäftigen werden, zu denen wir uns Kommentare, Rückmeldungen, Ideen und Positionen wünschen ...

Einige Aktionen von uns

Angriffe gegen Sexshops

Unsere Aktionen gegen Sexshops 1978 drückten unsere Wut gegen die alltäglich erfahrene sexistische Erniedrigung aus. Sie sollten uns und anderen Frauen [7] in dieser Zeit abflauernder Aktivitäten Anstoß geben, aus der Resignation wieder auszubrechen. Wir setzten dabei bewußt das Mittel Feuer ein. Die völlige Zerstörung sollte symbolisch unterstreichen, wie vehement wir die Normalität der Gewalt gegen Frauen brechen und die eigene Ohnmacht durchbrechen woll(t)en.

Sexshops mit ihrer sich aufdrängenden Präsentation von Frauen als Sexualobjekte für Männer, der selbstverständlichen Vermarktung von Frauenkörpern und der Kultivierung von (sexueller) Gewalt gegen Frauen, galten in der FrauenLesbenbewegung (und bei uns) damals als Kristallisationspunkt von Sexismus. In der Gewißheit, daß die sexuelle Enteignung und Zurichtung von uns Frauen eine ganz zentrale Bedeutung in unserer Unterdrückung einnimmt, rückte die Sexindustrie mit ihrem unverblühten Betreiben dieser gewalttätigen Identitätsberaubung ins Visier unseres Zorns.

Rückblickend sehen wir, daß eine gewisse Portion an unhinterfragter bürgerlich- christlicher Moral in die Bedeutung eingeflossen ist, die der Sexindustrie und ihren Läden als Ausdruck des Sexismus zugeschrieben wurde: ein Denken in Kategorien von "guter" und "schlechter" Sexualität, das den Blick auf andere, "normale" Bereiche sexueller Gewalt gegen Frauen (Ehe, Familie,

Heterobeziehungen, Erziehung zur Heterosexualität) versperrte bzw. einschränkte. Eigene sexuelle Beziehungen mit Männern (soweit sie gelebt wurden) hatten mit dieser Sorte sexueller Gewalt und Manipulation nicht unbedingt offene, unmittelbare Parallelen, konnten also separat behandelt werden bzw. im Privaten verschwinden und unangetastet bleiben. Auch der schwierige und widersprüchliche Umgang mit der "eigenen" Sexualität wurde unter dem Einfluß dieser Moral eher tabuisiert, anstatt über sie (anknüpfend an die Aufbrüche innerhalb der FrauenLesbenbewegung Anfang der siebziger Jahre) mit Frauen zu reden oder sie mit ihnen zu leben, sie schrittweise zu verändern und zu einer Kraft von FrauenLesben werden zu lassen.

Ein anderer wichtiger Punkt ist die praktische Ausgrenzung der Prostituierten und der in der Sexindustrie arbeitenden Frauen und damit deren Abspaltung von 'den übrigen Frauen' in unseren Angriffen (und Analysen). Sie wurden von uns insgesamt zu Opfern einer "besonders" sexistischen Struktur erklärt, ohne die Ähnlichkeit mit vielen Bereichen der Normalität und das selbstbewußte, teilweise inzwischen organisierte Agieren eines Teiles dieser Frauen wahrzunehmen.

Sexshops begreifen wir heute nicht mehr als den zentralen Punkt, sondern als Teil einer ineinandergreifenden sexistischen Gewaltstruktur. [8] Offen propagierte sexuelle Gewaltverhältnisse und unterdrückerische sexuelle Praktiken, die in den Sexshops jedem Bieder- und Lebemann als Dienstleistung angeboten werden, ihre totale Ausrichtung auf Heterosexualität und deren Zementierung macht die Läden weiterhin zum Objekt unserer Wut. Mittlerweile ist das Repertoire, mit denen man versucht, Frauen gewalttätig 'im Griff' zu halten und damit die eigene Männeridentität zu stabilisieren, um vieles ausgeweitet und brutaler geworden. Der Erniedrigung und Zerstörung von Mädchen und Frauen sind keine Grenzen gesetzt bis hin zu ihrer Ermordung in den Snuff- Filmen. Sogenannte Soft- Pornos werden täglich übers Fernsehen frei Haus geliefert. Bei Angriffen auf Einrichtungen und Produkte der Sexindustrie gilt unser Widerstand der heterosexuellen und sexistischen Gewalt.

Es gibt also weiterhin allen Grund, Sexshops und Pornoindustrie zu bekämpfen. Wenn wir ihnen allerdings eine zentrale Funktion zuschreiben, werden sie leicht als Alibi benutzbar, um andere Bereiche von Gewalt gegen Frauen auszublenden. Aktionen gegen die Sexindustrie dürfen außerdem nicht die dort arbeitenden Frauen ausgrenzen oder schwächen; vielmehr sollte frau gucken, ob nicht vor dem Hintergrund gemeinsamer Ziele an verbindenden Interessen angesetzt werden kann.

Innerhalb der FrauenLesbenbewegung sind inzwischen viele andere Aspekte sexueller Gewalt ans Licht gezerrt worden, angefangen mit der Gründung von Frauenhäusern für geschlagene (Ehe-)Frauen (Häuser, die allerdings heute schon wieder durch 'Verstaatlichung' weitgehend entpolitisiert sind), über die Auseinandersetzung zu Zwangsheterosexualität bis hin zu der Thematisierung sexueller Gewalt gegen Mädchen oder von Vergewaltigungen als Kriegswaffe.

Eigene Gewalterfahrungen und der Haß auf die ganze Bandbreite sexistischer Gewalt gegen Mädchen und Frauen waren und sind Antrieb für unsere Politik, auch wenn wir mit unseren Mitteln nur an wenigen Punkten dieser gesellschaftsumspannenden Struktur eingreifen konnten. Wir fühlen uns allen Frauen verbunden, die dies an anderer Stelle und mit anderen Mitteln tun und denen es wie uns um die Beseitigung dieser patriarchalen Struktur geht.

Frauenhandel

Mit unseren Angriffen auf die philippinische Botschaft und die Frauenhändler [9] wollten wir die in jedem Sinne grenzenlose sexistische Gewalt, die hinter dem Frauenhandel steckt, ans Licht der Öffentlichkeit zerrén, sie intensiver in die Diskussion in FrauenLesbenzusammenhänge bringen und gesellschaftlich die Auseinandersetzung darüber erzwingen. Bis dahin waren es überwiegend kirchlich organisierte Frauen, die sich gegen die frauenverachtenden Praktiken wandten und auch konkrete Hilfe leisteten.

Wir wollten unsere Wut konkret gegen die Männer richten, die die Frauen in selbstHERRlicher und gewalttätiger Weise als Ware behandeln und die (Verfügungs-) Gewalt deutscher Männer über diese Frauen propagieren, organisieren und daraus ihren Profit schlagen. Diese Typen sollten nicht ungestört ihre Machenschaften durchziehen können.

Der Angriff auf die philippinische Botschaft traf exemplarisch eine der Institutionen, die Struktur und Voraussetzungen für den internationalen Frauenhandel bereitstellen, ihn fördern und die Staatskasse mit Devisen füllen. Eine etwas spektakuläre, explosive Form schien uns geboten, um einen möglichst großen öffentlichen Effekt zu erreichen und angesichts des Ausmaßes an sexistischer Gewalt, die Frauen damit angetan wird, und wegen der ungeheuerlichen Dreistigkeit, mit der Männer diese Versklavung versuchen und nutzen - vielen Frauen werden die Pässe genommen, sie werden eingesperrt und gegen ihren Willen zu illegaler Prostitution gezwungen. [10]

Ein sichtbarer Teil des "Erfolges" unserer Aktionen war das Aufgreifen durch die bürgerlichen Medien: dadurch geriet das Thema und gerieten die entsprechenden Institutionen und Typen ins Blickfeld einer größeren, über die FrauenLesbenzusammenhänge hinausgehende Öffentlichkeit und unter Legitimationsdruck. Durch diese Medienöffentlichkeit wurde unser militanter Widerstand für viel mehr Menschen existent und von ihnen akzeptiert. Unsere Freude darüber erhielt aber durch Beifall von der falschen Seite einen Dämpfer: das Schulterklopfen der bürgerlichen Saubermänner und -frauen, die Frauenhandel ausschließlich deshalb stört, weil das nicht 'saubere' patriarchale Praxis ist. Es war uns nicht gelungen, die 'säuberliche' Trennung christlich- patriarchaler Doppelmoral zwischen "guten Ehemännern" und "Heiratsvermittlern" - also zwischen der "ordentlichen Verfügung" über Frauen einerseits und "unseriösen Praktiken der Zuhälterei" andererseits - aufzuknacken. Vor allem bei eher propagandistischen Aktionen ist das mit den Medien natürlich so ein Problem: sie verfremden, verkürzen, verdrehen und unterschlagen Nachrichten nach ihren politischen und/ oder Vermarktungsinteressen. Dieser Meinungsmache können sich auch die, die wir ansprechen wollen, nicht so einfach entziehen, solange sie keine anderen Informationsquellen haben. Kritisch wurde es, wenn für uns die Medienwirksamkeit selbst zum Maßstab unseres Erfolges zu werden drohte, weil darin unsere Eitelkeit Platz finden konnte. Eine "große Presse" zu haben, kann nicht Bestätigung unserer Politik sein, sondern nur die Ausbreitung radikalen FrauenLesbenwiderstandes.

Es lag aber nicht nur an der Darstellung durch die Medien, daß die Inhalte verzerrt werden konnten: unsere Aktionen und unsere Argumentation selbst haben zu kurz gegriffen. Hintergrund war ein noch nicht durch Rassismus- und Unterschiedsdiskussionen geschärftes Fraueninternationalismus-V erständnis: Frauen sahen wir weltweit (letztendlich gleicher) sexistischer Gewalt ausgesetzt. Egal, wo auf dieser Welt, Männer sichern ihre Verfügungsgewalt über Frauen, und die Gemeinsamkeit dieser Erfahrung konstituiert ein gemeinsames (hieß: gleiches) Interesse an Befreiung. Frauenhandel schien uns eine auf die Spitze getriebene Praxis des Patriarchats zu sein, sozusagen pur, ohne jede ideologische Verbrämung. Uns in der Metropole tritt diese Macht zwar nicht ständig in dieser unverblünten Weise entgegen, doch wir waren getragen von dem Bewußtsein eines gemeinsamen Kampfes gegen den gleichen Gegner. Nur daß die vom Frauenhandel betroffenen Frauen noch zusätzlich - auf einer gesonderten Ebene - der imperialistischen Zerstörung ihrer Länder und Existenzgrundlagen ausgesetzt sind, die dafür verantwortlich ist, daß sie das "Angebot"

Heirat in die Metropole "annehmen" müssen. Wir begriffen ihre Unterdrückung lediglich als Verdopplung der Gewaltstruktur.

Weil wir die Ursachen des Frauenhandels und Sextourismus nur als Herrschaftssystem gesehen haben und nicht als Wechselverhältnis zwischen den sich wehrenden Frauen als Subjekte und den Ausbeutenden, richtete sich unser Eingreifen nur darauf, die Sexgeschäfte zu unterbinden. Damit übergangen wir die betroffenen Frauen. Viele von ihnen treffen - wenn auch aufgrund einer Zwangssituation - die Entscheidung, die Arbeit in der Sex-industrie oder als Ehefrau hier den Existenzkämpfen oder der Abschuferei in den Weltmarktfabriken in ihren Ländern "vorzuziehen" (z.B. können sie dadurch auch dringend benötigtes Geld nachhause schicken). [11] Das zu ignorieren, bedeutet, die Frauen lediglich zu Opfern zu machen. So beschreiben z.B. philippinische Frauen, daß sie auf der Straße hier immer den mitleidigen Blicken weißer Frauen begegnen, die sie nur als gefangene und verkaufte Frauen betrachten, als jeglicher Subjektivität beraubte Opfer.

In dieser Sichtweise verliert sich die Kenntnis, daß administrative Einschränkungen und Verbote die Sexgeschäfte nicht verhindern, sondern eher in die Illegalität abdrängen, was für die darin arbeitenden Frauen noch miesere Arbeitsbedingungen bedeutet. Bei Aufdeckung illegaler Händlerringe werden ja zuallererst die Frauen abgeschoben, sie haben keinerlei Rechte hier. Unter Aquino verabschiedete die philippinische Regierung z.B. Einschränkungen für offene Frauenvermittlungsagenturen und der Möglichkeit für Frauen, Pässe für die Ausreise zu bekommen. Die staatliche philippinische Reaktion auf die Proteste hier bedeutete eine massive Verschärfung für die Frauen.

Mit unsere Aktion haben wir nicht - wie es eigentlich unser Anspruch ist - die betroffenen Frauen in ihrem Kampf gestärkt, sondern sind über ihre Interessen hinweggegangen.

Heute haben wir durch die Kritik von Schwarzen FrauenLesben begriffen, daß es nicht die gleiche Erfahrung von Sexismus gibt. Daß und wie Männer sich Frauen (als Ware) anzueignen versuchen, ist meist auch gekoppelt mit rassistischen Gewaltverhältnissen, was zu einer anderen Realität von sexistischer Gewalt führt und von da aus auch zu verschiedenen Kämpfen dagegen. Nur in der Verbindung von Sexismus und Rassismus begreifen wir den Kern der Gewaltförmigkeit. Die Macht, die Männer sich im Frauenhandel sichern und ausbauen, schwächt uns FrauenLesben insgesamt. Wir als weiße Frauen müssen uns dazu verhalten, daß wir die Unterdrückung Schwarzer Frauen mittragen, wenn wir diese Tatsache nicht in unser Handeln einbeziehen.

In einem klandestin organisierten Angriff auf Frauenhändler sehen wir im Moment nicht vorrangig das geeignete Mittel, die Frauen zu unterstützen, eher durch eine offensive Präsenz von FrauenLesben an den Orten, wo die Frauen ankommen oder sich aufhalten oder von wo sie abgeschoben werden sollen (z.B.

Flughäfen). Dadurch gewährleisten wir auch eine gewisse 'Kontrolle' der Frauenhändler - wobei das Risiko eines Hausfriedensbruchs bei denen schon zu verkraften sein müßte. Wir schaffen so vielleicht Kontaktmöglichkeiten, die helfen können, sowohl die Isolation voneinander, als auch die, in der die betroffenen Frauen hier leben, zu durchbrechen.

Eine weitere Möglichkeit zum Eingreifen ist es bestimmt auch, den Frauen, die aus diesen Zwangsverhältnissen raus wollen, Verstecke zu bieten, ihnen hier den Aufenthalt zu ermöglichen (z.B. mit Papieren, Geld, für eigenständiges Aufenthaltsrecht kämpfen) oder sie dabei zu unterstützen, woandershin zu gehen. Angriffe gegen Frauenhändler sind angebracht, wenn sie Frauen unter Ausnutzung ihrer beschissenen Situation in Verhältnisse pressen, die die Frauen keinesfalls wollen - häufig müssen sie sich mit ihrer Situation arrangieren, weil sie keine Alternative sehen und wir ihnen auch keine bieten. Oder wenn es möglich ist, die Allmacht, die die Händler aufgrund des Abhängigkeitsverhältnisses der Frauen haben, zu durchbrechen. Bei allen Aktionen müssen die Interessen der betroffenen Frauen im Mittelpunkt stehen. Ihre Entscheidungen

und Interessen zu respektieren ist Voraussetzung für jede praktische Solidarität.

Auffällig - wenn auch nicht überraschend - ist, daß der sich im Frauenhandel manifestierende Rassismus in der Antirassismusbewegung in der Regel nicht vorkommt. So wichtig und richtig wir es finden, daß Frauen den sexistischen und rassistischen Bedrohungen durch Rechte und Faschisten etwas entgegensetzen, Solidarität mit den Verfolgten demonstrieren und wenn möglich Schutz anbieten, so unakzeptabel finden wir es, wenn die sexistischen Gewaltstrukturen, denen Frauenflüchtlinge ausgesetzt sind, aus dem Blick- und erst recht aus dem Handlungsfeld verschwinden.

Daß die sexistische Dimension von Rassismus vernachlässigt oder ausgeblendet wird, hat etwas mit der gesellschaftlichen Wertung zu tun, die Übergriffe von Rechten und Faschisten eher als Politikum sieht als (rassistische) Männergewalt gegen Frauen. Es gibt (wenige) FrauenLesbengruppen, die in dem Spektrum zwischen Beratungsarbeit und öffentlichen radikalen Aktionen in Zusammenarbeit mit Immigrantinnen, Flüchtlingsfrauen und verschleppten Frauen gegen Rassismus und Sexismus aktiv sind. Wir finden, alle gegen den Rassismus aktiven Feministinnen sollten diesen Schwerpunkt setzen. Nicht, weil man sich nicht um die Frauen kümmert, sondern um der patriarchal geprägten Sicht von Rassismus etwas entgegenzusetzen, den antipatriarchalen Kampf zu stärken.

Kampagne gegen Bevölkerungspolitik, Gen- und Reproduktionstechnologien

Nach unserer politischen Trennung von den RZ 1984 entschieden wir uns für eine Konzentration unserer Aktionen gegen Bevölkerungspolitik und Gen-/Reproduktionstechnologien. Wir hielten und halten diesen Themenkomplex für zentral im antipatriarchalen Kampf. Diese Technologien vergegenständlichen ein patriarchales Gewaltverhältnis, in dem die selbsternannten Herren der Schöpfung auf einer qualitativ neuen Ebene menschliches Leben und Natur durchdringen, zerstören, "Neues" kreieren, um Leben zu verwerten, den Profit zu steigern und die Macht- und HERRschaftsstrukturen neu zu festigen. Das dem zugrundeliegende patriarchale Fortschritts- und Technologieverständnis bedeutet für die Menschen in den Drei Kontinenten und jetzt auch in Osteuropa Vernichtung und Zerstörung von Überlebenschancen, bedeutet Zugriff auf das weibliche Reproduktionsvermögen, Betreibung selektiver/eugenischer Be- und Entvölkerungspolitik.

Dagegen hatten sich Anfang der 80er Jahre immer mehr FrauenLesben engagiert, was kein Zufall war: FrauenLesben hatten den mit diesen Technologien verbundenen Angriff auf sich deutlich wahrgenommen und begannen, Widerstand zu organisieren. Weitgehend gemeinsame Basis war zunächst die grundsätzliche Ablehnung der betreffenden Technologien. Diese waren noch nicht ausgebaut und durchgesetzt, und viele FrauenLesben(gruppen) waren - wie lange nicht mehr - bereit, ihren Forderungen durch eine große Bandbreite von Aktionen Nachdruck zu verleihen. Darin sahen wir die Chance, die Pläne der Herrschenden zu durchkreuzen - da konnten und wollten wir uns mit unseren Mitteln einmischen, den Widerstand unterstützen und voranbringen. Wir wollten mehr als bisher: nicht nur demonstrieren, daß militanter Widerstand von uns FrauenLesben möglich ist, und einzelne Institutionen und Täterinnen exemplarisch heraus- und angreifen, sondern tatsächlich Schaden anrichten und Abläufe konkret stören, Entwicklungen verhindern.

Durch die längerfristige Konzentration auf den Themenkomplex beabsichtigten wir, eigene inhaltliche Schwerpunkte zu setzen. Zum Beispiel lag uns der 'internationale Aspekt', der aus der Bewegung am ehesten rauszufallen drohte, besonders am Herzen. Wir wollten die imperialistische Dimension des Patriarchats betonen und eine Verbindung zu den Frauenkämpfen in Afrika, Asien, Lateinamerika herstellen.

Ein anderer politisch zentraler Punkt war die Humangenetik in ihrer eugenischen Ausrichtung, die eine Auseinandersetzung mit eigenen Leistungs- und Gesundheitsideologien einschloß. Der Kampf gegen Selektion und Ausmerze als gesellschaftliche Strukturprinzipien war uns ebenso wichtig, wie die Technologien als Mittel zur Stabilisierung von Heterosexualität und Mutterschaft als Norm für Frauen zu begreifen.

Wir wollten die verschiedenen Dimensionen dieser Herrschaftspolitik auf- und angreifen, unser Verständnis verdeutlichen, daß es sich nicht um eine "Ein- Punkt- Bewegung" handelt (Konzentration auf einen isolierten gesellschaftlichen Herrschaftsaspekt, ohne die politischen Zusammenhänge herzustellen), sondern um einen Angriff auf Grundpfeiler patriarchaler Herrschaftsstrukturen und -mittel.

Unsere inhaltlichen Vorstellungen drückten wir in folgenden Angriffszielen aus: [12]

- März 1982: Schering - Duogynon, internat. Bevölkerungspolitik/ Zwangsterilisationen
- April 85: Technologiepark Heidelberg - bio- und gentechnologische Grundlagenforschung - Beitrag zum Kongreß "Frauen gegen Gen- und Reproduktionstechnik" in Bonn, August 85: Max- Planck- Institut Köln, Laborgebäude, Züchtungsforschung, Genzentrum für 'Grüne Gentechnologie'; Züchtung 'politischer Pflanzen'
- August 86: Humangenetisches Institut der Uni Münster, genetische und soziale Kontrolle, Selektionspolitik, Eugenik; (Vernichtung von Forschungsunterlagen, Aktenklau und Veröffentlichung)
- September 86: Gesellschaft für Biotechnologische Forschung, Braunschweig
- Oktober 86: Genzentrum Berlin, Schering/ Grundlagenforschung März 88: Technische Universität Braunschweig - Bio- Zentrum, Zusammenarbeit Forschung/Uni und Industrie

Was haben Wir erreicht bzw. nicht erreicht?

Zunächst das Positive:

Für den Erfolg der Bewegung war sicherlich die noch nicht vorhandene gesellschaftliche Akzeptanz der Technologien von Bedeutung - sie waren neu, noch nicht durchgesetzt. Vor diesem Hintergrund erhöhten sich die Chancen für die breite Schaffung eines Widerstandes und/ oder einer grundsätzlich ablehnenden Haltung in weiten Teilen der Bevölkerung.

Gerade durch das Zusammenspiel der verschiedenen Ebenen von FrauenLesbenwiderstand konnten Wir eine Stärke entwickeln, die politisch und materiell spürbar wurde. Mehr und andere FrauenLesben als zuvor begriffen militante Aktionen als richtigen und notwendigen Teil der Bewegung.

Erfahrungen aus der FrauenLesbenbewegung und der AntiAKW- Bewegung hatten gesellschaftlich zu einer differenzierten Technologie- Kritik beigetragen, FrauenLesben entwickelten und verbreiteten die feministische Grundsatzkritik am Techno- Patriarchat.

Die Betreiber sind unter einem nicht zu unterschätzenden Legitimationsdruck geraten; eine gesellschaftlich breite Akzeptanz, auf die Politik, Forschung und Industrie angewiesen sind, konnte erstmal verhindert, die gesetzliche Absicherung einiger medizinischer und Forschungsprojekte zeitweise blockiert werden; [13] Investoren waren verunsichert, ob sie ihren Dreck in diesem Land durchziehen könnten. Teilweise sind sie ins Ausland ausgewichen. Einerseits war dies Ausdruck Unserer Stärke hier, andererseits zeigte sich die Schwäche von national begrenztem Widerstand.

Die "Anti- Gen- und Reprobewegung" ist mit viel Frustrationen zu Ende gegangen. Die Stärke der Bewegung ist aus der zeitlichen Distanz heute klarer zu erkennen, subjektiv dagegen hatten einzelne

FrauenLesben im politischen Alltag nicht das Erlebnis der gemeinsamen Kraft erfahren. Die Repression [14] spielte vielleicht bei einigen eine Rolle, reicht aber als Erklärung nicht aus. Je mehr Wir über die Machenschaften und die Dimensionen der Herrschaftspläne erfuhren und sie erfaßten, desto hilfloser standen Wir den unzähligen 'Verästelungen', den verschiedensten 'Unterthemen' gegenüber. Es erschien mehr und mehr müßig, den immer neuen Entwicklungen hinterherzulaufen und gegen sie spezielle Argumente zu sammeln, wo Wir doch wußten, daß sie letztendlich nur eine Variante des gleichen patriarchalen Drecks sind.

Die Erfahrung unserer eigenen Grenzen spürten Wir in der zwar verlangsamten, aber kontinuierlich voranschreitenden Durchsetzung der technologischen/medizinischen Projekte, begleitet von einem ungeheuren Werbeaufwand sowie den Akzeptanz- und Befriedigungsstrategien von Staat, Wirtschaft und Medizin. Auch die Gegenseite hatte ihre Erfahrungen mit den widerständigen Bewegungen gemacht und fuhr den 'Dialog- und Einbindungskurs' mit den Kritikerinnen. Ängste wurden aufgegriffen, vielen Frauen der 'Wind aus den Segeln' genommen (viele haben ihn sich nehmen lassen). FrauenLesben wurden in das bürgerliche Ritual von Kritik und Gegenkritik verstrickt, in dem hinter dem Austausch scheinbar objektiver Argumente in TV- Shows oder im Dialog mit einzelnen Institutionen- VertreterInnen und WissenschaftlerInnen Unser subjektiver, eindeutig parteiischer Wille auf Befreiung allzu leicht verschwand. Das betraf sowohl FrauenLesben, die diesen Weg gegangen sind, um nicht in die Isolierung zu geraten und die Breite der Bewegung zu erhalten, als auch Frauen, die mit einem reformistischen Ansatz bewußt die Spaltung betrieben.

Auch inhaltliche Analysen haben zu kurz gegriffen. Die zentrale Bedeutung der Reproduktion war uns z.B. damals nicht so bewußt. Das drückte sich in unseren - noch stark von einem traditionellen Antiimperialismus geprägten - Analysen zur Bedeutung der Gentechnologie für die Landwirtschaften in den Drei Kontinenten aus. Sie standen auf schwachen feministischen Füßen: wir haben Gentechnologie in der industriellen Landwirtschaft als Fortführung der Grünen Revolution mit neuen Mitteln gesehen, in deren Folge die Ressourcen weiter zerstört werden, immer mehr Land enteignet und Hunger produziert wird. Dagegen sehen wir heute, daß die Zerstörung der vom Kapital nicht vereinnahmbaren, in der Hand der Frauen liegenden Reproduktion die grundsätzliche Voraussetzung für die Entmachtung der Frauen und die ungehemmte Ausbeutung von Menschen und Ressourcen ist.

Ein weiteres Defizit lag unserer Einschätzung nach in der zu selten gestellten Frage nach Verbindungen zu Frauen aus anderen sozialen Zusammenhängen als den eigenen. Positiv ist zu verzeichnen, daß sich in der Anti- Gen- und Reprobewegung eine enge Zusammenarbeit mit den FrauenLesben aus der Krüppelbewegung entwickelte und wichtige Impulse dieser FrauenLesben den Kampf radikalisierten. Dagegen spielten die Lebensverhältnisse von proletarischen Frauen und Immigrantinnen keine Rolle, Verbindungslinien wurden nicht gesehen oder gezogen. Am Rande aufschimmernde Diskussionen um die staatlichen Zwangsdurchsetzungen von z.B. pränataldiagnostischen Untersuchungen gerade gegenüber Frauen aus proletarischen Zusammenhängen, die der Technik erstmal indifferent oder ablehnend gegenüberstanden bzw. diese nicht aktiv für sich forderten, verschwand sehr schnell vom Tisch.

Die weißen Mittelschichtsfrauen, zu denen Wir größtenteils selbst zählen, trugen/tragen den Widerstand, aber aus den gleichen Kreisen wurde/wird die Durchsetzung über die breite Nachfrage nach genetischen Untersuchungen aktiv forciert.

Wir mußten feststellen, daß es viele Frauen auf der individuellen Ebene nicht schaffen, sich dem gesellschaftlichen und sozialen Druck (z.B. zur Anwendung von Pränataldiagnostik) entgegenzustellen. Wir haben sowohl die technologische Durchdringung unserer Gesellschaft unterschätzt als auch das Ausmaß, in dem Wir die erlernten Denkmuster selbst verinnerlicht haben (Eugenik; Umgehen mit Gesundheit und Krankheit; Rassismus). Auch in der radikaleren FrauenLesbenbewegung existierte also die Widersprüchlichkeit zwischen prinzipieller politischer

Ablehnung und "privaten" Überlegungen, ob eine individuelle Nutzung nicht doch möglich und vertretbar sei.

Sicherlich trug die fehlende genauere theoretische und strategische Bestimmung Unseres FrauenLesben- Kampfes zum Niedergang der Bewegung bei. Dieser Mangel wird immer wieder dazu führen, daß Niederlagen und "Krisen" zum Verlust der Zusammenhänge und zur Aufgabe des Politikfeldes führen. Aufarbeitungen der Erfahrungen finden kaum statt, werden nicht kollektiviert und können dann keine neuen Impulse bieten. Das ist kein spezielles Problem der Bewegung gegen Bevölkerungspolitik und Gen-/ Reproduktionstechnologien, ist aber in diesem Zusammenhang zuletzt sehr schmerzlich deutlich geworden.

Widerstand gegen jedwede Form der Bevölkerungspolitik halten wir weiterhin für eine vorrangige Aufgabe.

Kontrolle und Gewalt über die reproduktiven Fähigkeiten der Frauen zu haben/auszubauen, sie patriarchalen Plänen zu unterwerfen, haben für das Patriarchat zentrale Bedeutung. gerade weil Frauen sich nicht den staatlichen/männlichen Forderungen unterwerfen, sich nicht widerstandslos dazu zwingen lassen.

Bevölkerungspolitik bedeutet immer die Sichtweise auf Menschen als demographische Größe; die Planungen haben nie individuelle Bedürfnisse der Frauen oder kollektive der jeweils betroffenen Gesellschaften im Sinn, sondern richten sich gegen die Existenz von Menschen, die im imperialistischen Patriarchat nicht verwertbar = nicht produktiv = überflüssig sind - gegen die Armen in den Drei Kontinenten, gegen behinderte, kranke, alte, leistungsverweigernde, Schwarze Menschen in der Metropole.

Die Programme zur Umsetzung der beiden zentralen patriarchalen Interessen - Kontrolle/Gewalt und Verwertung/Vernichtung werden ständig weiter betrieben, modernisiert und technisch perfektioniert:

- Die staatlich und von internationalen Institutionen (WHO bis Population Council) gesteuerten Familienplanungsprogramme in den Drei Kontinenten setzen den Zwang zur Unfruchtbarkeit durch: neben der Sterilisation werden Hormonimplantate und - zumindest versuchsweise - immunologische Mittel, die sog. Antischwangerschafts"impfung", eingesetzt, die Frauen langfristig oder auf Dauer die Möglichkeit der eigenen Entscheidung für die Re- Generation nehmen. Gesundheitsschäden der Frauen werden dabei bewußt in Kauf genommen.
- Da alte Entvölkerungsprogramme oft nicht den gewünschten Erfolg zeigten, knüpfen heutige Programme stärker an Bedürfnissen der Frauen nach selbständiger unschädlicher Regulierung ihrer Fruchtbarkeit/Verhütung an; dieses Bedürfnis - durch die umfassende Vernichtung des Wissens über traditionelle Mittel als Abhängigkeit erst geschaffen - wird als Einfallstor zur Durchsetzung der Bevölkerungsdezimierung genutzt.
- Bevölkerungspolitik wird heutzutage zur Umweltpolitik erklärt (das betreibt z.B. auch der BUND, der betont, daß 'Überbevölkerung als Umweltproblem nicht vernachlässigt werden dürfe'). Militärs erschießen Frauen beim Holz sammeln, weil der "tropische Regenwald als Lunge der Erde" in den Blick geraten ist, der nun vor den Armen "geschützt" werden muß. Sie - und nicht etwa die Kapitalisten/Imperialisten - werden zu den "Umweltschädlingen" erklärt. Wenn das Land, die Meere, die Bodenschätze, die (Arbeit der) Menschen nicht mehr ausbeutbar sind, taugen sie noch immer als Abfalleimer und Giftmülldeponie für die reiche Welt. Nur die Menschen "braucht" man nicht mehr. In Steigerung der Konstrukte von "Überbevölkerung" und "Bevölkerungsexplosion" wird nun ideologisch die "B- Bombe" (= "Bevölkerungsbombe", in Analogie zu B- Waffen = Biologische Waffen) erfunden, die emotional die Angst des reichen Nordens vor dem Aufbegehren der Menschen des armen

Südens ausdrückt und schürt und drastische Maßnahmen begründen soll.

- Bis im September 1994 in Kairo die nächste Weltbevölkerungskonferenz stattfindet, werden wir hier weiter eine propagandistische Großoffensive gegen die definierte sogenannte "Überbevölkerung" erleben. Wie wirksam dieses Denken jetzt schon ist, zeigt sich bis in linksliberale Medien (z.B. taz) hinein, die sich an der Beschwörung der "Bevölkerungsexplosion" beteiligen.
- Gegenüber weißen Mittelschichtsfrauen wird weiter Druck zur Fortpflanzung (auch: verinnerlichter Zwang) ausgeübt und "modernisiert": das eigene Kind um jeden Preis als kapitalistisches Warenangebot mit vorgeschriebener Qualitätskontrolle. D.h. sowohl, daß der "Kinderwunsch" vermarktet wird (technische Machbarkeit von Kindern trotz Unfruchtbarkeit, Adoptionskinder nach Katalog) als auch, daß das Dogma, frau ohne Kind sei nicht vollwertig oder könne nicht erfüllt leben, neu belebt wird.
- Humangenetik und Pränataldiagnostik als Mittel zur Selektion nicht passenden Nachwuchses gehören inzwischen fast zur Normalität vorgeburtlicher Kontrolle.
- Behinderte Frauen und Männer werden in ihren generativen Wünschen und ihrer Existenz durch das Zwangssterilisationsgesetz angegriffen.
- Das BVG- Urteil zum § 218 schreibt erneut die Verfügungsgewalt des Staates über Frauen fest, erschwert die Abtreibung für Frauen und unterstreicht in der "Ausnahmebestimmung" den staatlichen Willen zur Abtreibung bei eugenischer Indikation.
- Die Bioethik "verwissenschaftlicht" und legitimiert das Töten von als minderwertig definierten Kinder, Frauen und Männern.
- Reproduktionstechnologen wollen den Prozeß des Kinderkriegens technisch ersetzen: Als "gehirntot" definierte und damit als tot erklärte Frauen werden zu Produktionsmitteln gemacht, die sonst angeblich so vorrangig vor den Frauen zu schützenden Embryonen zu Versuchsobjekten; die Herstellung einer künstlichen Gebärmutter, zu deren Erforschung die Ärzte das "Material" aus den Millionen Totaloperationen von Frauen beziehen, ist ebenso konkrete Praxis wie inzwischen das Tabu des Klonens von Menschen wieder aufgeweicht ist ...

Widerstand gegen diese Programme und Praktiken bedeutet neben Angriffen und Aktionen die Reflexion und Veränderung des kapitalistischen Denkens in dem Gegensatzpaar gesund= produktiv= Lebensqualität / krank= unnützlich= Leid; beinhaltet, sich vehement gegen jede eugenische Politik und das eigene eugenische Denken/Handeln (das auch in sog. "selbstbestimmter" selektiver Abtreibung zum Ausdruck kommt, selbst wenn die einzelne Frau angesichts der Behindertenfeindlichkeit dieser Gesellschaft überfordert sein mag); bedeutet, sich eindeutig auf die Seite behinderten (und anders diskriminierter) Menschen zu stellen und mit ihnen die Ausweitung ihrer/unserer Lebensmöglichkeiten zu erkämpfen.

Völlig ausgeblendet bleibt hier ein riesiger Bereich der Gentechnologie, der nicht direkt mit dem Reproduktionsvermögen von Frauen verbunden ist: die Lebensmittelproduktion und die gentechnologisierte Landwirtschaft, durch die komplexe lebendige Prozesse völlig mißachtet werden und die technologischen Durchdringung des gesamten Lebens weiter fortsetzt.

Es ist keinesfalls so, daß wir diesen Bereich aus feministischer Sicht weniger wichtig finden - aber wir schaffen für dieses Papier keine Ausarbeitung dazu mehr.

Adler! Flair Fashion [15]

Unsere Vorstellungen von internationaler Solidarität konnten wir zuletzt mit unseren Angriffen gegen den Textilmulti Adler konkretisieren: Frauen aus anderen Kontinenten direkt in ihrem Kampf zu unterstützen, Machtverschiebungen zu ihren und Unseren Gunsten bewirken.

Der Angriff auf das Verwaltungsgebäude der Firma Adler in der BRD war symbolischer Ausdruck unserer Solidarität und der Bereitschaft, in den Konflikt einzugreifen, d.h. den Streik der Textilarbeiterinnen in der südkoreanischen Produktionsstätte zu unterstützen. Die Angriffe auf die Adler- Verkaufsmärkte hier boten real die Möglichkeit, Schwachpunkte zu treffen. Die Märkte waren nicht zu schützen, und wie der zündende Funke unserer Schwestern, der "Amazonen", gezeigt hat, konnte bei dieser Form noch 'nachgelegt' werden [16]. Zusammen mit den vorhergegangenen öffentlichen Aktionen vor den Verkaufsmärkten (u.a. Information der KundInnen und Arbeiterinnen in den Adlermärkten über den Streik bei Flair Fashion in Südkorea) war der materielle und ideelle Schaden für Adler nicht begrenzbare. Hinzu kommt, daß Adler (zum Konzern Massa gehörend) zu der Kategorie von Multis zählte, denen die unmittelbare Profitsicherung wichtiger ist, als 'politische Zeichen' zu setzen, also unserem Druck zugunsten übergeordneter Ziele nicht nachzugeben (was vom BKA ja schärfstens kritisiert wurde).

Unsere/ unsere Aktionen hier waren aber nur der Tropfen, der das Faß zum Überlaufen brachte.

Südkorea befand sich in der zweiten Hälfte der 80er Jahre in einer Situation sozialer und ökonomischer Umstrukturierung. Darin war der Kampf der Textilarbeiterinnen von zentraler Bedeutung. Die traditionelle Frauenrolle bedeutet Verantwortlichkeit für die materielle Reproduktion der Familie. Die Übernahme dieser Aufgabe gewährt Frauen einerseits starken Rückhalt in den familiären Strukturen; andererseits sind sie gezwungen, ihre Arbeitskraft unter verschärften Ausbeutungsbedingungen zu verkaufen, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Viele Frauen wandern auf der Suche nach Arbeit in die Städte und Freihandelszonen ab. Von den geringen Löhnen versorgen sie auch die zurückgebliebene Familie. Die Löhne reichen allerdings oft kaum für das eigene Überleben. Bei Flair Fashion (100 prozentige Tochter von Adler) waren die Frauen zusätzlich permanent sexistischer Gewalt, besonders der Vorarbeiter ausgesetzt; politische und gewerkschaftliche Organisierung waren verboten.

Aus den widersprüchlichen Anforderungen entwickelte sich eine Kampfbereitschaft der Arbeiterinnen, die Unterstützung in den Frauenstrukturen der Städte fand, in autonomen und kirchlichen Unterstützungsbüros und Frauenzentren.

Langfristig und hartnäckig kämpften die Frauen gegen alle repressiven Maßnahmen für ihre Forderungen [17] und benannten offensiv sexistische Gewaltverhältnisse als Teil der Ausbeutung. Dies gab ihrem Kampf eine besondere Stärke innerhalb der zugespitzten Widersprüche im Land. Der Kampf bei Flair Fashion war erfolgreich, weil darin die spezifische politische Situation in Südkorea, die Stärke des allgemeinen Frauenkampfes, die Entschlossenheit der Arbeiterinnen, ihre kollektiven Strategien und schließlich die Unterstützung aus/in der Metropole BRD zusammenwirkten.

Der materielle Erfolg lag in der Durchsetzung der Forderungen der Flair- Fashion- Arbeiterinnen. Der politische Erfolg bestand/besteht in der Erfahrung der eigenen Kraft, Forderungen durchzusetzen. Der materielle Erfolg kann die Ausgangsbasis für weitere Kämpfe verbessern, er kann aber auch von der Gegenseite zurückgenommen werden. Was bleibt, ist die Erfahrung, daß wir in gemeinsamen Kämpfen Stärke entwickeln können, an der die herrschende Macht Grenzen findet.

Von solch einem politischen Erfolg können wir allerdings nur 'zehren', wenn er nicht aus dem kollektiven FrauenLesbenbewußtsein verschwindet, wenn wir die Bedingungen, die dazu geführt haben, genau analysieren und von da aus unsere Strategie für weitere und andere Kämpfe entwickeln.

Aus so einem einzelnen Kampf und Erfolg gewinnen wir kein Patentrezept für die Zukunft, auch wenn in diesem speziellen sehr viel von unserer zentralen politischen Orientierung eingegangen ist. Im Nachhinein bzw. für die Zukunft scheinen uns besonders vier Aspekte wichtig, die wir praktisch und politisch angehen müssen:

Erstens: Im Kampf gegen Adler haben Frauen in Südkorea agiert, und in der BRD ist der Kampf auf legaler und illegaler Ebene unterstützt worden. Die einzelnen Bindeglieder der 'Aktionskette' hier haben im Grunde genommen eher zufällig ineinandergedrungen - 'Frauenzufälle', auf die wir uns zwar zum Teil aufgrund gemeinsamer Erfahrungen verlassen können, die aber nicht einen kontinuierlichen Informationsaustausch und Diskussionszusammenhang zu frauenpolitischen Strategien ersetzen können. Dazu ist eine wie auch immer geartete stärkere Organisation/Vernetzung der radikalen FrauenLesbenkräfte nötig und eine verbesserte Kommunikation zwischen legaler und illegaler sowie auf internationaler Ebene.

Zweitens: Die Forderungen und der Kampf der Frauen in Südkorea sind vor allem durch die Flugblatt- Aktionen vor den Märkten und viele Veranstaltungen mit klaren politischen Positionen in die öffentliche Diskussion gebracht worden. Unter uns haben wir bei der Planung der Aktionen darüber diskutiert, ob und wie wir einen Bezug zu den Arbeitsbedingungen der Frauen hier in den Märkten herstellen können. Die Bezugnahme auf diese Frauen wurde nicht konsequent weiterverfolgt. Ein erster Schritt hätte z.B. sein können, die Adler- Arbeiterinnen über den Erfolg der international zusammenfließenden Frauenkämpfe zu informieren. Wieweit spielen da Berührungspunkte und Ignoranz gegenüber Frauen aus anderen sozialen Zusammenhängen eine Rolle? Und - für die öffentlich agierenden Frauen: Wieweit hängt das auch mit der Angst vor Repression zusammen, wenn z.B. vermieden wird, militante Politik offensiv öffentlich zu vertreten? Auf jeden Fall überlassen wir bei diesem Vorgehen den Frauen das Feld, die auf institutioneller Ebene agieren und für sich in Anspruch nehmen, für alle Frauen zu sprechen, die ihre Systemtreue betonen und den militanten Widerstand oft auszugrenzen versuchen.

Drittens: Nachdem Adler ein Zugeständnis abgerungen war, tauchte das Thema in den öffentlichen FrauenLesbenzusammenhängen (bis auf Ausnahmen) nicht mehr auf. (Selbst in der Solidaritätskampagne nach dem 18.12.1987 haben nur wenige das Thema aufgegriffen, obwohl doch gerade die entsprechenden Aktionen von uns eine zentrale Rolle in den Anschuldigungen des BKA spiel(t)en.) Es existieren keine übergreifenden kontinuierlichen Zusammenhänge, in denen auch Nachbereitungen von Erfahrungen (Rückschläge und Erfolge) geleistet werden. Dieses Abhaken unserer eigenen Kämpfe trägt mit dazu bei, daß wir uns von einer 'Kampagne' zur nächsten hangeln, uns die Verbindungen verlorengehen bzw. wir vieles nur als Einzelkämpfe begreifen können, die nicht durch allgemeine strategische Bestimmungen miteinander verbunden sind. (wir sagen es nochmal, auch wenn wir uns wiederholen).

Viertens: Anhand unserer Auseinandersetzung mit der Forderung der Südkoreanerinnen nach, eigenen Gewerkschaften ist deutlich geworden, wie sich unsere Befreiungsvorstellungen von der Metropole aus oft als eurozentristisches Denken zu unseren Vorstellungen von Internationalismus querlegen. Metropolitane Gewerkschaften wie die in der BRD sind ein reformistischer Faktor zur rassistischen Einbindung der ArbeiterInnen ins Kapitalverhältnis (Stichwort z.B. "Sozialpartnerschaft"), und schon gar nicht eine Organisation, die sich den Kampf gegen das Patriarchat auf die Fahne geschrieben hat. Daß Gewerkschaften in den Drei Kontinenten nicht die gleiche Funktion haben wie hier, erfordert den Blick über die eigenen Verhältnisse hinaus. Wollten wir unsere Sicht auf die Gewerkschaften als Institutionen hier auf Frauen aus anderen Kontinenten übertragen, die für sich unabhängige Gewerkschaften fordern, würden wir darin nicht nur koloniale Verhältnisse fortsetzen, sondern uns auch der Chance berauben, aus ihren Kämpfen und Forderungen zu lernen und unser begrenztes Denk- und Wahrnehmungsvermögen aufzubrechen, um Teil einer internationalen Frauenstärke zu sein.

Die Forderungen der Arbeiterinnen in Südkorea zu unterstützen, war eine einfache Entscheidung für uns. Schwierig wird es, wenn Forderungen sich gegen unsere Vorstellungen von Befreiung richten, sie in unserem Verständnis weitere Zerstörung bringen. Wir können derzeit keine verallgemeinernden Kriterien aufstellen. Wir brauchen eine grundlegende Offenheit und Bereitschaft, in jeder einzelnen Situation die Forderungen sehr genau zu diskutieren, die sozialen Verhältnisse, in denen die Forderungen stehen, begreifen. Auch unsere eigenen Maßstäbe müssen offengelegt, diskutier- und veränderbar sein, eigene Gewißheiten infragegestellt werden können. Häufig sind wir nur in der Lage, Verhältnisse in ihrer Widersprüchlichkeit zu beschreiben, Relativierungen vorzunehmen und am Ende vor lauter "wenn und "aber" handlungsunfähig dazustehen.

Nur im praktisch politischen Handeln und im Mut zu möglichen Fehlern bringen wir unseren Klärungsprozeß voran. Dieser Prozeß bedeutet eine ständige Herausforderung zu lernen, uns auf neue Erfahrungen einzulassen. Wir wollen eine Beziehung zu den Frauenkämpfen in anderen Ländern herstellen, die weder vereinnahmend noch opportunistisch ist.

Hier in der Metropole ist es uns möglich, die Herrschenden dort anzugreifen, wo sie die Zerstörung und Ausbeutung anderer Kontinente organisieren und verwalten. Es ist nicht nur unsere Chance, die Verantwortlichen hier zu benennen und ihre Geschäfte zu durchkreuzen, sondern es liegt in unserer politischen Verantwortung, die Schwachpunkte der Herrschenden zu suchen und zum Angriff zu nutzen.

Welche Sprengkraft in den über nationale Frauenlesbeninteressen und Grenzen hinausgehenden Kämpfen und in der Verbindung der unterschiedlichen Kampfbedingungen und -formen liegt - von dieser Dimension haben die Aktionen gegen Flair Fashion und Adler eine Ahnung aufscheinen lassen.

Internationalismus

Aus den bisherigen Kapiteln geht hervor, daß der Internationalismus ein wesentlicher Bestandteil unseres Selbstverständnisses war und ist, was sich ja auch in unseren Aktionen niederschlug.

Unsere politische Identität als Frauen in der Metropole war in den 70er Jahren durch das Verbundenheitsgefühl und Solidaritätsverhältnis zu den trikontinentalen Befreiungskämpfen ebenso stark geprägt wie durch die Erfahrung des politischen Aufbruchs von uns Frauen.

Es ist uns heute oft nicht mehr bewußt, was den Unterschied zwischen dem damaligen und dem heutigen internationalistischen Grundgefühl ausmacht:

Mitte der 60er bis Mitte der 70er Jahre wurden die vielen trikontinentalen Befreiungskämpfe von den sichtbaren und beflügelnden Hoffnungen getragen, daß die mit der imperialistischen Abhängigkeit und Unterdrückung verbundene Herrschaft und Ausbeutung real abzuschütteln sei (Vietnam, Palästina, Angola, Mosambik, Südafrika, Zimbabwe/ Rhodesien, Bolivien, Chile, Uruguay...). Diese Hoffnungen trugen dazu bei, auch in den Metropolen für einen Umsturz dieser Herrschaftsverhältnisse zu kämpfen.

Die Vision einer weltweiten sozialen Revolution (wie sie damals fast greifbar schien) war auch unsere. Allerdings mußten sich die Frauen darin ihren Platz erobern und für die Durchsetzung ihrer eigenen politischen Ansprüche kämpfen.

Wir haben diese Rangordnung von nationaler/ antiimperialistischer und sozialer Befreiung damals indirekt akzeptiert, auch wenn wir versuchten, beide Richtungen miteinander zu verbinden nach der Devise: ohne internationale Revolution keine Frauenbefreiung, ohne Frauenbefreiung keine Revolution, das gehört zusammen.

Unser Blick war damals nicht vorrangig auf die Frauen in den Befreiungskämpfen gerichtet. Inzwischen wissen wir, daß viele Frauen mit eigenen Ansprüchen und Zielen gekämpft haben. Es hat noch vieler Auseinandersetzungen und konkreter Erfahrungen bedurft, um zu erkennen und selbstbewußt zu vertreten, daß Frauenbefreiung vielmehr Grundbedingung und Voraussetzung für eine wirkliche soziale Revolution ist.

Heute hat sich die schmerzhafteste Erfahrung niedergeschlagen, daß nationale Befreiung und staatliche Souveränität weder das Ende von Ausbeutung und Herrschaft und der Abhängigkeit vom Imperialismus bedeutet noch Frauenbefreiung einschließt. Frauen führen den Kampf für ihre Befreiung auch gegen den Widerstand ihrer ehemaligen Genossen weiter.

Wie schwer es für Uns (meint 'uns' im Sinne der größeren FrauenLesben- Zusammenhänge) war, unsere Denkmuster zu durchbrechen und FrauenLesbenwege zu beschreiten, für die es keine Vorbilder gibt, haben wir gerade in der Frage des Antiimperialismus immer wieder erfahren: Es ist ein Phänomen, daß viele weiße Frauen trotz eines ausgeprägten Frauenbewußtseins an einem starken Loyalitätsverhältnis zu bewaffnet kämpfenden antiimperialistischen Gruppen festhalten, auch wenn klar war, daß sie mit Frauenbefreiung wenig bis nichts im Sinn hatten und oft auch gegenüber sozialen Bewegungen eine zwiespältige (taktische) Haltung einnahmen. Anstatt sich mit den unterschiedlichen Realitäten ("Metropole" - "Trikont") auseinanderzusetzen, genügten vielen militanten FrauenLesben ihre Projektionen von der Gemeinsamkeit eines weltweiten und militanten Widerstands für das gemeinsame Ziel einer "grundlegenden" Befreiung -Antiimperialismus stand als Synonym für den Kampf gegen die Grundursache aller Herrschaft und Ausbeutung. Zu Beginn der 80er Jahre entwickelte sich unter FrauenLesben auf diesem Hintergrund der Streit darum, was grundlegender sei, das Patriarchat oder der Imperialismus - der Widerspruch ließ sich auch durch die Definition des dialektischen Wechselverhältnisses nicht ausbügeln. Er ging auch nicht auf in der Forderung von FrauenLesben, wir müßten aus unserem Wissen über die eigene Eingebundenheit ins imperialistische System uns klarer auf die Seite der imperialistisch Unterdrückten stellen.

Heute sind wir ein Stück mehr in der Lage, die damaligen Widersprüche zwischen unserem feministischen Selbstverständnis und antiimperialistischer Solidarität mit männlich geprägten Guerillastrukturen zu benennen. Eine Erklärung für die Verdrängung der Widersprüche mag die oft tiefergehende Entschiedenheit von Frauen sein, mit diesem System grundsätzlich brechen zu wollen. Männerdominierte Guerilla bietet Strukturen an, die Hoffnungen auf Brechung der imperialistischen Gewalt durch wirksame Gegengewalt unter Einsatz des eigenen Lebens wecken. Von der solchen Gruppen zugeschriebenen Entschlossenheit und Handlungsfähigkeit männlicher Couleur geht eine gewisse Faszination aus. Die damalige Beteiligung von vergleichsweise vielen Frauen am Kampf der Guerilla nahmen wir mehr als Bestätigung unserer Faszination wahr - die Frau legitimiert erst den bewaffneten Kampf, weil sie die ganze soziale Bandbreite des Widerstands repräsentiert und dazu noch "kämpft wie ein Mann" - nicht aber als Ausdruck ihres eigenen Kampfes, der sich auch gegen ihre patriarchale Unterdrückung in ihrer Gesellschaft richtete.

Einerseits nehmen wir Frauen in der Guerilla oft als vehemente Vertreterinnen ihrer Positionen in marxistisch- leninistischen Parteien wahr, andererseits besitzen wir bis heute die Frechheit, sie als allzu unterordnungsbereit unter männlich- patriarchale Strukturen zu subsumieren, d.h. verschwinden zu lassen. Wir übernehmen so die männlichen Klischees von der Frau als Symbol für die Legitimität des bewaffneten Kampfes und machen sie darüberhinaus zu seinem Opfer.

Vielleicht ist eine Erklärung aber auch die uns antrainierte Definition über Männer und Akzeptanz von Autorität, auf die wir einen Teil unserer Identität projizieren, anstatt selbst für uns die Verantwortung zu übernehmen. Und schlüpfen wir nicht allzu leicht immer wieder in die Rolle der Für- Sorgerin, in der frau sich - im positiven wie im negativen Sinn - nicht selbst ins Zentrum stellt, sondern andere in schlechteren, existentielleren Situationen wahrnimmt, sich kümmert - und Widersprüche schluckt, hintenanstellt?

Eine genauere Auseinandersetzung haben wir wohl auch deshalb lange vermieden, weil wir unsere eigenen revolutionären Kräfte angesichts des weltpolitischen Geschehens als verschwindend klein und unbedeutend erachteten. Nur auf uns gestellt, müßten wir daran zweifeln, welche gesellschaftliche Kraft hier denn eine tragfähige Basis und breite Zustimmung für unseren Kampf abgeben könnte. Denn nur eine solche Sicherheit, getragen zu werden von den gleichen Hoffnungen und Kämpfen anderer, kann langfristig den Mut zum Widerstand lebendig halten. Die Faszination von Befreiungsbewegungen auf uns beruht(e) auf diesem teilweise mystifizierten und teilweise realen Unterschied:

Sie werden meistens von einer sozialen Basis in ihrer Gesellschaft getragen, die in sie die Hoffnung auf Beseitigung ihrer Unterdrückung setzt. Diese Hoffnung der Menschen knüpft sich an den Anspruch und die Chance dieser organisierten Bewegung, den Widerstand zu einer gemeinsamen Kraft zu bündeln (und trägt ihn gleichzeitig mit), an der die herrschende Macht sich bricht. Das Wissen, daß ohne organisatorische Strukturen die sozialen Befreiungsschritte der Menschen nicht geschützt werden können [18], und daß Befreiungsbewegungen diesen Anspruch verkörpern, macht sie immer wieder zu Projektionszielen unserer eigenen Ohnmachtserfahrungen.

In der Zeit der relativ stark entwickelten Kämpfe mit der Aussicht, dem Imperialismus real die Stirn bieten zu können, war die Faszination und gleichzeitige Mythenbildung über bestimmte Befreiungsbewegungen so groß, daß die Beschäftigung mit der wirklichen Realität von keinem Interesse war, im Gegenteil: Als der vietnamesische Befreiungskampf 1975 gewonnen war, redete niemand mehr darüber, weil er durch das Bekanntwerden seiner Widersprüche als Mythos nicht mehr taugte. 1991/92, zur Zeit ihres großen Aufschwungs, als die PKK mit ihrer relativ hohen Beteiligung von Frauen und mit ihren militärischen Erfolgen immer mehr Zustimmung bei den Kurdinnen fand, feierten einige FrauenLesben den Mythos ihres beinahe feministischen Führers Apo. In der Faszination radikaler FrauenLesben gegenüber bewaffnet kämpfenden Gruppen und Bewegungen spiegelt sich auch das weitgehende Fehlen radikaler FrauenLesbenkämpfe hier wider, die Unzufriedenheit und Resignation angesichts der eigenen unverbindlichen Strukturen.

Projektionen tragen jedoch dazu bei, schlechte Zustände zu stabilisieren, anstatt sie zu verändern. Darüber hinaus ergibt dies keine tragfähige Basis für Solidarität, weil frau damit die von den Befreiungsorganisationen selbst vertretenen Ansprüche nicht ernst nimmt.

Wir fragten uns, ob die Sympathie mit bestimmten Befreiungsorganisationen nicht auch mit der Nähe zusammenhängt, die wir über gemeinsame Wurzeln mit ihnen haben. Unser feministisches Empfinden und Geschichtsbewußtsein ist noch immer mit dem Fortschritts- und Entwicklungsgedanken der abendländischen, patriarchal- bürgerlichen Überlegenheit verwoben. [19]

Die weiße FrauenLesbenbewegung hat die Entwicklung der patriarchalen Technologien zur Zerstörung, Unterwerfung und Vernutzung der Erde ("der Natur und der Frauen") zu einem ihrer zentralen Themen gemacht. Trotzdem ist das rassistische Gefühl von der eigenen Überlegenheit, die positive Besetzung von "Entwicklung" der weißen Gesellschaft noch immer sehr tief in uns verankert: z.B. fühlen weiße Frauen sich hier schon viel befreiter gegenüber den "besonders schlimm unterdrückten" Frauen in wenig industrialisierten, als "unterentwickelt" betrachteten Gesellschaften. Das zeigt sich besonders in den rassistischen Urteilen gegenüber Frauen aus/in islamischen Ländern. Dieses fortschrittsgläubige Aufklärungsgedenken bildete als Ideologie der Höherentwicklung der Produktivkräfte auch eine der Grundlagen für die marxistisch- leninistisch inspirierten Konzepte vieler Befreiungsbewegungen der 60er bis 80er Jahre.

Wir finden es darum wichtig, den westlichen Einfluß abendländischer Ideen und Überlegenheitsansprüche auf antiimperialistische Befreiungskonzepte in den Blick zu kriegen, wie er in ML- Modellen von gesellschaftlicher Entwicklung zum Ausdruck kommt. Die Anziehungskraft des westlichen "Entwicklungsmodells" ist/ war bei vielen Menschen in den Drei

Kontinenten verbunden mit der Hoffnung auf den westlichen Wohlstand. wobei übersehen und von den Marxisten verschleiert wird, daß der Wohlstand ja gerade auf der Ausplünderung derer beruht, die hoffen, diese "Entwicklung" nachvollziehen zu können. Dabei geht es uns nicht um eine generelle Beurteilung von Befreiungsbewegungen und ihrer Kämpfe gegen den Imperialismus, sondern darum, Positionen für unsere eigenen Handlungen und jenseits der abendländisch-patriarchalisch Befreiungskonzepte zu entwickeln.

"Fortschritt" und Reproduktion

Wesentliche Grundlage marxistisch- leninistischer Befreiungskonzepte ist der bürgerlich-abendländische Fortschrittsgedanke. Nach ML- Auffassung ist der Kapitalismus mit seiner besonderen Form der Entwicklung der Produktivkräfte und der Konstituierung des Klassengegensatzes zwischen Lohnarbeit und Kapital (und der damit verbundenen Fortentwicklung patriarchaler Macht und sexistischer Arbeitsteilung - aber davon wird nicht so genau geredet) eine gesellschaftlich notwendige und damit eigentlich "fortschrittliche" Entwicklungsstufe auf dem Weg zum Kommunismus. Den Übergang vom Kapitalismus zum Kommunismus bildet der Sozialismus, der die kapitalistische Form des Patriarchats nicht abschaffen, sondern nur "vergesellschaften", d.h. verstaatlichen soll. Der Staat erhält Macht über die Organisierung und Aneignung der (von der gesellschaftlichen Reproduktion entfremdeten) Arbeit bzw. des Mehrwerts. Der Staat soll dann aber nicht mehr als Ausbeutungsorgan, sondern als "Verwalter der Interessen der Arbeiterklasse" begriffen werden. Der männliche Glaube an die Fortschrittlichkeit der "Entwicklung der Produktivkräfte" - innerhalb zu schaffender zentralistischer Nationalstaaten - ist nicht zu trennen vom Glauben an die Fortschrittlichkeit des patriarchalen Aufklärungs- Bürgertums im kolonialen Europa. Dieser "Fortschritt" beruhte im wesentlichen auf der Ausplünderung und Zerstörung von Reproduktionsstrukturen in nichtkapitalistischen Gesellschaften in den Drei Kontinenten und auf der Neuorganisierung von Gewalt- und Aneignungsformen gegenüber Frauen und ihrem reproduktiven und Arbeitsvermögen. Die Weiterentwicklung der Produktivkräfte geht seit der Durchsetzung des Kapitalismus einher mit der Weiterentwicklung des Widerspruchs zwischen voneinander getrennter Produktion und Reproduktion. "Ursprünglich" (gemeint ist: in einer Gesellschaft frei von Ausbeutung und Macht) stand "Arbeit" für eine umfassende gesellschaftliche Lebenspraxis: die Wiedererneuerung des Lebens und kulturelle Tätigkeiten als Ausdruck der Beziehungen zwischen den Menschen und der Natur bzw. ihrer Umwelt - im umfassenden Sinn gesellschaftliche Reproduktionsarbeit. Der Kapitalismus hat diese umfassende "Arbeit" zum Zweck ihrer Umwandlung in Kapital auf den Kopf gestellt, die "produktive" Arbeit geschaffen (zum Zweck des Mehrwert- Raubs), indem er die "Reproduktion" davon abtrennte. Damit wurde Reproduktionsarbeit von einer allgemeinen gesellschaftlichen und kulturellen Arbeit/Betätigung auf die Tätigkeiten verkürzt, die der Erhaltung der "produktiven" Arbeitskraft dienen. Mit der Trennung zwischen produktiver und reproduktiver Arbeit ging die Aufspaltung in einen gesellschaftlichen und einen privaten Sektor einher. Die Reproduktion wurde ins Private verdrängt, in ihrer Bedeutung entmachtet und von den Männern allein den Frauen aufgebürdet.

Diese hierarchische geschlechtliche Arbeitsteilung wird im Sozialismus nicht aufgehoben. Die Organisierung und Verfügung über die Produktion liegt lediglich in den Händen des Staates, der den Frauen nach wie vor (u.U. staatlich abgefedert) die Aufgaben der gesellschaftlichen Reproduktion aufzwingt, noch zusätzlich zum Zwang, ihre Arbeitskraft zu verkaufen.

Die Reproduktionsfrage wird so zum Dreh- und Angelpunkt für den Kampf gegen das Patriarchat - unabhängig von den jeweiligen gesellschaftlichen Systemen, in denen sich die sogenannte produktive Arbeit und Ausbeutung organisiert. In vielen Ländern der Drei Kontinente - vor allem in Afrika - ist der antikoloniale Befreiungsprozeß mit staatssozialistischen Zwangsmaßnahmen einhergegangen (Zwangskollektivierung, Industrialisierung der Landwirtschaft, Zerstörung der

Subsistenzbedingungen und -strukturen und Vertreibung in die Städte durch Monokulturanbau, Staudämme und andere technologische "Fortschritte", Maschinen in Männerhand). Mit der Zerstörung traditioneller Lebens- und Wirtschaftsweisen wurden die Frauen mit neuen patriarchalen Gewaltverhältnissen konfrontiert.

Die Übernahme dieses Entwicklungsmodells durch Befreiungsbewegungen hat wohl zwei Begründungen: erstens die Verhaftung der 'revolutionären Eliten' in eben das gleiche vom Westen übernommene Fortschrittsdenken; zweitens haben sich viele mlorientierte Befreiungsorganisationen und anschließende Staatsmänner zur Übernahme des staatssozialistischen Entwicklungsmodells mit Anbindung an den Ostblock entschieden, weil sie sich von der SU Schutz gegenüber dem Imperialismus versprochen.

Heute hat sich bezüglich der Ziele und Hoffnungen von Befreiungsbewegungen einiges grundsätzlich verändert. Vor allem ist das Vereinende in der Bündelung antiimperialistischer nationaler Kämpfe gegen den gemeinsamen äußeren Feind verschwunden. Es hat sich herausgestellt hat, daß "der Imperialismus" nicht durch "nationale Unabhängigkeit" zu vertreiben ist. Statt der erstrebten Unabhängigkeit sind diese Staaten heute abhängiger denn je, ihre Führungen kämpfen um kapitalistische Investitionen und um "gerechte" Aufnahme in den neokolonialen Finanz- und Weltmarkt. Sicherlich spielt die imperialistische Einkreisung über Kriege, Counterguerilla und ökonomische Zwänge eine große Rolle dabei. Doch über die Ähnlichkeiten patriarchaler Macht- und Ausbeutungskonkurrenz (zwischen neuen "revolutionären" Machteliten und alten West- Ost-Konkurrenten), welche sich mit den Anbindungen an die Ost- West- Blöcke verfestigten, konnte sich die imperialistische Übermacht womöglich erst entfalten und Einfluß nehmen.

Diese Fortsetzung und Erneuerung patriarchaler Macht-, Ausbeutungs- und Gewaltverhältnisse in "antiimperialistischen" Staaten oder durch Gruppen, die diese Formen staatlicher Macht anstreben, war und ist für uns Grund genug, Beziehungen zu solchen Regierungen oder Gruppierungen oder deren Unterstützung grundsätzlich abzulehnen. Die klare Abgrenzung von institutionellen Machtebenen ist Ausgangspunkt unserer Solidarität mit den vom Imperialismus und Rassismus unterdrückten Menschen. Wir haben inzwischen aus unseren Erfahrungen und Überlegungen vorerst den Schluß gezogen, internationale Kontakte auf eigene Frauenfüße zu stellen, d.h. neue Wege und eigenständige Kontakte zu Frauen in unterschiedlichen Organisationen aufzubauen, wobei wir bewaffneten Kampf nicht als Primat sehen, sondern als möglichen und notwendigen Teil zur Unterstützung und zur Verteidigung gegengesellschaftlicher und frauenstärkender Strukturen. [20]

Weltweite Frauenkämpfe - unsere Blicke haben sich verändert

Unser primäres Interesse gilt den Frauen, ihren Kämpfen, ihren Positionen, auch innerhalb der Befreiungsbewegungen. Zudem hat sich unser Blick auf Frauenkämpfe erweitert, die nicht im Zusammenhang mit bewaffnet kämpfenden Gruppen stehen. Unsere Sichtweisen haben sich v.a. durch Auseinandersetzungen über Rassismen und Machthierarchien zwischen Schwarzen und weißen Frauen verändert, die Schwarze Frauen in die weiße FrauenLesbenbewegung eingebracht haben. Wie sehr sind wir selbst noch in unseren Utopien und Freiheitsidealen von der 'eigenen' christlich- kolonialen Geschichte einholbar - z.B. in der Orientierung an Individualismus, Leistung und Effektivität auch in unserer Politik, in unserem Bild von der befreiten Frau, in unserem Glauben, schon weiter 'entwickelt' und freier zu sein als Frauen anderswo? Vorstellungen über ein herrschaftsfreies Leben können sich uns nur auftun, wenn wir die Vorstellungen anderer wahrnehmen, sie mitdenken, uns auf sie beziehen, sie unterstützen, von ihnen lernen - unsere "Gewißheiten" infragestellen (lassen).

Es ist inzwischen klar sichtbar geworden, daß Frauen in den Drei Kontinenten gegen den Verlust ihrer Existenzbasis sowie der Grundlagen ihrer lebenserhaltenden. regenerativen Produktivität einen

Kampf entfacht haben, der sehr vielfältig ist und sich oft gegen das patriarchal- technologische Prinzip richtet. Denn dieses trachtet danach, alles Lebendige, welches im Austausch mit den schöpferischen Kräften der Natur sich und die Natur zugleich verändernd und bewahrend reproduziert (Vandana Shiva nennt dies das "weibliche Prinzip"), in eine aussaugbare "Ressource" zu verwandeln und aus den zerstörten Zusammenhängen nur noch tote Hüllen übrigzulassen.

Das "weibliche Prinzip" versteht Vandana Shiva aus Indien nicht als eine den Frauen biologisch-anhaftende Zuschreibung weiblicher Naturnähe, sondern als Aufhebung des geschlechtsspezifischen patriarchalen Dualismus von weiblich = friedfertig und passiv- reproduzierend, männlich = gewalttätig und aktiv- produzierend, der in der schöpferischen Kraft der Kämpfe der Frauen um die Wiedergewinnung von gesellschaftlicher Existenz transzendiert wird. [21]

Imperialistische Herrschaft (Weltmarkt, GATT, IWF, Kriege zwischen patriarchalen Mächten als Kampf um die Verfügungs- und Ausbeutungsgewalt) bedeutet in vielen trikontinentalen Ländern, daß Menschen verhungern, ermordet, vertrieben und zur Migration gezwungen werden, und daß der Überlebenskampf aus dem Elend (Kinderbanden, Landbesetzungen, Schmuggel u. a. "informelle" Quellen der Einkommensbeschaffung...) mit komplexen Formen von Repression und Gewalt konfrontiert wird, weil er eine Bedrohung der herrschenden Machtstrukturen ist. Diesen Verhältnissen haben sich weltweit immer mehr Frauen mit wachsenden Kämpfen und Organisierung entgegen gestellt. Ihr Kampf bezieht sich auf einen Jahrhunderte langen Widerstand und knüpft an Wissen über die vorkoloniale Zeit, an Lebensformen, in denen Frauen gesellschaftlichen Einfluß und Bedeutung besaßen, an.

"Weibliches Prinzip" gegen patriarchale Verwertung - Frauenkampf gegen industrielle Großprojekte in Indien

In Indien richtet sich Frauenwiderstand auch gegen industrielle Großprojekte wie Riesen-Staudämme und Waldabholzungen für den Bedarf der Reichen der Welt. Sie bedeuten, daß Hunderttausende Menschen zwangsumgesiedelt werden sollen, die Landschaften und Wälder überflutet werden, um z.B. Riesen- AgroBetriebe für Cash- Crop- Produkte durchzusetzen.

Bei der bereits trotz breiter langandauernder Kämpfe mit internationaler Unterstützung (weswegen sogar die Weltbank ihre Kredite zurückziehen mußte) - begonnenen Flutung von Staubecken im Narmada- Staudamm- Gebiet drohen die Frauen, sich eher mitsamt ihren Familien und ihren Dörfern überfluten als zwangsumsiedeln zu lassen. Auch wenn die Leute immer wieder gewaltsam aus ihren Hütten geholt werden, steht schon jetzt fest, daß sich diese Großprojekte nicht ohne weiteres gegen den Widerstand durchsetzen lassen.

Schon Anfang der 70er Jahre hatte sich die indische Umwelt- Bewegung der Frauen konsolidiert, die Frauen kämpften für das Recht auf Nutzung der einheimischen Walderträge und gegen die Ausbeutung und Abholzung der Wälder. Die Bewegung entwickelte sich selbständig und dezentral und wurde von den Bäuerinnen geleitet. "Jedes Kind in Indien weiß, daß jeder Hungernde ein Recht auf Brot hat und nicht nur der, der Geld in der Tasche hat. Diese Rechtsauffassung ist in jeder Familie gültig, nur auf gesellschaftlicher Ebene ist sie verlorengegangen. Hier gilt die Moral des Marktes, die Menschen gehen ihr in die Falle." (Sarala Behn, "Tochter des Himalaya" und "Mutter" der sozialen Bewegung in der Himalaya- Region, 1975).

In der Chipko- Bewegung setzten die Frauen nach langen harten Kämpfen die Rückgewinnung von Gemeindeland durch, auf dem sie Bäume rekultivieren, die nicht für den Export, sondern z.B. für die Tierfütterung sich eignen. Ihr Ziel ist die Wiederherstellung der Vielfalt des "weiblichen Prinzips", gegen das Kosten- Nutzen- Prinzip patriarchaler Verwertungsinteressen, das alles auslöschen will, was ihm entgegensteht. Der Kampf der Chipko ist ein Kampf für die Rechte und Ansprüche aller Menschen auf Nahrung und Existenz, auf Rückgewinnung der Bedingungen dafür,

und für politische Wege, die das Grundrecht auf Überleben achten anstatt zerstören.

Frauenkämpfe in den Armenvierteln der trikontinentalen Megastädte, Selbsthilfeprojekte

In den Slums von Bombay haben sich ehemalige Prostituierte und jetzige "Gehsteig-Bewohnerinnen" zur "Mahila Milan" ("Frauen, die zusammenkommen") zusammengeschlossen. Die Herrschenden konnten nicht mehr wie bisher üblich in Nacht- und Nebelaktionen mit Bulldozern ihre Hütten dem Erdboden gleichmachen, weil "bei Räumungsdrohung genug Leute aus allen anderen Slums zusammenkommen, um dies zu verhindern", sagt Shenaz, eine der Gründerinnen von Mahila Milan. Sie verloren die Angst vor der Macht der Behörden und setzten ihr Bleiberecht und Wohnungsbaukooperativen durch.

In vielen Ländern Asiens, Afrikas und Lateinamerikas sind es v.a. die Frauen, die sich organisiert haben, um ihr Existenzrecht und neue Lebensbedingungen in den städtischen Armutsvierteln gegen Polizeiterror, Morde, Räumungen und Vertreibungen zu verteidigen.

Auch in den Armenvierteln der Megastädte Lateinamerikas organisieren sich in ständig wachsender Zahl Frauengruppen. Allein in Lima gibt es über 2000 Volksküchen, in denen ca. 100.000 Frauen organisiert sind. Sie gründeten Mütterklubs und Milchkomitees, um für alle Kinder die tägliche Versorgung mit Milch durchzusetzen. Sie lehnten - sie in Abhängigkeiten zwingende - Nahrungsmittelhilfe aus den USA ab. Sie kochen gemeinsam, durchbrechen die Isolation von Frauen in den Familien, stärken ihre Kollektivität in politischen Initiativen, kämpfen gegen Bürokraten- und Polizeigewalt mit Forderungen nach Strom, Wasser und Kanalisation und gegen Räumungen, organisieren Bildungs-, Ausbildungs- und alternative Gesundheitszentren.

Frauenkämpfe für Menschenrechte, gegen die Ermordung von "Unproduktiven", AußenseiterInnen und Oppositionellen

In den favelas von Rio de Janeiro schließen sich Mütter von ermordeten und "verschwundenen" Kindern und Jugendlichen zusammen, um die Zusammenarbeit und Bestechlichkeit von Polizei, Militär und Killerbanden öffentlich zu machen und ihre Bestrafung zu fordern. In Kolumbien arbeiten Frauengruppen wie die Organizacion femenina popular angesichts von Tod und Zerstörung, die von Kampagnen der Geschäftsleute ausgehen, welche auf Plakaten für Lynchjustiz ("Tod den Straßenkindern, Prostituierten und Dieben") werben und den "Kampf bis zur Ausrottung" angesagt haben, gegen die Hoffnungslosigkeit. Prostituierte sowie Straßenkinder und Jugendbanden schließen sich zusammen und fordern "Recht auf Leben und Arbeit für alle". Auch hier machen Frauengruppen in Projekten zur kollektiven Selbstversorgung die Erfahrung, "miteinander in Würde zu leben, wie es vorher nicht möglich war" (eine Frau der Organizaci6n femenina popular).

In Buenos Aires demonstrieren seit 16 Jahren jeden Donnerstag die "Mütter der Plaza de Mayo", weil die Verbrechen an den "Verschwundenen" nicht geahndet und die verantwortlichen Militärs schließlich amnestiert wurden. Die Frauen benennen öffentlich die Täter und die gesellschaftlichen Positionen, in denen sie heute sitzen. In ihrer Zeitung nehmen sie zu allen gesellschaftlichen, sozialen und ökonomischen Unterdrückungen Stellung und verbreiten Informationen zu internationalen Entwicklungen. Die Demonstrationen sind mittlerweile zu einem "Ort all derer geworden, die ein Problem haben" (Hebe de Bonafini von den "Müttern").

Kämpfe der Indigena- und Afro- Lateinamerikanischen Frauen "für das Leben, für das Land und für den Respekt gegenüber unserer Kultur und Identität" (Rosalina Tuyuc, Indigena, Vertreterin der guatemaltekischen Frauen- und Witwenorganisation CONAVIGUA)

In Ecuador kämpfen Indigena- Bäuerinnen für ihre Landrechte, die ihnen von Agro- Multis genommen werden, welche "Sicherheitsgesellschaften" anheuern, die mit Terror, Vergewaltigungen und Mord die BewohnerInnen zum Aufgeben bringen sollen.

In Guatemala haben sich von 60.000 Witwen, deren Männer entführt und ermordet wurden, 11.000 Indigenas in der Frauen- und Witwenorganisation "Conavigua" zusammengetan und verlangen Prozesse gegen die Verantwortlichen der Massaker. Sie entwickeln Methoden der Natur- und Kräuter- Medizin, initiieren Alphabetisierungsprojekte und Ausbildungswerkstätten und fordern kostenlose Schulsachen für die Kinder. Gegen die offiziellen 500- Jahr- Feiern der Kolonisatoren machten sie ihren 500jährigen Widerstand öffentlich.

In Brasilien organisieren sich Schwarze Frauen zunehmend gegen die grundlegend rassistische Strukturierung der Gesellschaft und der sozialen Konflikte.

Arbeiterinnenkämpfe - Landarbeiterinnen und Industriearbeiterinnen unterstützen sich

In Südkorea haben sich Landarbeiterinnen z.B. in der Korea Women Farmers Association - autonome Landfrauenbewegung, die in mehr als 1/3 der ländlichen Regionen verankert ist - organisiert, um der fortgesetzten Ruinierung ihrer Subsistenzgrundlagen und der geplanten Streichung von 2/3 aller Agrar- Arbeitsplätze (4 Millionen Arbeitsplätze, vorwiegend der Frauen!) entgegenzutreten. Zusammen mit Industriearbeiterinnen in den Städten kämpfen sie um ihre Existenzsicherung. Viele Frauen mußten bereits in die Städte migrieren, um ihre zurückbleibenden Familien durch Lohnarbeit zu unterstützen. Seit Mitte der 80er Jahre kämpften sie mit großer Solidarität für unabhängige Gewerkschaften (s. das Kapitel zu Adler).

Bei dem Erdbeben Mitte der 80er Jahre in Mexico- City sind viele Näherinnen umgekommen, weil sie an ihren Arbeitsplätzen eingeschlossen waren und nicht aus den einstürzenden brennenden Häusern fliehen konnten. Seitdem haben die Näherinnen eine unabhängige Frauengewerkschaft durchgesetzt.

Textilarbeiterinnen in Bangladesh haben sich organisiert, Anlaß war u.a. auch, daß Frauen in Klitschen eingesperrt waren und bei einem Brand umkamen. Mit großen Streiks haben sie in den letzten Jahren Teile ihre Forderungen durchsetzen können.

Als Dienstmädchen und Hausangestellte zu arbeiten, ist für Frauen sehr verbreitet. In Südafrika kämpfen Frauen in ihren eigenen Hausangestelltengewerkschaften für die Veränderung ihrer Arbeitsbedingungen.

Verstärkter Kampf um Autonomie der Frauen, gegen Männergewalt

In den letzten Jahren sind Hunderte von Frauenorganisationen neu entstanden und stärker geworden. Sie tragen die Probleme von häuslicher bis zu institutioneller Gewalt gegen Frauen in die Öffentlichkeit und entwickeln Gegenstrukturen.

Die palästinensische Frauenorganisation Al Fanar macht die Ermordung von vergewaltigten Frauen durch die Familie ("Rettung der Familienehre") z..B., mit Demonstrationen öffentlich.

Autonome Feministinnen in Bombay kämpfen schon seit Jahren gegen die Abtreibung weiblicher

Föten, Mitgiftmorde oder gegen Gewalt in der Ehe.

Die Frauendachorganisation GABRIELA auf den Philippinen weitet ihre bisherigen Aktivitäten gegen Männergewalt verstärkt auf den Schutz von Prostituierten vor sexueller Gewalt aus. Sie fordert die Ent- Kriminalisierung der Prostituierten und die Bestrafung von sexueller Gewalt als Gewaltverbrechen.

Mittlerweile ist der 25. November international ein Frauenaktionstag gegen 'Gewalt gegen Frauen'. Hintergrund davon ist der Todestag von Frauen in der Dominikanischen Republik, die von Paramilitärs ermordet wurden.

In Nordindien haben sich Frauen auf dem Land zusammengetan, um gegen den Alkoholismus der Männer vorzugehen. Sie zerstören Alkoholdepots und prangern in Dorfversammlungen gewalttätige (Ehe-)Männer an. Vereinnahmungsversuchen durch Parteien widersetzen sich die Frauen in dieser Bewegung konsequent.

In Nicaragua haben sich in der zugespitzten sozialen Situation viele Frauen aus den männerbestimmten Politikebenen von sandinistischer Gewerkschafts- und Parteiarbeit zurückgezogen. Nach einer Umfrage halten viele diese für "überflüssig", weil ihre wichtigen Fragen keine Beachtung finden: besonders hohe Frauenarbeitslosigkeit, fast 3/4 aller Haushalte werden von Frauen geführt, Gesundheit und Bildung ist für viele zu teuer geworden, Kinder und Frauen leben oft von Straßenjobs, Gewalt und Sexismen haben überall zugenommen. Heute ist die Frauenbewegung in Nicaragua sehr vielfältig. Auch der FSLN nahestehende Frauen haben eigene Positionen oft in Widerspruch zur Parteilinie entwickelt. Und es mangelt nicht an Erfahrungen, wie Frauen sich zur Wehr setzen.

Magaly Quintana vom Colectivo de Mujeres de Matagalpa beschreibt die aktuelle Situation in Nicaragua: "Wir leben in einer Zeit der Hoffnungslosigkeit, in einer Zeit neoliberaler Politik, wo die anderen sozialen Bewegungen und der Sandinismus nicht die geringste strategische Perspektive zu bieten haben. Im Gegenteil, sie beschäftigen sich mit Fragen der Mitregierung, während sich in der Basis große Frustration breitmacht. Deshalb ist es als Erfolg zu bezeichnen, daß sich so viele Frauen von unserem feministischen Programm ansprechen lassen."

Frauen greifen (wieder) zu den Waffen

Die "Noras" Frente Nora Astorga [22] - sind nach dem Krieg demobilisierte Frauen der sandinistischen Armee, deren Forderungen nach Land und Abfindungen in den Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen militanten Gruppen [23] und der Regierung auf der Strecke geblieben sind.

Ende '91 beschlossen daher 40 Frauen, sich wieder zu bewaffnen und einige Wochen in den Bergen zu trainieren. Im April 1992 legten sie mit einer 10tägigen bewaffneten Straßenbesetzung in Ocotal den gesamten Nord- Süd- Verkehr lahm, besetzten Gemeindeland, Ämter und Polizeistation und drohten, sich in die Luft zu sprengen. Eine große Solidaritätswelle der Bewohnerinnen von Ocotal verhalf zum Erfolg: Mittlerweile ist ein neues Stadtviertel für sie entstanden und noch weiter im Aufbau gebaut von den inzwischen über 400 "Noras", zusammen mit vielen weiteren Frauen. Sie waren Angestellte, Hausangestellte, Landarbeiterinnen, manche haben schon Somoza bekämpft, manche waren bei der Contra, die meisten sind alleinstehend, und alle haben Kinder zu versorgen. Und sie müssen weiterkämpfen, weil die Regierung ihren Abfindungsforderungen noch immer nicht nachgekommen ist. Amparo Rubio von den "Noras": "Unser bewußtes Frau- Sein hilft uns dabei, immer stärker zu werden. Das ist unser Leitspruch: somos re-mujeres." [24]

Frauen wehren sich gegen Be- und Entvölkerungspolitik

In vielen Teilen der Welt wehren sich Frauen einzeln und kollektiv gegen entvölkerungspolitische

Programme, gegen Zwangssterilisationen und illegal gehaltene Abtreibungen, an denen unzählige Frauen sterben.

Von Frauenkampagnen gegen das hormonelle Langzeitverhütungsmittel Norplant wissen wir z.B. aus Brasilien, wo Versuche an Frauen gestoppt werden konnten, aus Indien, Bangladesh, Namibia ...

Gegen die Einführung immunologischer Verhütungsmethoden schließen sich Frauen international zusammen.

In Indonesien wehren sich die z.B. Ost-TimoresInnen und PapuanesInnen gegen eine staatliche und von internationalen Organisationen getragene Vernichtungspolitik (UNO, Weltbank, etc.), in der Umsiedlungsprogramme, der Entzug von Lebensgrundlagen und Unfruchtbarmachung von Frauen Hand in Hand gehen.

In Slowenien und Kroatien haben Frauen Gesetzesvorhaben zu reaktionär-nationalistischen Familien- und bevölkerungspolitischen Programmen mit internationaler Unterstützung stoppen können.

Überall entstehen immer mehr Frauenselbsthilfeprojekte, um die Interessen der Frauen durchzusetzen.

Frauen gegen rassistische Unterdrückung und Besatzungsherrschaft

In Palästina, Kurdistan und Südafrika organisieren Frauen starke Widerstandsstrukturen, in denen sie - als Teil bedrohter Gesellschaften im Spannungsverhältnis zwischen patriarchaler Tradition und Entfaltung eigener Verantwortlichkeiten und neuer weiblicher Rollen in den Befreiungskämpfen - revolutionäre und solidarische Frauenidentitäten herausgebildet haben. In Palästina zwingt der patriarchale Angriff auf Frauenbefreiungsstrukturen durch Islamisten und Linke einerseits und die rassistische Unterdrückung durch Israel andererseits die Frauen dazu, nun an noch mehr Fronten gleichzeitig kämpfen zu müssen. Auch in dieser schweren Lage entwickeln Frauen eigene (Minderheiten-)Positionen weiter, z.B. gegen den Nationalismus der PLO und für Austausch auch mit oppositionellen Frauen in Israel.

Im jahrhundertelangen Kampf der KurdInnen gegen ihre Unterdrückung und Vernichtung durch die verschiedenen Regime haben die kurdischen Frauen einen großen Widerstandswillen entwickelt, mit dem sie immer neue Strukturen für die Wiederherstellung und Verteidigung gesellschaftlicher Subsistenz aufbauen. In den autonomen Gebieten Südkurdistans (Irak) wehren sich Frauen gegen die Repression auch der neuen kurdischen Regierung gegenüber "ehrverletzenden" Frauen, kämpfen gegen die Verfügungsgewalt des Mannes über die Frau, für die ökonomische Unabhängigkeit der Frauen und die "Vergesellschaftung" der weiblichen Familienarbeit - diese Forderungen werden z.B. auch von der zum 8. März '93 gegründeten "Unabhängigen Frauenunion" vertreten. In Nordkurdistan (Türkei) kämpfen die Frauen auf allen Ebenen in ihrem breiten Aufstand gegen den türkischen Vernichtungskrieg auch für die Veränderung ihrer gesellschaftlichen Frauenrolle und gegen die patriarchalen Machtstrukturen.

In Südafrika sind die Frauen mit ihrem langen antirassistischen Widerstand zu einer unübersehbaren und die sozialen Kämpfe und Umwälzungen tragenden gesellschaftlichen Kraft geworden. "Mit dem Rassismus muß auch der Sexismus gehen", ist die Parole vieler Schwarzer Frauen in der jetzigen Phase der politischen Integration schwarzer Macht - auf dem Hintergrund sich verschärfender sozialer Konflikte und Männermächtkämpfe unter den Schwarzen.

Frauenkämpfe gegen Zwangsethnisierung und Krieg

Der Krieg in Ex- Jugoslawien ist ein Krieg von sich reorganisierenden Männermacht- Bünden im Verbund mit imperialistischer Politik zur Zerstörung der von Frauen getragenen sozialen Reproduktionsstrukturen und Frauenkämpfen gegen die rassistische Zwangsethnisierung und Kriegspolitik. Trotz Verleumdung und Verfolgung versuchen sie (z.B. die Frauen in Schwarz in Belgrad, Feministinnen in Kroatien), sich mit antinationalistischen Frauen über die neuen Nationalstaatsgrenzen hinweg zusammenzuschließen und sich gegenseitig zu unterstützen. Sie organisieren sich gegen Vergewaltigung und schaffen Zufluchtshäuser. "Die Zahl der Vergewaltigungen an allen Fronten in Bosnien und Kroatien ist gewaltig, aber auch die in allen Städten der zurückkehrenden Krieger in Ex- Jugoslawien. Die 'Notrufe für Frauen und Kinder' in Zagreb und Belgrad stellen fest, daß die Zahl der registrierten Vergewaltigungsfälle seit Kriegsbeginn um hundert Prozent gestiegen ist. Und in hundert Prozent mehr Fällen als zuvor wurden Todesdrohungen ausgestoßen, trugen die Täter Waffen. Die Täter sind meistens Kriegsveteranen, Nachbarn, die mit ihrer Kalaschnikow griffbereit zu Bett gehen. Sobald sich die ewigen Soldaten nicht mehr unter Feinden befinden, machen sie ihre eigene Frau zum Objekt von Vergewaltigung und Verstümmelung. Und dies unabhängig von der Nationalität der Frau, ihres Alters oder des Grades ihrer Begierde." (L. Mladgenovic, Belgrad, in: Sherezade Nr. 4)

In Belgrad fanden riesige Demos gegen den Staat, gegen den Krieg und für soziale Forderungen statt. Um die Kriegsgebiete herum haben hauptsächlich Frauen Strukturen für Deserteure und Versorgung von Flüchtlingen geschaffen.

Frauen organisieren und vernetzen sich

Auch überregional nimmt die Frauenorganisation zu. Zum Beispiel gibt es seit 1981 kontinentale und länderspezifische Frauentreffen und feministische Kongresse von Frauen aus Lateinamerika und der Karibik. Seit Mitte der 80er Jahre finden kontinentale Lesbentreffen (Lateinamerika, Karibik) unter äußerst repressiven Bedingungen statt, seit 1992 feministische Treffen zentralamerikanischer und karibischer Frauen, deren spezifische Gemeinsamkeit im Dasein als "Hinterhof" der USA und Erfahrungen von Krieg, Gewalt und Widerstand liegt.

Die Diskussionen umfassen thematisch zum Beispiel das Verhältnis zwischen Rassismen, Klassismen und Sexismen, Ablehnung von Hierarchien darin, lesbische Existenz, Gewalt gegen Frauen, Repression, Armut, Autonomie, Völkermord, Frauenbewegung, Rolle der Frau in der Kirche, in den Medien, ökologie ... und Gegenstrategien. Frauen machen eigene Radioprogramme, tauschen sie aus und stellen ihre Positionen und Aktivitäten in Frauenzeitschriften dar. Feminismus wird als gesellschaftsverändernde Kraft verstanden und von Frauen verschiedenster sozialer Schichten umgesetzt. Von den Frauen können wir z.B. lernen, wie ihre Bemühungen um Toleranz und "Einigkeit in der Unterschiedlichkeit" eine ganz neue Stärke entstehen lassen.

Beispiel haben wir die vielen, in allen Drei Kontinenten maßgeblich von Frauen organisierten Landbesetzungen hier nicht erwähnt, oder die Frauenkämpfe sogenannter Minderheiten und UreinwohnerInnen gegen rassistische Verfolgung und Vernichtung (der Indigenas, Aborigines, in Osttimor etc...), oder die Kämpfe der Frauen Osteuropas. Aus vielen Ländern fehlen uns aber auch Informationen. Die Frauenkämpfe in Afrika sind noch immer ein weitgehend blinder Fleck.

Wir fangen an, die Geschichte aus der Sicht der Kämpfe gegen die Herausbildung des sog. gesellschaftlichen Fortschritts, d.h. gegen die "Höherentwicklung" der sog. Produktivkräfte und Verfestigung patriarchaler Macht zu begreifen. Die daraus im weißen Feminismus erarbeiteten Kriterien für eine Analyse unserer Gesellschaft aus dem Blickwinkel weiblicher Widerstandsgeschichte und -strategien sind allerdings noch sehr ungenau. Die Orientierung auf "soziale Kämpfe von FrauenLesben" oder "Kämpfe von unten" reicht nicht aus, um Vorstellungen

zu formulieren, wie aus den Kämpfen eine wirksame Frauen- GegenKraft werden kann. Die "Übersetzung" gesellschaftlicher Widersprüche in feministische Befreiungsstrategien und Gesellschaftsvisionen wird nicht allein eine theoretische, sondern auch eine praktische Anstrengung sein.

In diesem Prozeß haben wir die Aufgabe, nach einer umfassenden Vorstellung von Befreiung für uns zu suchen, von der ausgehend strategische Wege und Ziele entworfen werden können. Ohne das werden unsere Kämpfe immer nur Ausdruck momentaner Gegnerinnenschaft zu den herrschenden Verhältnissen sein. Wir liefern Gefahr, uns in aktuellen Tageskämpfen aufzureiben und unseren Mut zu verlieren, könnten in repressiven und schwachen Phasen den resignativen Tendenzen keine neuen Schritte und Impulse entgegensetzen und aktuelle Niederlagen nicht relativieren. Ohne Befreiungsvisionen werden wir nicht zu langfristiger Organisation und Kollektivität finden.

Unsere Vorstellung von Befreiung ist untrennbar verbunden mit den Kämpfen gegen die neokoloniale Zerstörung und Ausplünderung der Erde.

Wir haben eine klare Verantwortung für die Gewalt und Ausbeutungsstrukturen, die von hier ausgehen. Wir können uns nicht heraushalten z.B. mit der Begründung, so manche Ziele von Befreiungsbewegungs- Führungen abzulehnen, während die vom Imperialismus gemanagten Kriege gegen die Bevölkerungen in den Drei Kontinenten uns in der Metropole die relative Ruhe und Sicherheit bescherten, die uns nicht zum Eingreifen zwingt - im Gegenteil kann praktische Solidarität hier diese Sicherheit aufs Spiel setzen!

Darüber hinaus haben wir ein eigenes Bedürfnis und Interesse, zur Ausbreitung von grundsätzlichem Widerstand hier beizutragen. Solange wir uns nicht aktiv und unterstützend zu den Kämpfen der Frauen aus den drei Kontinenten verhalten, sind wir Mittäterinnen an diesem rassistischen System, was unserer Befreiung auch hier im Wege steht.

Diskussion um Antisemitismus

In der feministischen Debatte hat die Auseinandersetzung zu Antisemitismus über die v.a. von US-amerikanischen und englischen Jüdinnen schon seit längerem eingebrachten Positionen Eingang gefunden. Es gab hier in der sog. Unterschiedsdiskussion und dem Bemühen, Rassismus zu begreifen, den Versuch, Antisemitismus mitzudenken und einzubeziehen. Doch stellen wir heute fest, daß Antisemitismus in der feministischen Bewegung immer noch kein selbstverständliches Thema ist, es taucht fast ausschließlich als Schlagwort auf oder manifestiert sich in der Konfrontation mit jüdischen Frauen. Hier sind die Erfahrungen einer feministischen Gruppe jüdischer und nichtjüdischer FrauenLesben bekannt, die durch ihre öffentliche Präsenz mit antisemitischen Haltungen von weißen deutschen FrauenLesben konfrontiert wurden. Scham- und Schuldgefühle, Sprachlosigkeit begegneten ihnen oder die provokative Frage nach ihrer Position zum Staate Israel und seiner Politik gegenüber den PalästinenserInnen, egal über welches Thema sie referieren oder diskutieren wollten. In feministischen Kreisen wird die Frage nach den Ursachen des Holocaust und dem Zusammenhang zwischen Holocaust und Antisemitismus entweder erst gar nicht gestellt oder oberflächlich diskutiert. Schuldgefühle und Verdrängung sind bis heute wirksam. Wenn wir als 'Deutsche' angesprochen werden, gehen wir gleich auf Distanz. Die Gleichsetzung mit 'den Deutschen an sich' - die den Holocaust erdacht, ausgeführt und getragen haben und bis heute keine politische Verantwortung für die Geschichte übernehmen - führte bei vielen Feministinnen und engagierten Frauen zu Abwehrreaktionen gegenüber jeglichem Vorwurf der Ignoranz, dem Verschwinden dieser deutschen Geschichte in der eigenen Politik, gegenüber der Forderung, eine Identität als Deutsche zu formulieren. Feministinnen grenzten sich in ihrer Identität oft primär von der durch und durch patriarchalen NS- Geschichte ab und wurden über Konfrontationen jüdischer FrauenLesben an der eigenen unbearbeiteten Geschichte mit all ihren Kontinuitäten gepackt. Auch

hier zeigt sich, daß die Prioritätensetzung des Sexismus als grundlegendstem Antagonismus, als Wurzel aller Gewalt, Unterdrückung, Ausbeutung uns in eine Falle hat tappen lassen, die letztlich unserer materiellen und sozialen Situation entspricht, d.h. diese Sichtweise ist Ausdruck, Teil der weißen deutschen Gesellschaft zu sein und sich ausschließlich als Opfer sexistischer Gewalt zu begreifen.

Jüdinnen und Juden berichten von antisemitischen Äußerungen und Beschimpfungen seit Bestehen dieser Republik, die viele zwang, das Land zu verlassen als Überlebende des Holocaust, die entschieden hatten, hier zu leben.

Bei genauerem Hinsehen und Hinhören gibt es antisemitische Haltungen auch in unseren Kreisen, antisemitische Bilder sind uns in die Köpfe sozialisiert, unreflektiert reproduzieren wir sie. Die sog. Entnazifizierung hat nicht stattgefunden, ebensowenig eine gesellschaftliche Auseinandersetzung über die Ursachen und Wirkungsweisen der nationalsozialistischen Herrschaft und des Holocaust. Die Zeit der Scham ist heute vorbei - Antisemitismus ist wieder salonfähig geworden.

Antisemitismus umfaßt ein kompliziertes materielles und ideologisches Muster, das nicht gleichzusetzen ist mit dem Holocaust, auch nicht eine ausreichende Erklärung dessen darstellt und nicht identisch sein muß mit Judenhaß.

Die Auseinandersetzung findet in wissenschaftlichen und pseudo- wissenschaftlichen Bereichen statt, für letzteres steht das Beispiel des Historikerstreits. [25] Diese Ideologie- Produktion nährt das rassistische und antisemitische Grundverständnis der deutschen weißen Bevölkerung, welches seit 1989 in riesigen Schüben wieder gesellschaftlich aggressiv zutage tritt. Frauen stellen sich dieser Entwicklung kaum entgegen. Die Situation verdeutlicht, wie wenig jüdische Menschen in unserem Bewußtsein und unserer Politik vorkommen, wie selbstverständlich wir davon ausgehen/ ausgegangen sind, daß seit dem Holocaust keine Jüdinnen und Juden hier im Land ihrer Henker leben. Jüdischen Menschen begegnen heißt, erinnert zu werden an Verdrängtes, an etwas, was vergessen werden soll - das Schlußstrich- Phänomen müssen wir bekämpfen für unsere eigene Zukunft. Verhindern wir das Verschwinden der eigenen Geschichte, des Holocaust. Schaffen wir den jüdischen Frauen einen Platz in unserer Bewegung.

Wir können hier nicht nachholen, was wir bisher versäumt haben. Im folgenden formulieren wir einige Gedanken, über die wir weiter diskutieren wollen. Wir stehen in unserer Auseinandersetzung erst am Anfang und produzieren keine Gewißheiten. Unser Interesse ist, unsere Geschichte, den Holocaust und den Antisemitismus zu begreifen, politische Verantwortung zu übernehmen, wachsam für Kontinuitäten zu sein und daraus praktische Konsequenzen zu ziehen:

Grundsätzlich gehen wir davon aus, als Weiße rassistisch und als nichtjüdische Deutsche antisemitisch zu sein.

- Nur dieses Grundverständnis bewahrt uns vor scheinheiligen Abwehrkämpfen, Beteuerungen, daß wir schon die besseren Frauen seien. Wir stellen uns damit außerhalb der Gesellschaft und internationaler Machtverhältnisse. Die oben genannte Grundannahme erhöht somit die Sensibilität und den Blick auf tatsächliche Unterschiede, unabhängig von subjektiven Befindlichkeiten.
- Als weiße, deutsche, christlich- abendländische Frauen, unabhängig von unserer persönlichen Geschichte und der unserer Eltern und Großeltern im NS, müssen wir politische Verantwortung übernehmen für den Holocaust, für die Vernichtung der Sinti und Roma, für die Ermordung von Behinderten, Andersdenkenden und -handelnden.
- Nur wenn wir die Gegenwart durch die Geschichte des NS hindurch ansehen, begreifen wir, was heute passiert, und sind in der Lage, eine politische Richtung einzuschlagen, die jegliche Form von Vernichtung und Unterdrückung bekämpft (auch in den eigenen Reihen).

- Die politische Praxis ist der Maßstab dafür, nicht antisemitisch und nicht rassistisch zu sein.

Es ist wichtig, zwischen Antisemitismus und Holocaust zu unterscheiden, um der Relativierung des Holocaust zu begegnen, die oft damit begründet wird auch in anderen Ländern gäbe und gab es Antisemitismus. Antisemitismus war zwar eine Voraussetzung für den Holocaust, aber daraus allein läßt sich der Holocaust nicht erklären/ verstehen.

- Der Holocaust ist kein Zivilisationsausrutscher oder -bruch, sondern hochentwickelte Moderne; "Auschwitz als Altar der Technologie" und moderner Bürokratie; [26] in Deutschland gab und gibt es nicht nur persönliche Kontinuitäten der Nazis in Amt und Würden, sondern auch strukturelle: in den Selbstverständnissen und Funktionsweisen von Wissenschaft, Medizin, Organisation kapitalistischer Arbeit, Bürokratie
- Das industrielle System mit seinem Ethos, seinen Normen und Werten brachte die Vorherrschaft in der Welt und den Holocaust hervor. Die Maschine, die technologische Durchdringung aller Lebensbereiche, die Verdinglichung des Sozialen, Machbarkeitswahn, Homogenisierungsfetisch des Abendlandes sind Kriterien der Moderne und konnten/können damit den Holocaust hervorbringen.

Heute geht es um die weitere Perfektionierung des sozialen Krieges, die wir nur begreifen im Bewußtsein unserer Geschichte.

- Rationalität war die zentrale Kategorie des Holocaust - erschreckend festzustellen, wie rational und bürokratisch heute die 'Flüchtlingsfrage' gelöst wird.
- Im NS gab es bis zum Kriegsbeginn Kritik und Unbehagen gegenüber der antijüdischen Gewalt und Pogromen in breiten Teilen der Bevölkerung, doch zugleich befürworteten dieselben Leute die antijüdischen Gesetze, d.h. die Vernichtungsgesetze. Parallelen zu heute sind offensichtlich: die direkte rassistische Gewalt wird verurteilt, dagegen werden die Vertreibungsgesetze gegen Flüchtlinge und MigrantInnen begrüßt.

Antisemitismus redet seit Jahrhunderten von "Übermensch" (Klischees wie "Weltverschwörer", "Judenschläue" "internationales jüdisches Kapital" "Drahtzieher"); Rassismus konstruiert "Untermenschen" (Klischees wie "Unzivilisierte", "Minderwertige", "Faule").

- Im Verlauf der nationalsozialistischen Herrschaft und des Holocaust hat sich der Antisemitismus mit rassistischen Klischees verbunden bis hin zur Entmenschlichung ("Ungeziefer").

Der deutsche Rassismus ist tief mit antisemitischen Elementen durchzogen. Neonazistische Täter drohen ihren Opfern, mit ihnen "das zu machen, was Hitler mit den Juden machte"

Rassismus als Ideologie und Bewegung zur Legitimierung der weißen/ imperialistischen Vorherrschaft in der Welt, zur Identifizierung mit der weißen "Überlegenheit", "Entwicklung", "Zivilisation", "Demokratie", "Fortschritt" etc.

Antisemitismus als Ideologie sind Bewegung zur nationalistischen Identifizierung weißer Unterdrückter mit ihren weißen Unterdrückern: "Juden" dienen dem nationalistischen Klassenhaß, indem sie an die Stelle der weißen Herrschaft gesetzt werden, als Projektion zum Abarbeiten von Befreiungsbedürfnissen, die nicht umzusetzen getraut werden. Spielen antisemitische Muster auch beim Haß auf "andere" Unterdrückter (Zionisten in Palästina, Yankees in Lateinamerika und Asien) und der unkritischen Identifikation mit Befreiungsorganisationen eine Rolle?

Rassismus und Antisemitismus machen die BRD zu einer Gemeinschaft von Verschworenen gegen Flüchtlinge, Schwarze, jüdische, behinderte ... Menschen, für deren Ausgrenzung, Ausbeutung und Vernichtung nicht "wir", sondern "andere" verantwortlich gemacht werden: Saddam Hussein, "der Zionismus", "die USA" oder "die verbrecherischen Kriegstreiber in Ex- Jugoslawien".

- Diese rassistische und aritsemistische Verfaßtheit unserer Gesellschaft ist und war ein Hindernis bei der Herausbildung von breiterem Widerstand.

Die Zunahme von antisemitischen Äußerungen, Handlungen, Übergriffen seit dem 'Mauerfall' ist auch dem angestrebten "Endsieg" der Deutschen geschuldet, endlich materialisiert sich der politische Sieg knapp 50 Jahre nach der vorläufigen Niederlage.

Die Tatsache, daß viele Jüdinnen und Juden antinationalistisch gelebt und gekämpft haben und die Roma immer wieder dafür gekämpft haben (ohne nationale Bindung), in den Ländern leben/bleiben zu können, wo sie es wollen, war in der Vergangenheit, ist aktuell und zukünftig eine Herausforderung.

Wir Frauen haben uns lange Zeit auf die "Gnade der weiblichen Geburt" zurückgezogen, die Frauen nur als Opfer des NS darstellt, ohne die Täterinnen zu benennen bzw. Frauen als politisch Verführte zu sehen und nicht als Mittragende und schweigend Einverständene.

Gegen die fortgesetzte Kontinuität und Weiterentwicklung nazistischer Politik seitens des BRD-Regimes gab (und gibt) es von uns FrauenLesben so gut wie keinen Widerstand, an dem wir heute anknüpfen oder auf den wir uns beziehen könnten; den Widerstand der jüdischen Frauen, Männer und Kinder in den Ghettos beginnen wir erst jetzt wahrzunehmen. Aktionen gegen NS-Verantwortliche, -Wissenschaftler oder Institutionen, die in der NS-Tradition standen und auch heute stehen, hat es fast nicht gegeben. [27]

Bis auf eine Handvoll Menschen haben wir uns auch nicht dafür eingesetzt, daß Jüdinnen und Juden, sofern sie es in diesem Land wollen, hier unbehelligt leben bzw. einwandern können, auch nicht nach Bekanntwerden neuer antisemitischer Übergriffe in der Ex- Sowjetunion, die zu einer jüdischen Auswanderungswelle führten. Mithilfe der westlichen Grenzabschottungspolitik blieb den jüdischen Flüchtlingen wieder einmal keine Alternative zur Einwanderung nach Israel.[28]

Die politische Position zur Politik des Staates Israel, zur Besetzungs- und Vertreibungspolitik gegenüber den PalästinenserInnen und der Rolle Israels im imperialistischen Lager muß den Holocaust und seine Folgen berücksichtigen. Mit Folgen meinen wir einerseits die Lebenssituation der Überlebenden und ihrer Nachfahren (es gibt keine jüdische Familie, die nicht direkt Ermordete zu beklagen hat, oder, wie J.Amery es darüber hinaus formuliert, "In Israel ist, metaphorisch gesprochen, jedermann/ frau Sohn/Tochter eines/r Vergasteten") und andererseits diesen deutschen Staat als Nachfolger des Nazi- Regimes mit allen Kontinuitäten und kollektiven Verdrängungen. Es geht vor allem darum, die Politik des Westens im Nahen Osten anzugreifen. Die fehlende Antisemitismus- Auseinandersetzung läßt uns leicht zum Spielball herrschender Interessen werden, wie zum Golfkrieg deutlich wurde.

Zusätzlich zu diesen Kontroversen und offenen Fragen gibt es u.E. eine vernachlässigte Diskussion, deren Kategorien und Kriterien jenseits der eingefahrenen allgemein linken Analyse- und Betrachtungsweisen liegen. Die in Anfängen existierende feministische Sicht auf die Verhältnisse im "Nahen Osten" und auf die Lebensverhältnisse der palästinensischen und jüdischen Frauen, deren Realität und Identität nicht primär an Nationalismen gekoppelt sind, deren Befreiungsvorstellungen sich jenseits patriarchaler Zuschreibungen und Vorstellungen entwickeln, deren Frauenüberleben und Kampf sich nicht an der gesellschaftlich durchgesetzten männlichen Norm orientiert und gegen fundamentalistische - christliche, jüdische, muslimische - Einschränkungen, gegen linke ML- Positionen, rassistisch durchwachsene staatstragende Einstellungen und imperialistische Politik usw. kämpft, sind wenig sichtbar und kaum öffentlich (bekannt).

Umso notwendiger erscheint es uns heute, uns mit diesen Minderheitenpositionen zum Beispiel von Frauen in Schwarz (Israel) und autonomen palästinensischen Frauen der Al- Fanar auseinanderzusetzen und ihre Opposition z B gegen den von den israelischen- und PLO- Männer-

Eliten ausgehandelten Friedensvertrag zu unterstützen.

Wie sehr wir uns selbst in der Reflexion der eigenen (unterschiedlichen) Geschichte in unseren unterschiedlichen politischen Positionen in der Verknüpfung mit gegenseitigen Schuldvorwürfen und der moralischen Überzeugtheit von der eigenen Sichtweise blockiert haben, zeigte sich in unseren Konflikten um die Frage des linken/ feministischen Antisemitismus in der Palästinasolidarität und des Verhältnisses von (linkem/ feministischem) Antisemitismus und Antizionismus. Besonders uneinig waren wir uns in der von einigen erhobenen Forderung, daß notwendige selbstkritische Positionen nicht ohne die genaue Auseinandersetzung mit der imperialistischen Politik im "Nahen Osten" und der Rolle Israels darin entwickelt werden können.

Deshalb haben wir in diesem Papier die Auseinandersetzung dazu nicht mehr unterbringen können.

Die letzten fünf Jahre

Am Anfang dieses Textes haben wir von Verunsicherungen und offenen Fragen geschrieben, die dazu geführt hatten, daß wir unsere Politik nicht einfach nahtlos fortsetzen konnten und wollten. Darum soll es im folgenden gehen.

Repression

Da sind in der Chronologie zunächst mal die Verhaftungen und die Kriminalisierung von und nach dem 18.12.87 [29] und die daraufhin einsetzende Solidaritätskampagne.

Der staatlich/polizeiliche Angriff zielte eindeutig darauf ab, MitgliederInnen der Roten Zora und der RZ wegen ihrer langjährigen Aktivitäten zu erwischen. Die Repressionsdrohung, die mit der Kreation vom "anschlagsrelevanten Thema" sozusagen verbreitert wurde, war die klare Aufforderung zur Distanzierung von militanter und illegaler Politik. Sie diente speziell der Einschüchterung von Aktivistinnen aus der Anti- Gen- und Reprobewegung, die die Durchsetzung der Pläne der Herrschenden störte und die unsere Aktionen als Bestandteil des Widerstandes nicht ausgrenzte.

Einfallstor für die Bullen war unser Fehler, zu lange den gleichen Wecker als Zeitzünder zu besorgen, was ihnen die Gelegenheit bot, mit einem aufwendigen Programm Käuferinnen dieser Weckersorte zu identifizieren. Da die Bullen darüber rausgekriegt haben, daß Käuferinnen in der Anti- Gen- und Reprobewegung arbeiteten, hofften sie, über ihre Aktion am 18.12.87 u.a. bei Aktiven aus der Bewegung weitere Beweismittel zu finden, um welche von uns ausfindig zu machen.

Die Absicht der Staatsschützer, auch die Anti- Gen- und Reprobewegung zu schwächen und zu spalten, gründete sich auf die in der Bewegung vorhandene Bereitschaft, ihre Ablehnung dieser patriarchalen Herrschaftstechnologien in praktischen Widerstand umzusetzen und deshalb auch unsere Politikform als Teil einer radikalen Praxis einzubeziehen.

Auch wenn zunächst die öffentliche Reaktion in einer breiten Solidarisierungswelle mit Ulla und Ingrid und in einer wachsenden Popularität der Bewegung von FrauenLesben gegen Reproduktions- und Gentechnologien bestand, erwies sich die Spaltungsstrategie letztenendes als erfolgreich.

Die völlig richtige und an sich produktive Entscheidung, die politische Bewegung angesichts der Repression (nun erst recht) fortzusetzen, hatte ihre Grenzen in der immer geringeren Einbeziehung von praktischem Widerstand. Anstatt daß die Themen der Antirepressionskampagne die Aktionen der Roten Zora und die Fehler oder die Richtigkeit unserer Politik und die Fragen der Organisation zentral mit eingeschlossen hätten, wurde unsere Politik ebenso totgeschwiegen, wie grundsätzlich die Fragen um Probleme und Aufgaben praktischen Frauenwiderstands aus der Diskussion

ausgegrenzt blieben.[30]

Viele Veranstalterinnen der Solidaritätskampagne verstanden den Bullenbegriff "anschlagsrelevante Themen" als Kriminalisierung der radikalen Gesinnung und öffentlich vertretenen Meinung von Systemgegnerinnen und nicht als Verfolgung ihrer potentiellen oder tatsächlichen Nähe, Unterstützung oder Beteiligung an militanten Aktionen.

Die Unschuld von Ulla und Ingrid im juristischen Sinne und die Verhinderung eines angeblichen staatlichen Angriffs auf die Gesinnung sollte größere Solidarität mobilisieren. Doch die anfängliche breite Solidaritätswelle mit Ulla und Ingrid schloß ganz klar die Sympathie mit der Roten Zora ein, bezog von daher einen großen Teil ihrer power. Die Unschuldskampagne diente dazu, sich der Recht-mäßigkeit des eigenen Handelns zu vergewissern, nicht aus taktischen Gründen, sondern als politisches Selbstverständnis. So würde die bundesdeutsche Tradition fortgeschrieben, daß "Verdächtige" ihre Unschuld im Sinne von Gesetzestreue glaubhaft machen müssen und dies auch immer wieder tun. Die Aussagen von Ulla und Ingrid wirkten diesem Trend nicht entgegen.

Indem die Unschuldskampagne den Anschein erweckte, der radikalste Widerstand gegen die Gen- und Reprotechnologien sei ihre öffentlich bekundete grundsätzliche Ablehnung, wurde einerseits eine unsinnige Angst vor Kriminalisierung geschürt,[31] andererseits wurden mit dieser Kampagne schon im Vorfeld von Auseinandersetzungen/ Streits die Gedanken an die notwendigen praktischen Schlußfolgerungen aus vielen Köpfen verdrängt. Die Handlungstabus erzeugten Denktabus, Ohnmachtsgefühle und die endgültige Schwächung der Anti- Gen- und Reprobewegung. Die an sich richtige inhaltliche, themenbezogene Diskussion verläpperte sich allmählich zur wissenschaftlichen Debatte.

wir selbst wußten mit dieser Entwicklung in der Solikampagne nicht politisch umzugehen, schwiegen - aus Verunsicherung, Vorsicht, der Sorge, keiner in den Rücken fallen zu wollen, mit uns selbst beschäftigt und genau sehend, daß aus der Solidarität mit den Gefangenen die mit den Geflüchteten ausgegrenzt wurde (zumindest öffentlich). So konnten wir weder bei der Anfangsparole "jetzt erst recht" praktisch mithalten noch die Auseinandersetzung über illegalen FrauenLesbenwiderstand wiederbeleben und zu einer Widerstandskultur beitragen, in der es z.B. Solidarität gibt, weil FrauenLesben vielleicht nicht im Rahmen der vom Gesetz gesteckten Grenzen gehandelt haben.

Fallende und steigende Mauern ...

Noch mit uns selbst beschäftigt, welche Konsequenzen wir aus all dem ziehen (Durchsuchungen/ Verhaftungen/ öffentliche Reaktionen), setzte mit dem 'Mauerfall' eine politische Klimaveränderung ein.

Die Auflösung des Ostblocks und damit auch des 2- Blöcke- Machtsystems, in dem sich die meisten internationalen Kämpfe und Konflikte bisher verorten ließen, hatte auf uns doch mehr Auswirkungen, als wir zuerst wahrhaben wollten.

Zunächst haben wir uns nur gefreut, daß sich ein patriarchales und staatsbürokratisches System von der Weltbühne verabschiedet, dem nachzutruern es keinen Grund gab, hatten wir doch schon vorher seine Strukturen nur als andere (staatlich- zentralistische statt privatkapitalistische) Ausbeutungszwänge und Gewaltverhältnisse verstanden, welche die Menschen und v.a. die Frauen der Befreiung nicht näher gebracht hatten.

Auch der daran geknüpfte Orientierungsverfall und die Aufgabe links- patriarchaler Revolutionskonzepte bestärkten vorerst nur unsere Hoffnung auf das Freiwerden der bisher vom Ost- West- Gegensatz beherrschten und blockierten Denk- und Handlungsspielräume. Aus dem Wegfegen alter HERRschaftsverhältnisse könnten sich Frauenkämpfe Platz verschaffen, die jenseits

von Kapitalismus und Kommunismus neue Prozesse ins Rollen bringen. Diese Hoffnung projizierten wir auch auf die Aufbruchstimmung der Frauen in der DDR in den Jahren vor bis kurz nach dem 'Mauerfall', aus der heraus sie eine Fülle von Gruppen, Projekten und den Unabhängigen Frauenverband ins Leben gerufen hatten.

Doch die dann folgenden Ereignisse nahmen wir als eine Flut von Horrormeldungen wahr. Uns fehlten die Kriterien und Informationen - d.h. wir wußten/wissen darüber zu wenig, welche Kämpfe und Prozesse sich gegen die Durchsetzung entwickelten - um etwas anderes zu sehen als die Durchsetzung brutaler Zerstörungs- und Gewaltformen durch westliche wie östliche Eliten, welche schon längst in den Startlöchern des "Umbaus" gesessen hatten: Die oppositionellen Strömungen in der Ex-DDR verschwanden in der Öffentlichkeit hinter einem deutschnationalen Volkstaumel in Ost und West, den die MigrantInnen als eine Flut rassistischer und faschistischer Mobilisierungen zu spüren bekamen. Die Initiativen der Menschen im Osten wurden und werden vom Westkapital so gründlich abgeschöpft, daß wir darin die Erwartung der Menschen auf eine bessere Zukunft erstickt sahen. Die Frauen, die die Aufbruchswelle maßgeblich mit losgetreten hatten, wurden am härtesten von ihr heruntergeschleudert. Sie wurden aus ihren gesellschaftlichen und beruflichen Positionen gedrängt, Sexismen und die Vermarktung und Entwertung von Frauenkörpern und Frauenarbeit gewannen ganz schnell an Boden - von Männern benutzt und gefördert, von denen sich viele im privatkapitalistischen Leistungswettlauf etwas zu gewinnen versprachen.

Die Krisen im Zerfall Osteuropas mit der wachsenden Verelendung der Menschen schlugen sich in nationalistisch verbrämten Verteilungskriegen nieder, was wiederum mit ungeheurem Leid und furchtbaren Zerstörungen und dem Zwang zur Flucht für Millionen Menschen verbunden war und noch ist. Die vor den Kriegen, Zerstörungen und Verelendungen ins Neue Großdeutschland Geflüchteten werden hier mit zunehmenden Rassismen konfrontiert, die von unmenschlicher Unterbringung bis zu Pogromen reichen, und mit gesetzlichen Verschärfungen, um sie gar nicht erst hierher zu lassen bzw. sie möglichst schnell wieder abzuschieben.

Derweil sind die Mächtigen in Westeuropa mit Deutschland an der Spitze dabei, die osteuropäischen Märkte samt ihrer Arbeitskraft zu ihrem neuen "3. Welt-Hinterhof" umzufunktionieren und auszurauben, was zu den Fundamenten für den Aufbau der Festung Europa gehört.

Der Golfkrieg und seine Inszenierung in den westlichen Medien vertiefte unsere Ohnmachtsgefühle, hinterließ ungeheure Hilflosigkeit und Scham. [32]

Wir bekamen vorgeführt, wie mit der lange und offen vorbereiteten vollständigen Zerstörung ganzer Regionen und ihrer Menschen die Durchsetzung der imperialistischen "Neuen Weltordnung" das Ende des Ost- West- Konflikts besiegelt wurde. Wir stellten uns die Warnung vor, die der Golfkrieg bei vielen vom Neokolonialismus und eigenen BeHERRschern beraubten Menschen in den Drei Kontinenten auslösen mußte: Können sie es noch wagen, für ihre Befreiung zu kämpfen, nachdem ihnen auch der kleine Spielraum genommen wurde, im Schatten des Ost- West- Gegensatzes Forderungen durchsetzen zu können? Ist mit der Auflösung des Ostblocks nicht tatsächlich viel Hoffnung begraben worden?

Mit dem Wegfall des Konkurrenzdrucks, gegenüber dem Sozialismus als das bessere soziale System erscheinen zu wollen, konnte sich der Kapitalismus neue Wege brutaler und unverblümter Ausbeutung eröffnen (Stichwort Sozialabbau).

In den Ländern Osteuropas breiteten sich mit der Zerschlagung/ Auflösung der alten Gesellschaften sexistische Gewalt und die Brutalisierung sozialer Beziehungen und Kämpfe schnell aus, und ein neuer Markt für den Frauenhandel in der BRD entstand.

So mußten wir feststellen, weltweit gesehen, daß der Zusammenbruch des 2-Blöcke- Systems erstmal die politischen Bewegungsspielräume verengt oder zugeschüttet hatte, anstatt Freiräume zu

schaffen. Aus dem Zerfall des Ost- Imperiums scheint nur der Kapitalismus seine Vorteile zu ziehen, und gesellschaftliche oder gar revolutionäre Alternativen zu ihm sind für uns unsichtbar gemacht, von der Medienpropaganda hinter der Ethnisierung der sozialen und Frauenbefreiungskämpfe verdeckt.

Insgesamt wurde uns klar, daß wir - wie viele andere - vor der Schwierigkeit standen, Hoffnungen auszumachen, aus der wir unsere Kraft zum Kämpfen beziehen können.

Insofern war eine Nähe der FrauenLesbenbewegung und damit auch von uns mit männlich- linken Theoriemustern deutlich geworden. wir waren von deren Hoffnungs- und Orientierungsverlust stärker betroffen, als uns lieb und vorher klar war.

... und wir?

Dieses veränderte politische Klima - zusammen mit den Verunsicherungen durch die Repression - stoppte erstmal all unsere praktischen Pläne. Es waren aber nicht nur diese äußeren Bedingungen, die uns schwächten, hinzu kamen unsere eigenen Fehler:

Wir schätzten unsere Bedeutung und unsere Möglichkeiten nicht realistisch ein. Wir fanden das Projekt "Rote Zora" in dieser Situation so immens wichtig, daß wir alle unsere Bemühungen darauf ausrichteten, die Struktur aufrecht zu erhalten, und merkten gar nicht, wie sehr wir uns dabei praktisch lahmlegten. Wir unterlagen unserem eigenen Mythos, was sich ebenfalls in unserem hohen Anspruch an eine mögliche Praxis ausdrückte. Wir konnten uns als Rote Zora keine Aktion vorstellen, die hinter die Entwicklung unserer bisherigen Praxis zurückfiel. Das lag aber in der speziellen Situation jenseits unserer Fähigkeiten und Möglichkeiten. Je länger der Zeitraum ohne praktische Politik war, desto höher wurde der Anspruch und desto unmöglicher die praktische Umsetzung. So schloß sich der Kreislauf zunächst einmal.

Die Kontakte untereinander hatten wir zum Schutz der Struktur auf ein Minimum eingeschränkt, von unserem politischen Frauenumfeld fühlten wir uns nicht getragen. Auch das schlug sich negativ auf unsere Lust und Kraft zum Weitermachen aus. Die aufwendige Form der politischen Organisierung ohne konkrete Umsetzung in Aktionen und eine komplizierte Kommunikationsstruktur (nicht selten landeten Papiere im Ofen, bevor sie die letzte erreicht hatten, was eine kontinuierliche Diskussion nicht gerade beflügelt) verstärkten bei vielen von uns Unzufriedenheit und massive Zweifel, ob wir als illegale militante Organisation in der Lage seien, in die politischen Prozesse einzugreifen.

Aus verschiedensten Gründen - andere Schwerpunkte setzen, militanten Widerstand nicht mehr angemessen finden, Festgefahrenheit in der Organisationsstruktur und damit einhergehender Schwerfälligkeit und Verlust von Lebendigkeit - trennten sich die meisten Roten Zoras von unserem Zusammenhang, und somit stehen wir quasi am Neuanfang.

Die grundsätzlichen Fragen nach Wirksamkeit, Legitimation, Ziel, Basis und persönlicher Umsetzbarkeit unserer Politik haben sich uns verschärft gestellt. Das sind zwar Fragen, die uns ständig begleiteten, aber in Zeiten geringer politischer Gewißheit und in Phasen der notwendigen Klärung von Perspektiven werfen wir immer wieder die politischen Erfolgsaussichten und persönliche Gefährdung und Einschränkungen neu in die Waagschale. [32a]

Zudem mußten wir uns gegen den mainstream dieser Zeit behaupten, der v.a. von gemischten Gruppierungen ausging, daß militanter Widerstand in dieser Situation nichts mehr bringe.

Die offene Frage ist nicht eine der Form, sondern wie den Zersplitterungen und Individualisierungen unserer Metropolenrealität die Gemeinsamkeit einer Strategie entgegengesetzt werden kann, welche zur Entwicklung einer Frauenbefreiungsbewegung auch in der Metropole beiträgt, die damit anfängt, die heutigen weltpolitischen Umbrüche auch in der Metropole in eine

radikal- feministische Kraft umzusetzen.

In einer Phase von Perspektivlosigkeit, nachlassendem und zersplittertem Widerstand und geballt erscheinender Übermacht des Systems greift Resignation desto mehr um sich, je mehr wir glauben, die vielen Zuspitzungen sexistischer und rassistischer Gewalt und Ausbeutung ohne sichtbare Gegenwehr hinnehmen zu müssen.

Es liegt an uns, Teil dieser Resignation zu sein oder sie zu durchbrechen!

Ausblicke

Krise und Rekonstruktion des Patriarchats

Um wenigstens anzudeuten, in welche Richtung wir weiter denken wollen und differenzieren müssen, werfen wir einen Über- Blick auf die gegenwärtigen Verhältnisse.

Die weltweite Entwicklung der letzten 20 Jahre ist gekennzeichnet durch eine permanente Zunahme von Kriegen, durch technologisch perfektionierte Ausbeutung und Zerstörung von Menschen sowie ihrer Lebensgrundlagen, durch tendenzielle Auflösung und Umwandlung traditionell - patriarchaler Geschlechterverhältnisse, die Verunsicherung des weißen patriarchalen Mannes in seiner Vorherrschaft, die Beendigung der Phase der sog. Wohlstandsära in den Metropolen, welche einhergeht mit der Zunahme rassistischer Gewalt, Nationalismen, weiterer Zuspitzung der Gewalt gegen Frauen, ihrem Zurückdrängen aus gewonnenen Positionen und ihrer zunehmenden sozialen Spaltung und Polarisierung in verarmende und gutsituierte Frauen.

Wir haben diskutiert, ob sich diese Entwicklungen als Krise und Neukonstituierung des Patriarchats zusammenfassen und anders entschlüsseln lassen.

Die sog. moderne, westlich- weiße Metropolengesellschaft, der weiße Mann als "Erfinder der Aufklärung, der Zivilisation, des Fortschritts, der Entwicklung der Produktivkräfte, von Freiheitgleichheitbrüderlichkeit, Individualismus, Wohlstand und Demokratie" ist an Grenzen seines patriarchal- produktivistischen Modells gestoßen worden. Es läßt sich kaum noch verschleiern, daß dieses Modell die Grundlagen menschlicher sozialer Existenz zerstört (hat): durch Industrialisierung und Raubbau verwüstete Landstriche, (Natur-) Katastrophen als nicht mehr im Griff zu behaltende Folge des produzierten ökologischen Ungleichgewichts und die Vernichtung und erzwungene Flucht von Millionen von Menschen aus ihrer Heimat. Viele Menschen erfahren in stärkerem Ausmaß, daß die als Entwicklung verkauften Maßnahmen ihnen die Grundlagen ihrer Existenz nehmen, ihre

Abhängigkeit verstärken, und sie demonstrieren Ablehnung, fliehen - als Ausdruck ihrer Forderung nach menschenwürdigem Leben - und entwickeln Widerstand, sind nicht zum Schweigen zu bringen.

Der permanente Raub der "Ressourcen" aus der armen Welt für die reiche Welt hat die Armut in den Drei Kontinenten immer schneller an- und inzwischen auch in die Metropolen hineinwachsen lassen. Die Strukturen und Verhältnisse in den Ländern der Drei Kontinente spiegeln sich in den Metropolen wider - zunehmende Zahl von Armutsflüchtlingen und auch von verarmenden weißen Menschen - und umgekehrt gibt es in den Drei Kontinenten Inseln wachsenden Reichtums und Konsums inmitten der Armut. Dort tragen insbesondere die Frauen ihre Forderungen nach menschenwürdiger Existenz und gegen die wachsenden rassistischen und sexistischen Gewaltformen in die Öffentlichkeit.

Diese Bedingungen, breiter Widerstand und Strategien dagegen sowie die Stärke, die Frauen in unzähligen Kämpfen entwickelt haben, zwingen das imperialistische Patriarchat dazu, seine

Herrschaftsmodelle umzubauen, um die Grundlagen für das Weiterfunktionieren patriarchaler Konzepte wieder neu herzustellen.

Die Re- bzw. Neukonstituierung des patriarchalen Geschlechterverhältnisses spielt für und in den Kämpfen eine zentrale Rolle.

Das Modell des patriarchalen Wohlfahrtsstaats mit der daran geknüpften Geschlechterbeziehung in den Metropolen Mann = „Ernährer“. Frau = Hausfrau und „Zuverdienerin“ - ist der Normalität von Arbeitslosigkeit, Entgarantierung von Arbeitsverhältnissen und wachsendem Arbeitsdruck und Existenzsorgen v.a. vieler Frauen, aber auch von Männern, gewichen. In der materiellen Zuspitzung wachsen die rassistischen und sexistischen Kämpfe um neue Macht- Teilhabe vor allem der Männer an.

In der Metropole fangen wir erst an, uns mit den neuen Formen sozialer Polarisierung - z.B. über Kontakte zu geflüchteten Frauen - auseinanderzusetzen.

Frauen haben sich überall auf der Welt politisches und soziales Terrain erkämpft, das ihnen nicht ohne massive Repression genommen oder nicht bruchlos in Modernisierungsstrategien des kapitalistischen Patriarchats umgesetzt werden kann.

Es ist wichtig und hilfreich, uns dessen bewußt zu sein und uns klar zu machen, daß das Umschlagen, die gewaltsamen Anstrengungen und brutalen Maßnahmen der Männer(bünde) zur Wiederherstellung und Erneuerung ihrer Macht Ausdruck davon sind, wie angeschlagen ihre Machtbasis ist.

Daher gibt es allen Grund, Hoffnungen und Chancen, an der bisher entwickelten Frauenstärke anzuknüpfen und der Erneuerung und Verfestigung patriarchaler Machtverhältnisse entgegenzutreten.

Reproduktion und Produktion

Unsere Gedanken kreisten weiter um das Verhältnis von Reproduktion und Produktion in den sog. metropolitanen Wohlfahrtsstaaten. Linke Theorien, die alle gesellschaftlichen Analysen an die Produktionsverhältnisse knüpfen, können die sozialen Bedingungen von Frauen und des Frau-Seins in dieser Gesellschaft nicht erfassen. Feministische Analysen haben herausgearbeitet, daß die Reproduktionsleistungen von Frauen (z.B. Schwangerschaft, Gebären, Kinderversorgung und -erziehung, psychische und physische Versorgung der Männer, unbezahlte Sozialarbeit in der Gesellschaft ...) über die Anbindung an die Produktion, an die Lohnarbeit von Männern - neben der stärkeren Ausbeutung von Frauen in der Lohnarbeit selbst - intensiv ausgebeutet werden. Die kapitalistische Lohnarbeit baut auf der kostenlosen reproduktiven Arbeit der Frauen auf. Die Definition der "Reproduktionsphäre" und die Macht über sie, die Kontrolle über die Frauen, ist ein zentrales Prinzip des weißen Patriarchats.

Wir denken, daß diese Analysen, so verkürzt sie auch angedeutet wurden, nicht weit genug gehen: Re-Produktion ist weit mehr als das, was in der patriarchal- kapitalistischen Dualität von Produktion und Reproduktion definiert wird. Reproduktion ist in dieser Dualität bereits Teil männlicher Herrschaftsorganisation.

Der kapitalistisch- patriarchale Produktivismus - Prinzip der Herrschaft des Mehrwert-Produzierens/ der Kapitalakkumulation/ der Ware über die Gesellschaft, über die Menschen und über die Natur - ist darauf ausgelegt, Arbeit, die zur Aufrechterhaltung der sozialen Existenz von Menschen, für ihre Ernährung, ihr Wohlbefinden, ihre Re- Generation (in jeder Hinsicht), ihre Kultur, ihre Lebensfreude, getan wird, als solche zu zerstören, sie für seine Zwecke umzuformen, in seine Ausbeutungsstrukturen einzubinden.

Solange die gesellschaftliche Re-Produktion (Aufrechterhaltung und Gestaltung individueller und kollektiver Existenz) Grundlage der Produktionsweise war, gab es zwar bereits geschlechtliche Arbeitsteilung, auch hierarchische; was und wie hergestellt wurde, war aber - trotz aller Ungleichheit - immer noch an Existenzbedürfnissen aller orientiert und gewährleistete eine Weiterexistenz.

N4it dem kolonialen Raub erfolgte ein erster großer Schub des patriarchalen Produktivismus, der die materielle Basis für die "Entwicklung" der westlichen "zivilisierten", bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft bedeutete: Raub und Zerstörung der Reproduktion(sfähigkeit) anderer Gesellschaften, (ihrer anderen Re-Produktionsweise, ihrer sozialen Strukturen, ihrer Kultur), ohne jede Achtung vor lebendigen Zusammenhängen.

Parallel wurde hier die Entmachtung und Unterwerfung der Frauen massiv durch die Hexenverfolgung forciert: die Verdrängung der Frauen aus der Öffentlichkeit, die Enteignung ihrer reproduktiven Fähigkeiten, die Zerstörung ihrer Autonomie und die Brechung ihres Widerstandes, um die "vernünftige Zuarbeit" der Frauen im heterosexistisch-kapitalistischen Patriarchat zu erzwingen. Zur Absicherung ihrer Existenz und zur Erlangung dieser "geliehenen Macht" nahmen/nehmen viele weiße Frauen diese Zuordnung an; viele andere wurden ermordet.

Beide Prozesse - kolonialer Raub und Hexenverfolgungen - gehören zusammen, auch wenn sie an sich nicht vergleichbar sind: Für den kapitalistisch-patriarchalen Produktivismus war/ ist die Zerstörung von reproduktiver Autonomie Grundlage seiner Existenz, ein permanenter Prozeß, sein "Lebenselexier" zur Entwicklung einer Produktivität der scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten (einschließlich der militärisch-technologischen Zerstörungsmacht). Es gab und gibt keine "Entwicklung" der weißen ohne die Zerstörung der Schwarzen Gesellschaften, kein kapitalistisches Patriarchat ohne die Abtrennung der Frauen (Schwarzer und weißer Frauen unterschiedlich) von ihren Subsistenzgrundlagen und ihrem umfassenden re-produktiven Wissen.

Das kapitalistisch-patriarchale System des kolonialistisch-imperialistischen Raubes konnte/kann nur mit weitgehender Einbindung der weißen Frauen funktionieren, so daß die Verhältnisse in den Drei Kontinenten mit auf dem hier durchgesetzten patriarchalen Geschlechterverhältnis basieren. Das metropolitane Geschlechterverhältnis ist in dieser Form (materielle Absicherung über den Mann, eigene Karrieremöglichkeiten für Frauen, rassistischer Herrinnenstatus) wiederum nur aufgrund des kolonialen Raubes und des Rassismus möglich. Die gegenseitige Bedingtheit der Geschlechterverhältnisse in ihren Auswirkungen auf die sozialen/ materiellen Bedingungen der Frauen zu sehen, ist u.E. wichtig für die Entwicklung einer aufeinanderbezogenen Perspektive. [34]

Der Zerstörungsprozeß durch den patriarchalen Produktivismus ist inzwischen soweit fortgeschritten, daß es auf der Welt fast nirgendwo mehr sich selbst reproduzierende Gesellschaften gibt, entsprechend gibt es auch so gut wie keine "Subsistenzarbeiterinnen" mehr. Frauen Afrikas, Asiens, Lateinamerikas, Ureinwohnerinnen Nordamerikas und Australiens kämpfen eher um Überlebenschancen gegen diese allumfassende Zerstörung.

Daß Frauen weltweit ihren Widerstand gegen diesen Prozeß setzen, eigene Handlungsbereiche, Lebensstrategien und Stärke entwickeln, was Vandana Shiva als Kampf um das "weibliche Prinzip" bezeichnet, ist weiter vorne im Kapitel Internationalismus beschrieben. Sie leitet dieses Verständnis aus der indischen bzw. asiatischen Kultur her, von daher ist es nicht einfach auf unsere Verhältnisse übertragbar, doch gibt sie damit eine Richtung an, von der wir lernen können: Kampf um Re-Produktion im weitesten Sinne, gegen die Dualität von Reproduktion und Produktion gerichtet, könnte eine der Grundlagen des Kampfes von Frauen gegen das Patriarchat auch hier sein.

In der kapitalistischen "Reproduktionsphäre" entwickeln sich Widersprüche und Brüche, die dennoch für die Entwicklung feministischer Kämpfe wichtige Bezugspunkte darstellen.

Die restlose Umwandlung der Re-Produktion in kapitalistisch Verwertbares und der Kampf um

Existenz wird in erster Linie auf dem Rücken von Frauen ausgetragen. Sie sind "mit Haut und Haar" zunehmend der Verwertung ausgeliefert, müssen durch Mehrarbeit geringer werdendes Einkommen ausgleichen, sind mit zunehmender Gewalt von Männern konfrontiert.

Bei dieser Diskussion haben wir gemerkt, wie sehr wir selbst in der dualistischen Definition der Begriffe eingebunden sind, daß wir eine feministische Vorstellung von Re-Produktion, die für uns eine gänzlich neue Sicht erfordert, nicht mal ansatzweise entwickeln können. Unsere Vorstellungen sind bestimmt durch die Ablehnung der männlich definierten Produktionssphäre wie auch der für Frauen definierten Reproduktionssphäre. Welches Verständnis von Re-Produktion müßten wir uns erarbeiten - und welche Visionen, Kampfmöglichkeiten und politische Strategien von/für Frauen können sich daran knüpfen?

Zustände, Umbrüche, Widerstände in der BRD

In Zeiten der Rekonstitution versuchen die Herren erneut, auch hier ihre Macht zu stabilisieren, neue Ausbeutung mit struktureller und direkter Gewalt durchzusetzen, die Hierarchien im Geschlechterverhältnis wiederherzustellen, von Frauen/Lesben erkämpfte selbstorganisierte Strukturen zu zerschlagen.

Gleichzeitig wird die Spaltung zwischen Frauen immer krasser. Einerseits bietet unsere Gesellschaft weißen Frauen Karriere, gut bezahlte Jobs und sogar manchmal Führungspositionen an. Andererseits wächst die Armut vieler alter Frauen, von Migrantinnen und geflüchteten Frauen, Alleinerziehenden, Sozialhilfebezieherinnen etc.

"Hinter jedem (erfolgreichen) Mann steht eine Frau, die sich um und für ihn sorgt". Dieser Satz gehört mittlerweile zur Frauenallgemeinbildung, wohingegen geschickt kaschiert wird, daß immer öfter hinter der berufstätigen Mittelschichtsfrau, mit und ohne Kinder, eine Migrantin steht, die für sie die lästige Hausarbeit erledigt und die Kinder versorgt. Nicht selten profitieren sie dabei von der Schwierigkeit der Migrantin, eine Arbeitserlaubnis zu erhalten, dank Ausländergesetz (Apartheid auf deutsch). Diese Form der sozialen/ rassistischen Ausbeutung wird dann noch als soziales bzw. anti- rassistisches Verhalten legitimiert ("ohne diesen Job geht es der Migrantin noch schlechter"..).

Viele Frauen stehen wieder vor der "Wahl", sich ihr Brot als flexible Billigarbeitskraft zu verdienen oder sich in die Abhängigkeit von Männern zu begeben. Die Frauen in der ehemaligen DDR besaßen über ihre Arbeit und berufliche Qualifikation eine bestimmte Unabhängigkeit von Männern. Durch die Verdrängung vom garantierten Arbeitsmarkt, die Schließung von Kinderkrippen sollen sie zu jeder schlechtbezahlten und unqualifizierten Arbeit gezwungen und parallel dazu an Mann, Kinder und Herd gebunden werden. Doch die Frauen lassen sich das nicht gefallen. Sie verweigern die Ehe und das Kinderkriegen. Die Bevölkerungsplaner klagen über Rückgang der Geburten (bis zu 60%) und der Eheschließungen.

Feministische Inhalte werden integriert und institutionalisiert (Gleichstellungsstellen, staatliche Frauenprofilierungsprojekte) und ihnen wird damit ihre politische Brisanz genommen. Der Geschlechterkampf soll zumindest von seiten der Frauen als beendet erklärt werden. Angesichts staatlicher, rassistischer, antisemitischer und sexistischer Einbindungsstrategien, die mit emanzipativer Diktion auftreten, ist eine Hinterfragung feministischer Forderungen ebenso wie das Beharren auf feministischen Positionen wichtiger denn je.

Männer bauen ihre Machtpositionen aus. Sexuelle Gewalt- und Machtverhältnisse, die durch die Frauenbewegung offengelegt und bekämpft wurden, werden unverhohlen zu sexuellen Freiheiten umgedeutet. Frauen, die sich dagegen zur Wehr setzen, werden gleichgesetzt mit den Moralaposteln der Kirche, deren Frauenbild und Ideologie ja gerade sexuelle Gewaltverhältnisse hervorbringt und begünstigt.

Die sexuelle Verfügungsgewalt von Männern über Frauen ist in den letzten 25 Jahren massiv angegriffen worden (Kampagnen gegen Gewalt gegen Frauen, Lesbenbewegung, Aufdeckung von sexueller Gewalt gegen Kinder, vor allem Mädchen ...). Jetzt versuchen Männer, verlorenes Terrain wiederzugewinnen, indem sie sexuelle Gewalt verharmlosen, als Hysterie von Feministinnen diffamieren und die gesellschaftliche Dimension verleugnen. Durch Gewalt gegen Frauen und Mädchen zeigt sich jeder Frau jeden Tag die ganze Kaputtheit, Verrohung und Unmenschlichkeit des Patriarchats. Der Kampf dagegen rüttelt an einigen Grundpfeilern des weißen Patriarchats: Geschlechterrolle, bürgerliche Kleinfamilie, Zwangsheterosexualität, geschlechtliche Arbeitsteilung

Um dem gesellschaftlichen Prinzip 'teile und herrsche' entgegenzutreten, muß eine feministische Perspektive die soziale Realität von Frauen einbeziehen, an ihrem Widerstand anknüpfen.

In diesem Zusammenhang sehen wir die Kämpfe und Mobilisierungen

- der Roma für ihr Bleiberecht;
- von Flüchtlingen gegen ihre unmenschliche Unterbringung und Behandlung, gegen Abschiebung;
- der geflüchteten Frauen und Migrantinnen für ein eigenständiges Aufenthaltsrecht, für das Recht auf Asyl aufgrund sozialer und institutionalisierter Formen der Unterdrückung von Frauen als auch aufgrund sexueller Gewalt als Mittel der Verfolgung sowie der psychischen und physischen Unterdrückung und Verfolgung aufgrund von Homosexualität
- von Migrantinnen und Afro-deutschen Frauen gegen strukturellen und direkten Rassismus;
- der jüdischen Frauen gegen strukturellen und direkten Antisemitismus;
- von Krüppelinnen gegen eugenische Praxis und Euthanasie und die Verbreitung solcher Ideen (keine Diskussion um das Lebensrecht!);
- von Frauen gegen den § 218, gegen das Experiment von Erlangen als Ausdruck patriarchaler Medizin und männlichen Machbarkeitswahns, gegen Menschen- und Organhandel;
- gegen sexuelle Gewalt;
- von Prostituierten für die Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen.

Viele Frauenkämpfe dringen mit Sicherheit nicht an unser Ohr - Arbeitskämpfe, alltägliche Reproduktionskämpfe ... und finden insgesamt in der weißen FrauenLesbenbewegung wenig Unterstützung.

Zwar gibt es viele radikale Frauen hier, doch äußert sich das z.Zt. kaum in nach außen gerichteten Aktivitäten. FrauenLesbenbewegung ist derzeit eher ein Gefühl, als daß sie sich in gemeinsam erfahrbarer Stärke manifestiert. Ursache für Resignation, Rückzug oder bewahrende Haltungen sind u.E. einerseits die Schärfe des patriarchalen Angriffs, andererseits auch die Unfähigkeit, ein soziales politisches Leben in kollektiven Formen gegen das System zu leben. Ausgeprägter Individualismus, dogmatisches Denken, Separatismus, Intoleranz oder Gleichgültigkeit gegenüber unterschiedlichen Positionen, die Begrenztheit des produktiven Streitens, genaues Zuhören fällt uns schwer - diese soziale Realität, als Spiegelung der gesellschaftlichen Verhältnisse, stellt nicht gerade eine günstige Bedingung für die Durchsetzung unserer feministischen Ideen dar.

Es gibt Ansätze von FrauenLesben, die nicht von Agonie oder Opportunismus gekennzeichnet sind, eine Politik zu betreiben, die sich weniger an abstrakten Theorien orientiert, die andere und eigene soziale Erfahrungen zum Ausgangspunkt nimmt. Seit einiger Zeit gehen FrauenLesben bewußt aus dem selbstgewählten Ghetto heraus, versuchen ihre feministische Praxis in direktem Kontakt mit FrauenLesben aus anderen Ländern zu entwickeln, gemeinsam politische Strategien zu überlegen, die unmittelbar mit der Bewältigung von Alltagsproblemen verbunden sind. Wenn Wir es schaffen,

diese sozialen Verhältnisse nicht zu hierarchisieren oder zu sozialarbeiterinnisieren und die Kämpfe der behinderten Frauen (und Männer), der Migrantinnen (und Migranten) und Flüchtlinge und der Frauen, die die rassistischen, antisemitischen und sexistischen Verhältnisse nicht mehr mittragen wollen, zu einem gemeinsamen Interesse werden lassen, liegt darin eine ungeheure Sprengkraft.

Wir müssen in Unserer Politik diskutieren, daß die individuelle Lebensbewältigung/-organisation immer mehr Zeit und Kraft abverlangt (Mehrarbeit durch miese Jobs, isoliertes, vereinsamtes Leben, Arbeitslosigkeit und damit höherer zeitlicher Aufwand, das Leben mit weniger Geld zu organisieren, Sozialhilfebezug und zukünftige Zwangsarbeit) und die Praxis in FrauenLesbengruppen beschneidet.

Auf die patriarchal gesellschaftlich organisierte Zersplitterung, Spaltung und Zerstörung gemeinsamer sozialer Erfahrungen suchen wir kollektive Antworten, in denen die Orientierung am reproduktiven, kollektiven und kreativen Handeln, dem "weiblichen Prinzip", zum Ausdruck kommt.

Ausblicke

Zum Schluß wollten wir Gedanken zur Einschätzung der aktuellen Situation formulieren in Richtung einer konkreten Perspektive, die aber nicht allein am Schreibtisch entworfen werden kann und für die noch wichtige (unverzichtbare) Analysen gemacht werden müssen, um zu einer politischen Einschätzung und Strategie zu gelangen - wie z.B.: Begreifen der Situation von geflüchteten Frauen, von armen Frauen, von alten Frauen, von Mädchen, von Arbeiterinnen, von Migrantinnen, von behinderten Frauen, von Frauen aus der Ex-DDR, Aufarbeitung der feministischen Bewegung ...

Das haben wir in diesem Papier nicht geschafft. Wir haben uns vorwiegend mit unserer eigenen Geschichte beschäftigt, bisherige Standpunkte hinterfragt und angefangen weiterzudenken. Wir wollen dieses Papier mit einigen Überlegungen und Ideen, die wir für unsere feministische Orientierung und unser eigenes Handeln wichtig und spannend finden, dieses Papier beenden.

In den vielen Diskussionen um den Schlußteil haben sich, verknüpft mit dem bisherigen Text, unterschiedliche Positionen unter uns herauskristallisiert und festgefahren. Im Text betonen wir, daß wir in unserer politischen Sozialisation von linken Ideen mitgeprägt sind und durch diese Theoriebrille gefärbte Blicke auf die Welt werfen. Wir haben festgestellt, daß uns alte Analysemuster und Betrachtungsweisen in eine Sackgasse führen, daß wir uns nicht an linken Denkmustern orientieren, sondern neue Wege verfolgen wollen. Das ist uns nur manchmal gelungen.

In der antiimperialistischen Sichtweise, die den Schwerpunkt auf materielle! ökonomische Ausbeutung im umfassendsten Sinne (Zerstörung von Lebensgrundlagen, Zurichtung auf und Ausbeutung von sexistischen, antisemitischen und rassistischen Gewaltverhältnissen...) legt, verliert sich häufig die antipatriarchale feministische Betrachtungsweise. Deswegen ist der Text mit Widersprüchen gefüllt, zwischen Festhalten und Verabschieden von linker eurozentristischer Theorie. Schwierigkeiten sind uns v.a. da begegnet, wo deutlich wird, wie wir selbst Teil der metropolitanen Verhältnisse sind und diese reproduzieren.

Wir leben hier in einer technologisch hochgerüsteten Gesellschaft, die nur überlebt, wenn sie zerstört und raubt (von sog. Bodenschätzen, Nahrung bis hin zu Musik und dem Erleben von Exotik, von Gastfreundschaft bis zu kämpferischen Erfahrungen). Es ist eine hoch- informatisierte patriarchale Gesellschaft, in der überwiegend herrschende Ideologien transportiert werden, die eben auch unsere Köpfe kolonisieren und unser Denken und Fühlen ebenso nach produktivistischen Maßstäben funktionieren lassen.

Aufgrund der Komplexität der Gesellschaften kann der Blick auf die Welt allzu leicht in Beschreibungen und Analysen herrschender Macht und Strategien steckenbleiben, ohne sie in einem ständig wechselseitigen Prozeß mit den Verweigerungen, der Gegenwehr, der (Durch-) Setzung kollektiver Lebenspraxis der Menschen, besonders der Frauen, zu begreifen.

Ein tiefes Verständnis anderen Gesellschaften gegenüber bleibt uns meistens verschlossen und damit auch ein differenziertes "Wissen" um die Lebensbedingungen und Kämpfe der Frauen.

Das Problem von Homogenisierungen in unseren Köpfen ist uns bewußt; andererseits sehen wir die Gefahr, ohne den Versuch einer gegen die patriarchal- imperialistische Herrschaft gerichteten globalen Sichtweise (die immer vereinfachend ist) nicht weiterzukommen, eigene Ideen und Ziele nicht relativieren zu können, kein Korrektiv zu haben und falsche Wege zu gehen.

Es ist uns selbst nicht klar, ob wir den Anspruch auf eine universalistische feministische Theorie aufgegeben haben. Oder ob sich diese Denkweise noch immer schleichend, verschleiert durch unsere Gedanken zieht - eine weiße europäische Tradition, die mit Kolonialismus, Imperialismus und den von hier definierten, an Zerstörung gekoppelten Menschenrechten einhergeht. Das universalistische Denken (dem Universellen liegt immer ein Machtanspruch zugrunde) in der weißen feministischen Theorie geht letztlich davon aus, doch eine allgemeingültige Antwort auf die weltweiten Formen von Unterdrückung, Ausbeutung und Gewalt zu finden; und sei es über die Formulierung allgemeiner Ziele wie "keine Unterdrückung/keine Hierarchien, gegen Rassismus und Sexismus", um doch noch eine Grundlage zu haben, auf der alle Schwarzen und weißen Frauen den gemeinsamen Kampf führen.

Gloria Joseph betont, daß sie dringend eine "spezifisch Schwarze feministische Analyse brauchen, weil die psychologische Dynamik zwischen Schwarzen Männern und Schwarzen Frauen, die sich im Zusammenhang der bestehenden ökonomischen Bedingungen abspielt, qualitativ und kulturell von der weißen verschieden ist." [33]

Wir wären einen Schritt weiter, wenn wir unsere unterschiedlichen Bedingungen und Wege akzeptieren würden, nicht als Lippenbekenntnis, sondern sie mit dem Herzen begreifend.

Ein selbstverständlicher Umgang in Respekt und Toleranz täte unseren weißen Strukturen gut, würde Abgrenzung/ Ausgrenzung gegenüber anderen Frauen beenden und uns befähigen zuzuhören, soziale Verhältnisse und Positionen nicht nur nach eigenen Kriterien zu beurteilen und die Vielfältigkeit der unterschiedlichen Kämpfe als Voraussetzung für gemeinsames Handeln zu nehmen.

Anmerkungen

[1] An den Veröffentlichungen unserer alten Texte sehen wir, daß das Interesse an unserer Politik weiterhin besteht. Uns fehlt aber eine kritische Auseinandersetzung damit.

[2] Obwohl viele der damals entstandenen Frauenprojekte ihre Existenz und ihren Integrationsprozeß der Stärke öffentlich- radikaler FrauenLesbenbewegung/ -aktionen und dem dadurch gewährleisteten Schutz verdanken, distanzierten sich viele FrauenLesben von militanter Politik, um ihre Strukturen vor möglicher Kriminalisierung zu bewahren und sich gesellschaftliche Akzeptanz zu sichern. Heute zeigt sich, wie sehr es auf die Stärke der Gemeinsamkeit ankommt: Viele der von staatlicher Finanzierung abhängigen Projekte sind kaum noch in die autonome FrauenLesbenbewegung integriert bzw. diese Bewegung selbst ist im Moment ziemlich schwach. So ist die Strategie der Herrschenden teilweise aufgegangen, die darauf zielte (und immer wieder darauf zielen wird), radikale Bewegungen durch die Integration von Teilen in kontrollierbare Bahnen zu kanalisieren und die 'integrationsunwilligen' abzuspalten. zu isolieren. Wenn ihnen das gelingt, dann ist es möglich - wie sich heute zeigt - daß schnell wieder all das genommen werden

kann, was vom Zugeständnis der Herrschenden abhängt.

[3] Ein anderes Beispiel für das Aufgeben radikaler SystemgegnerInnenenschaft ist auch die damals beginnende Alternativbewegung: ursprünglich / von der Idee her gegen den kapitalistischen Markt, gegen Ausbeutung, Entfremdung und Konsum gerichtet, entwickelte sie sich schnell zur Alternativ-Ökonomie, zum Vorreiter und Bestandteil für kapitalistisch- innovative Erneuerung.

[4] "Drei Kontinente", nämlich Afrika, Asien und Lateinamerika bezieht sich auf den politischen Begriff der Trikontinente, der von den antiimperialistischen Befreiungsströmungen in den 60er Jahren benutzt wurde: aus der Erfahrung der Gemeinsamkeit imperialistischer Unterdrückung und Auspressung und der Kämpfe dagegen in allen drei Kontinenten schöpften viele Kämpferinnen ihre Kraft und Hoffnung auf Befreiung vom übermächtigen Feind.

[5] Daß z.B. die Herrschaft der Sandinisten in Nicaragua im Verhältnis zur Somoza- Diktatur eine qualitative Verbesserung der Lebensbedingungen bedeutete, ist keine Frage. Insofern hat es revolutionäre Prozesse gegeben. Das widerspricht aber unserer Problematisierung nicht. (Siehe dazu auch die Ausführungen zu Marxismus Leninismus und Befreiungsbewegungen.)

[6] Festnahme anti- rassistischer DemonstrantInnen. die die Flüchtlinge in den Unterkünften bei der ZAST in Rostock- Lichtenhagen schützen wollten. Anderntags fanden die rechten Pogrome statt, die sie benötigen, um die Vertreibungs- und Abschottungsgesetze gegen Flüchtlinge durchzusetzen.

[7] In der Zeit vorher und auch später hat es immer wieder Aktionen von militanten FrauenLesben- Kleingruppen gegen diese Läden gegeben: "Aufräumen", Schlösser verkleben, sprühen, Fenster einschmeißen, stinken ...

[8] z.B. die zunehmend brutalisierte Gewalt der Väter und (Ehe-) Männer, der florierende Handel mit Kinderpornos und die erhöhte Nachfrage nach Kinderprostituierten sind verschiedene Ausdrucksformen in der momentanen Entwicklung sexistischer Alltagsgewalt.

[9] Sprengstoffanschlag gegen die philippinische Botschaft in Bonn 1982, gleichzeitig Brandanschlag gegen das Auto des "Ehevermittlers" Kirschner in Köln.

[10] Erinnern wollen wir an die gelungene Aktion der Rasenden Zora, die einen Händler überfiel und exemplarisch bestrafte.

[11] In diesem Sinne könnten wir auch von "Heiratsmigration" sprechen.

[12] Mit unseren Planungen sind wir indem an eine besondere Grenze gestoßen: es hat uns ständig Probleme bereitet, Ziele auszugucken, die sozusagen inhaltlich optimal sind, bei deren Angriff aber die Gefährdung von Personen oder die Freisetzung von unbekanntem und evtl. gefährlichen Materialien ausgeschlossen werden konnte (Hochsicherheitsbereiche, Unterbringung vieler Laboratorien! Institutionen in gemischt genutzten Bereichen wie z.B. Krankenhäusern). Dadurch war die Auswahl eingeschränkt.

[13] Es ist augenfällig, daß heute, wo es praktisch keine Bewegung dagegen mehr gibt, die Genbetreiber mit aller Macht versuchen, die weitere Liberalisierung des Gentechnik- Gesetzes durchzusetzen.

[14] Die Durchsuchungen, Verhaftungen und Fahndungen vom 18.12.87, dazu später noch mehr.

[15] Sprengstoffanschlag auf die Adler- Hauptverwaltung in Aschaffenburg im Juni 1987; Brandanschläge gegen Adler- Verkaufsmärkte gleichzeitig in Aachen, Bremen, Frankfurt/M., Halstenbek, Holzwickede, Isernhagen, Kassel, Neuss, Oldenburg im August 1987. Adler ist ein Textmulti mit großen Verkaufsmärkten in der BRD, der u.a. in Fabriken in Südkorea produzieren läßt. Zur Zeit der Anschläge waren die Textilarbeiterinnen einer dieser Fabriken in Südkorea - Flair Fashion - im Streik, den wir durch unsere Aktionen unterstützt haben (s.u.).

[16] Kurz nach unseren Aktionen machte eine Frauengruppe dieses Namens einen ähnlichen Anschlag gegen den Berliner Verkaufsmarkt der Firma Adler.

[17] höherer Stundenlohn, Zulassung unabhängiger Gewerkschaft, keine sexuelle Gewalt, keine Entlassungen infolge der Arbeitskämpfe bzw. Wiedereinstellungen

[18] Ein Beispiel wäre das Verhältnis von der FMLN zur Bevölkerung in den befreiten Gebieten von El Salvador Ende der 80er Jahre, wohin die Menschen geflohen waren, um unter dem bewaffneten und politischen Schutz und mit Unterstützung der FMLN selbstbestimmte Basisstrukturen aufzubauen.

[19] Dieses Überlegenheitsdenken ist mit dem Beginn der Neuzeit entstanden (Ende 15., Anfang 16.Jh.) - Kolonisierung, der Mord an 4 Mio Frauen (Hexenverfolgung = Enteignung von Frauenstärke und Zurichtung auf die Neue Zeit), die Vertreibung der Juden aus Spanien. Pogrome und Sonderbehandlungen gegen sie in anderen europäischen Regionen. Die Ideologie der Höherentwicklung basiert auf diesen Voraussetzungen. Die kapitalistische Entwicklung des "Abendlandes" wäre Ohne die bis heute fortgesetzte Vertreibung. Zerstörung. Unterwerfung und Ausbeutung von Menschen und Natur nicht möglich gewesen. Das Überlegenheitsdenken stellt also die wahren Verhältnisse auf den Kopf. Die reale Abhängigkeit der Metropole von den Kolonisierten und den Frauen steht im Gegensatz zu ihrer paternalistisch- missionarischen Unabhängigkeitsideologie.

[20] Wir wollen anderen FrauenLesben nicht absprechen, für sich andere Entscheidungen zu treffen. Wir kritisieren aber, wenn dabei weiterhin Widersprüche vertuscht und eigene Frauenbefreiungsziele nicht ins Verhältnis gesetzt werden zu konträren Machtansprüchen und Positionen von Befreiungsorganisationen.

[21] vgl. Vandana Shiva: Das Geschlecht des Lebens

[22] Nora Astorga, sandinistische Guerillera und spätere Diplomatin, wurde als "Mata Hari" bekannt, weil sie einen verhassten somozistischen Folterer- General zu sich lockte, den ihre Genossen dadurch mit dem Tod bestrafen konnten.

[23] "Recompas" und "Recontras" kämpfen bis heute mit bewaffneten Besetzungen, Geiselnahmen und Aufständen um ihre Forderungen nach Abfindungen, Land und Zukunftsperspektiven. Die Chamorro- Regierung konnte die Führer oft mit Zugeständnissen abspesen oder kaufen, und ihre Landnahmen und Arbeitssuche verschlechterte zudem noch die Überlebensbedingungen dort lebender Frauen.

[24] Das läßt sich sinngemäß in etwa mit "jetzt erst recht kämpfen wir als Frauen" übersetzen, in Bezug auf die recompas und recontras.

[25] Von Nolte und seinen Schülern verbreitete Position zum Holocaust, der relativiert und verschleiert wird über vergleiche mit 'anderen' Völkermorden und kriegerischen Auseinandersetzungen, und die die Singularität des Holocaust verneint. Diese Position wurde von anderen und liberalen HistorikerInnen kritisiert. Wichtig daran bleibt aber ihre öffentliche Formulierung und die damit verbundene Tabubrechung, die gesellschaftlich offensiv betrieben wurde. Heute fordern Stimmen z.B. in der Wirtschaftswoche, daß auf die. Wirtschaftspolitik der Nazis als "spannende Zahlen und Maßnahmen" zurückgegriffen werden können muß, unabhängig von der Vernichtung der jüdischen Menschen. Die heutige Öffnung Osteuropas für die deutsche Wirtschaft spielt in Analogie zum NS dabei eine entscheidende Rolle.

[26] Fehlt im Original!

[27] Die Veröffentlichung und Vernichtung von NS-Akten im Humangenetischen Institut Münster 1986 und von der 'Zigeunerdatei' in Köln 1989 waren Ausnahmen, die an dieser Tatsache wenig

ändern können. Daß eine RZ- Gruppe sich ausgerechnet mit dem populistischen Argument "fehlender Resonanz" auf die Flüchtlingskamnaane und die Veröffentlichung der "Zigeunerakten" von illegaler Politik verabschiedet hat, finden wir beschämend.

[28] Auch zu den Sinti und Roma verhalten sich nur sehr wenige Menschen solidarisch, und von diesen wenigen der größte Teil erst dann, als diese selbst mit vielfältigen Aktionen ihr Bleiberecht einforderten.

[29] Am 18.12.87 fanden bundesweit Hausdurchsuchungen in Privatwohnungen an Arbeitsplätzen statt. Ulla und Ingrid wurden an diesem Tag bzw. nach 2 Tagen verhaftet, andere später zur Fahndung ausgeschrieben. Staatlicherseits wurden die Verhaftungen als Erfolg gegen die Rote Zora und RZ gefeiert.

[30] Ausdruck der Ausblendung von praktischem, illegalem Widerstand als Bestandteil des FrauenLesbenkampfes war auch, daß mehrheitlich die Gen- und Reproduktionstechnologien zum ausschließlichen inhaltlichen Thema der Solidaritätskampagne gemacht wurden. Das Thema Adler, das für uns ja als letztes vor dem 18. auf der Tagesordnung gestanden hatte, wurde fast vollständig "umgangen", obwohl es dazu von FrauenLesben auch nach dem 18. noch ein paar öffentliche Aktionen gegeben hat.

[31] Eine genaue Auseinandersetzung mit Repression muß Bestandteil des politische Alltags sein, darf aber nicht dazu führen, daß FrauenLesben aus Angst vor Repression die Grenzen freiwillig vorverlegen. Die Furcht vor dem "Konstrukt" - ohne dies im Zusammenhang mit konkretem illegalem Widerstand zu sehen - hat wahrscheinlich mit dazu beigetragen, daß die öffentlichen politischen Räume heute so wenig gefüllt sind.

[32] Wir haben dieses einschneidende Ereignis heute weitestgehend verdrängt, finden aber eine grundsätzliche Auseinandersetzung damit dringend notwendig, denn der Krieg ist nicht zu Ende.

[32a] Darin wurde uns einmal mehr bewußt, daß uns als weißen FrauenLesben in der Metropole in bestimmtem Grade individuelle Wege der Selbstverwirklichung offenstehen. d.h. relativ zufriedenstellende Betätigung in Studium, Ausbildung, Job etc., in die sogar ein Teil der politischen Identität eingebracht werden kann, aber die als individuelle Lebensweise jenseits eines kollektiven Prozesses des Sich- gegen- die- Verhältnisse- Stellens und der entsprechenden Verantwortlichkeit für und untereinander liegt. Diese Wahlmöglichkeit ist keine Spezialität der Roten Zora, sie betrifft auch andere FrauenLesbenzusammenhänge. Sie erschwert unsere kollektiven Prozesse, was sich darin ausdrückt, daß Unsere Politik oft abgekoppelt ist vom sogenannten Privatleben (Job/Freizeit), und den Widerspruch beinhaltet, sich einerseits innerhalb dieses Systems einzurichten (sozusagen im Privatleben), andererseits das System zu bekämpfen (in den politischen Gruppen). Diese Trennung aufzuheben ist ein notwendiger Schritt, wenn wir hier die Verhältnisse zum Tanzen bringen wollen. 1x die Woche zur Frauengruppe, und 2x zur Selbstverteidigung und 1x im Monat zur Demonstration reichen da nicht.

[33] Schwarzer Feminismus. Gloria I. Joseph, Hrsg., Berlin 1993)

[34] Der Begriff "Hausfrauisierung der Arbeit", der die zunehmende Nichtbezahlung von Arbeit weltweit benennen soll, ist dafür eher ein Negativbeispiel: in eurozentrischer Sicht wird ein Merkmal des hiesigen Geschlechterverhältnisses auf trikontinentale Bedingungen übertragen, so daß weder die Unterschiedlichkeit noch die gegenseitige Abhängigkeit der Geschlechterverhältnisse erfaßt wird.